

**Leif Hovelsen
Durch die Mauern
Wege zur Versöhnung**

Aus dem Norwegischen von Taja Gut

Leif Hovelsen

Durch die Mauern

Wege zur Versöhnung



© 2006 russische Ausgabe by Navona, Moskau

Leif Hovelsen, Oslo

© 2007 norwegische Ausgabe by Euro-Forum, Oslo

Leif Hovelsen, Oslo

© 2009 deutsche Ausgabe by Hansjörg Gareis, Schorndorf

Leif Hovelsen

Jede Wiedergabe oder Vervielfältigung des Textes, auch auszugsweise, bedarf der vorherigen schriftlichen Genehmigung durch den Verlag/Autor.

Übersetzung: Taja Gut

Cover: Thomas Sommerer, type & print, Nürnberg

Satz: type & print, Nürnberg

Druck: Schönbach-Druck, Erzhausen

Vertrieb: Asaph GmbH, Lüdenscheid

ISBN: 978-3-00-027271-4

Bestellnummer: 880271

*Gewidmet all den unschuldigen
zivilen Opfern der Luftangriffe
im Zweiten Weltkrieg*



Stimmen zum Buch

„ ... eines der interessantesten Dokumente der deutschen Nachkriegsgeschichte. Hovelsen behandelt Aspekte, die in der offiziellen Geschichtsdarstellung in aller Regel ausgeklammert werden; doch ohne Kenntnis der hier dokumentierten Hintergründe bleibt die deutsche, wie auch die gesamte europäische Nachkriegsentwicklung letztendlich unverständlich ... die in erfrischender Klarheit und Offenheit aufgezeigten Erschütterungen und Verletzungen der Menschenwürde und Menschenrechte durch totalitäre Systeme und Ideologien während des II. Weltkrieges und seiner Folgen bewirken ein gemeinsames „Nie Wieder!“ und die Rückbesinnung auf die moralischen und sozialen Ursprünge der menschlichen Zivilisation ...“

Rudi Henschel, Leiter Wirtschaftspolitische Abteilung des DGB (bis 1985)

„ ... ein großartiger Überblick eines integeren Zeitzeugen über die Gräueltaten des 20. Jahrhunderts und die wirksamen Möglichkeiten, die einem moralischen Menschen unter diesen Bedingungen immer noch offenstehen. Das Buch wird vielen Menschen Mut machen ...“

Vittorio Hösle, Paul Kimball Professor of Arts and Letters, Notre Dame, USA

„ ...ungewöhnlich wahrhaftig, sehr persönlich, zugleich ein historisches Dokument eines jener letzten noch lebenden Zeitzeugen, die jahrelang dem Terror der Nazibesetzung in Norwegen ausgesetzt waren und der dennoch in der Nachkriegszeit nicht allein als Zeuge, sondern als unermüdlicher, ideenreicher Akteur an den Geschehnissen teilnahm, die zu einer zutiefst befriedigenden Versöhnung zwischen Norwegen und Deutschland geführt haben ...“

Cornelia Gerstenmaier, Historikerin, Vorsitzende Gesellschaft Kontinent

„ ... in diesem Buch steht soviel drin – ich habe es im Laufe eines Tages ganz durchgelesen. Das Wesentliche darin scheint mir zu sein, solch einem Zeugnis vom Wirken Gottes im Leben eines Menschen zu begegnen. Wenn wir bereit sind, unser Dasein in Seine Hand zu legen, kann auch das Unglaubliche wirklich werden. Ich beneide den Autor darum, solch eine Erfahrung in die Hände seiner Patenkinder legen zu können.“

Per Lønning, Bischof i.R., Oslo

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	9
Die böse Überraschung.....	12
Gute Erinnerungen.....	16
«Ewig dein ist nur, was du verloren».....	20
Der Imperativ des Gewissens.....	28
Als der Hahn krächte.....	36
Freiheit	44
Der Ruf.....	51
In fremdem Land.....	59
Eine größere Revolution	75
Es bewegt sich was im Kohlenpott.....	91
Die Zeche «Nordstern»	103
Es geht um die Menschen	110
Ideen verändern die Welt	115
Nachspiel	126
Das Unerwartete	129
Neue Herausforderungen	151
Milovan Djilas	154
Andrej Sacharow	162
Alexander Solshenizyn	167
Unterwegs	171
Und die Zukunft?	177
Anhang	182
Quellennachweis	187

Einleitung

Es hat sich so ergeben, dass ich Pate von zwölf Kindern geworden bin. Die beiden jüngsten leben in Moskau und sind noch keine fünfzehn Jahre alt. Die zehn anderen sind alle erwachsen und haben selber schon Kinder. Es hat mir große Freude bereitet, jedes meiner Patenkin-der von der Taufe an bis zum Erwachsenenalter zu begleiten.

Das Geschick hat es auch gewollt, dass ich viel auf Reisen war. Daher konnte ich meine zwölf Lieben nicht so oft besuchen, wie ich es mir gewünscht hätte. Nun bin ich so alt geworden, dass mir womöglich nicht mehr viele Jahre bleiben. Da kam mir der Gedanke, dass ich ein Buch schreiben müsste, vor allem für die beiden jüngsten in Moskau, aber zugleich auch für die anderen zehn, die mir so viel bedeuten.

Dies ist kein literarisches Werk, auch kein Buch im üblichen Sinn, sondern eine Erzählung über mich selber, über mein Leben und Denken während des größten Teils des 20. Jahrhunderts, eines Jahrhunderts, das eine atemberaubende technische Entwicklung hervorgebracht hat, das aber auch Kriege und Diktaturen als Verkörperung des Bösen gekannt hat – eines Bösen, das Millionen und Abermillionen Menschenleben verschlungen hat, mehr als in irgend einem anderen Jahrhundert zuvor.

Für mich wurde es ein Leben voller Herausforderungen. Es ist nicht so geworden, wie ich es geplant und mir gewünscht hatte. Alles was geschah, erfolgte trotz meiner selbst. Das Leben, das mir zu leben beschieden war, lässt sich nur aus dem heraus verstehen, was ich während des Zweiten Weltkriegs durchmachen musste. Daher beginnt das Buch mit dem, was für mich während des Krieges die größte Bedeutung hatte und was mich auf meinem Weg prägte und führte.

Es hat lange gedauert, bis mir ein passender Titel für das Buch einfiel. Während eines Besuchs in Moskau fügte sich dann alles. Ich fuhr zum Puschkin-Museum, um die Skulptur *Durch die Mauer* des russischen Bildhauers Ernst Neizvestny zu betrachten. Der Künstler schuf diese Skulptur kurz nachdem die Berliner Mauer gefallen war. Neiz-

vestnys Werk ergriff mich zutiefst. Für mich veranschaulicht es den Kampf des Menschen, der durch die inneren und äußeren Mauern hindurch brechen will, Mauern, die uns daran hindern wollen, das zu werden, was wir sein sollen. Mit einem Male wusste ich, wie das Buch heißen musste: *Durch die Mauern*.

In vielerlei Hinsicht symbolisiert die Skulptur mein eigenes Leben: Ein ständiger Kampf gegen die Angst während des Zweiten Weltkrieges, als ich im Gefängnis und Konzentrationslager saß und auf meine Hinrichtung wartete; ein Kampf gegen das strukturierte Böse in der Nazidiktatur, das mich zu versklaven und mein Leben zu beherrschen suchte; ein Ringen, mich durch die Mauern der finsternen Mächte hindurch brechen zu lassen, damit ich in Würde ein freier Mensch und schöpferischer Geist bleiben konnte. Die Skulptur *Durch die Mauer* prägte sich mir tief ein und brachte mich dazu, Neizvestnys Werk als Titel und Coverbild meines Buchs zu verwenden.

Durch die Mauern ist euretwegen und für euch geschrieben, liebe Patenkinder. Ja, betrachtet es als eine Art Testament für jeden von euch.

Eines von euch Patenkindern lebt in Deutschland. Aber das ist nicht der Grund dafür, dass dieses Buch nun – nach einer russischen und einer norwegischen Ausgabe – auch auf deutsch erscheint. Das hat eine viel tiefere Ursache. Durch einen zwanzigjährigen Aufenthalt in der Bundesrepublik ist Deutschland ein Teil von mir selbst geworden, so wie ich ein Teil von Deutschland geworden bin. Mehr als alles andere jedoch ist es das miterlebte menschliche Leiden, egal wo und wann wir es erfuhren, das uns verbunden hat.

In den Jahren 1903 bis 1905 arbeitete mein Vater in Hamburg-Altona. Später, im Jahre 1947 reiste er zusammen mit Mutter im Auto durch Deutschland. Sie wollten mich im Ruhrgebiet besuchen. Unterwegs wollte Vater Hamburg-Altona gerne wiedersehen. Als sie dort standen, wo er damals gewohnt hatte und wo heute alles in Ruinen lag, brach Mutter in Tränen aus. «Wie müssen die Menschen hier gelitten haben», sagte sie.

Als ich im Januar 1950 zum ersten Mal nach Berlin kam, musste auch ich weinen.

Später sah ich einen Dokumentarfilm über die Zerstörung von Dresden. Da wurde mir klar, dass wir Alliierten, die wir Hitlers System des Bösen zu bekämpfen suchten, selber den Mächten des Bösen zum

Opfer gefallen waren und durch Hass und Rache gleicherweise Leiden und Tod über unschuldige Kinder und Mütter gebracht hatten. Dieser Tatsache musste ich ins Auge sehen. Ich konnte nicht anders, ich musste mich in Seele und Geist mit diesen Menschen im Schmerz solidarisieren angesichts des Bösen, das geschehen war.

Daher möchte ich die deutsche Ausgabe dieses Buches den vielen unschuldig leidenden Zivilpersonen widmen, die bei den Luftangriffen im Zweiten Weltkrieg dem Bombenregen zum Opfer fielen. *Durch die Mauern* sei in Verbundenheit all jenen gewidmet, die niemals die Freiheit und den Frieden in den Maitagen des Jahres 1945 erleben durften, und denen, die nie das Entstehen eines anderen Deutschlands und das Anbrechen eines neuen Europa erfahren konnten.

Es ist mein großes Anliegen und mein Wunsch, durch dieses Buch den heutigen jungen Deutschen und auch kommenden Generationen etwas von dem weitergeben zu können, was meine Generation im 20. Jahrhundert erlebt hat – unsere Siege und unsere Niederlagen, unsere Hoffnungen und Visionen, nachdem die Schrecken und Verwüstungen des Krieges hinter uns lagen. Wir setzten tatsächlich alles daran, ein anderes und besseres Europa aufzubauen. Wir lebten dafür, dass unser Kontinent in Freiheit, in parlamentarischer Demokratie und den universellen Menschenrechten verankert würde. Wir kämpften dafür, dass die grundlegenden geistigen und moralischen Werte, welche die Jahrtausende der Geschichte für uns zurecht geschliffen und uns vermacht haben, auch in der modernen Gesellschaft, die nach uns entstehen sollte, verwirklicht und bewahrt würden. So ist es also meine Hoffnung, dass *Durch die Mauern* den morgigen Schöpfern der Zukunft Impulse geben kann, damit sie es besser machen, als wir es in unserer Zeit vermochten.

Ein herzlicher Dank gilt den guten Freunden, die mich während der Arbeit am Buch unterstützt und ermuntert haben. Ich danke Turid und Tore Diskerud für all ihre Hilfe, die ich erfahren durfte, seit ich an dem Manuskript zu arbeiten begonnen habe.

Ganz besonders zu danken habe ich Herrn Direktor Taja Gut, Zürich, für seine Übersetzung ins Deutsche und meinem alten Freund Hansjörg Gareis für die redaktionelle Bearbeitung. Schließlich danke ich Herrn Dr. Joseph Gasser und seiner Familie für ihre Hilfe, ohne die diese deutsche Ausgabe nicht möglich gewesen wäre.

Oslo, Oktober 2007

Leif Hovelsen

Die böse Überraschung

Es war Nacht, als jemand gegen die Haustür donnerte und mich weckte. Die Krankenschwester, die während des Krieges bei uns wohnte, sah herein: «Draußen ist jemand, der nach dir fragt», sagte sie. Vom Fenster aus konnte ich im Halbdunkel eine Gestalt erblicken, unbeweglich und durch die Fliederbüsche etwas verdeckt. «Komm runter!», sagte eine leise Stimme, «ich habe eine Nachricht für dich von Nils.» Nils war einer der Verbindungsmänner in der Widerstandsbewegung. – «Wer sind Sie?», rief ich. Keine Antwort. Ich fragte noch einmal. «Komm runter!», sagte die Stimme. «Wenn Sie nicht sagen, wer Sie sind, rufe ich die Polizei!», schrie ich, schloss das Fenster und ging wieder ins Bett – und zog die Decke ganz über mich.

Ich hatte Angst. Irgendetwas stimmte da nicht. Plötzlich waren die Geräusche von zersplitterndem Glas und schweren Schritten auf der Treppe zu hören. Die Tür wurde aufgestoßen. Gestapo! Sie zerrten mich aus dem Bett und legten mir Handschellen an. Mutter und Vater sahen wie vor Schreck gelähmt zu. «Was hat er getan?», fragte Mutter. «Eine ganze Menge!», war die Antwort, und damit zogen sie mich in die Stube hinunter. Während zwei von ihnen mich verhörten, durchsuchten drei andere das Haus. Sie fanden nichts. Glücklicherweise schauten sie nicht unter den Dielen im Korridor nach, wo vier Radioapparate versteckt waren. Ich sagte, sie seien bestimmt in das falsche Haus geraten, das Ganze müsse ein Missverständnis sein. Aber sie zeigten mir einen Zettel: «Hier steht dein Name und Deine Adresse. Wir nehmen dich mit ins Hauptquartier, da werden wir dich schon zum Reden bringen.»

Ich zog mich an, und sie führten mich zum Auto hinaus. Als sie mich hineinstießen, hörte ich Mutter auf der Veranda. Ihre Stimme zitterte, als sie rief: «Leif, vergiss Jesus nicht!» «Jesus», dachte ich, «das ist doch bloß etwas für alte Frauen und kranke Männer.» Es war mir peinlich.

Während der zwanzig Minuten auf der Fahrt zur Victoria Terrasse, dem Gestapo-Hauptquartier in Oslo, arbeitete mein Gehirn auf Hochtouren. Der Zettel mit Namen und Adresse. Nachricht von Nils, hatten sie gesagt. War es möglich ...?

Draußen war alles still, kein Mensch war zu sehen, nirgends ein Licht. Außer uns gab es nichts in der dunklen, grauen Sommernacht des 9. Juni 1943. Ich war neunzehn und hatte eben das schriftliche Abitur gemacht. Im Wagen setzten sie das Verhör fort. Ich spielte den Unschuldigen und Unwissenden, aber zutiefst im Innern war ich von Angst erfüllt. Ich wusste zu viel.

In der Victoria Terrasse wurde ich in einen großen Raum geführt. Norwegische und deutsche Gestapo-Männer brüllten durcheinander. Vier von ihnen bombardierten mich mit eindringlichen Fragen und hielten mir einen Stapel illegaler Zeitungen unter die Nase. Trotzdem ging es unglaublich gut. Nach einigen Stunden wurde ich in der Grünen Minna ins Gefängnis an der Møllergate 19 überführt. Ich entspannte mich und war stolz, die Gestapo hinters Licht geführt zu haben. Ich kam unter strenger Bewachung in die Zelle B 24.

Die Tür schlug zu. Ich war eingesperrt und allein. Ich warf mich mit meinem ganzen Gewicht gegen die Tür. Nichts bewegte sich – allzu massiv. Ich sah mich um. Das Fenster? Fest versperrt. Es gab absolut keinen Weg hinaus.

In der Zelle waren ein Bett und ein altes Schulpult, auf dem ein Löffel lag. Auf dem Boden standen eine Waschschüssel und ein Krug Wasser. In der einen Ecke neben dem Ausgang gab es eine kleine Tür in der Wand, die ich neugierig öffnete. Es stank.

Ich dachte an die Verhöre und an die Antworten, die ich gegeben hatte. Sie hatten mir nur Fragen im Zusammenhang mit den Zeitungen gestellt. Ich begann, mich sicherer zu fühlen. Sie wussten offenbar nichts von all dem anderen, woran ich beteiligt war. Bis Weihnachten würde ich sicher wieder draußen sein – glaubte ich.

Mit einem Schlag öffnete sich eine Luke in der Tür. Essen. Stinkender Fisch und verfaulte Kartoffeln. Nein, danke. Ich ließ es stehen. Später wurde mir klar, dass dies die Hauptmahlzeit des Tages war. Abendessen und Frühstück bestanden aus Kaffeeersatz und ein paar Scheiben Brot, etwas Margarine und hin und wieder einem Stück Ziegenkäse. – Man wurde rasch hungrig und nahm schließlich alles, was einem gebracht wurde.

Diese ersten Tage waren wie Wochen. Auf den hölzernen Fensterblenden entdeckte ich eine Reihe dünner Striche, in Gruppen zu 7 angeordnet. Es musste ein Kalender sein. Ein Gefangener hatte 40 Tage hier gesessen, ein anderer 50, und der mit der längsten Reihe war

auf 90 Tage gekommen. Als ich am fünften Tag den Nagel in die Furnierplatte gedrückt hatte, brach es aus mir heraus: «Wie um alles in der Welt soll ich das aushalten können?»

Dann kam ein Tag, an dem ich zu rechnen begann. Wenn ich in dieser Zelle ein Jahr bleiben sollte, ergäbe das 365 Striche. Würde ich danach noch 50 Jahre in Freiheit leben können, wären dies 18.250 Tage. Da waren lediglich 365 Tage nicht der Rede wert, und ein Tag bedeutete nichts im Verhältnis zu der Zeit, die ich in Freiheit verbringen würde. Jeder Tag führte mich dem Ziel ja ein Stück näher! Diese einfache Rechnung verlieh mir neuen Mut. Und wie die Tage dahingingen und nichts geschah, war ich mehr und mehr davon überzeugt, dass alles gut gehen werde.

Erling K., mein Klassenkamerad im Gymnasium, war bestimmt schon nach Schweden entkommen, ich konnte mich also sicher fühlen. Wir hatten zusammen im ganzen Land kleine Kurzwellenempfänger verteilt. Manchmal brachte ich sie im Rucksack mit zur Schule. – Ja, in den beiden vergangenen Jahren hatte es wahrlich nicht an Spannung gefehlt! Nun war ich hier gelandet. Aber eines gelobte ich mir: Niemals würde ich einen meiner Freunde verraten – koste es, was es wolle.

Um mir die Zeit zu vertreiben, begann ich zu pfeifen. Mal war es das Ave Maria, mal Händels Largo, ein Volkslied oder ein munterer Marsch. Eines Nachmittags, als ich mich in eine solche Klangwelt hineinversetzte, geschah plötzlich etwas. Vermutlich war es «Kopf hoch, du flinker Junge», was ich begeistert durch das Fenster hinaus schmetterte. Da kamen von irgendwoher die Töne zu mir zurück. War das ein Echo? Nein, es musste jemand sein, der mir Antwort gab. Ich piff eine andere Melodie. Auch sie wurde wiederholt. Ich begann, schrittweise vorzugehen, piff zuerst das Studentenlied «Gaudeamus igitur» ... Es wurde ebenso rasch beantwortet. War der Unbekannte ein Student? Da versuchte ich es mit einigen der Abiturientenlieder vom Frühjahr. Der andere konnte sie alle, sogar solche, die wir an einem bestimmten Abiturientenfest gesungen hatten! Ich bekam Angst. Sollte es etwa Erling K. sein? Ich überlegte einen Augenblick und setzte dann mit einer Reihe von Kirchenliedern ein, an die ich mich von zuhause erinnerte. Erling K. war der Sohn eines Missionars, und wir waren auch zusammen in der christlichen Gymnasialgruppe gewesen. Die Kir-

chenlieder wurden sämtliche beantwortet – Lied für Lied. «War er es tatsächlich –? Nein, er konnte, er durfte es nicht sein!»

Dann versuchte ich es mit unserem eigenen Klassenlied. Wenn er auch dieses beantwortete, musste es Erling K. sein. Aber nun kam keine Antwort. Ich piff die Melodie erneut. Es blieb still. Ich sprang vor Freude hoch in die Luft. Hurra! Nun konnte ich sicher sein, dass er doch nach Schweden entkommen war.

Gute Erinnerungen

Ebenso überraschend und erfreulicher noch als dieses musikalische Ratespiel war ein Kleiderpaket von Mutter, das mir der Wärter eines Tages hereinbrachte. Als ich mit den Kleidern in den Händen dastand, entdeckte ich, dass auf jedem Kleidungsstück, das sie geschickt hatte, meine Initialen eingestickt waren! – in zierlichem Hellgrün, der Farbe der Hoffnung. Das sah ihr ähnlich. Kein Zweifel, was sie meinte! So war sie. Ich konnte sie vor mir sehen, wie sie auf der Veranda saß und ihre Stickarbeit machte.

Mutter – in letzter Zeit war etwas zwischen uns gekommen. Ich hatte nicht mehr ihren Glauben. Als kleiner Junge war ich immer mit ihr zusammen in die Kirche gegangen. Aber im letzten Jahr auf dem Gymnasium hatte ich plötzlich einen Wolfshunger auf alles bekommen, was mir «radikal» und «revolutionär» erschien, und ich begehrte mehr und mehr gegen das christliche Milieu auf, in dem ich lebte. Es war so engstirnig. An einem Frühlingstag, als ich durch das Schultor hinausging, sagte ich mir: «Ich will frei sein. Ich will radikal sein!» Mutter und Vater erzählte ich kein Wort davon – auch keinem anderen. Zuhause merkten sie wohl, dass da etwas am Brodeln war.

Dann, eines Tages, konnte ich es nicht länger für mich behalten. Mutter weinte. Ich wollte sie ja nicht verletzen, ich wollte bloß ehrlich sein. Sie war alles andere als engstirnig. Im Gegenteil, sie zeigte lebhaftes Interesse für das, was in unserem Land und in der übrigen Welt geschah. Abends war sie die Letzte, die das Licht löschte, denn sie las immer noch bevor sie ins Bett ging. Der Glaube bedeutete ihr alles.

Ich selber hatte zu jener Zeit begonnen, Psychologie und Philosophie zu lesen. Eines Tages stieß ich auf Karl Marx. Ich fand Das Kommunistische Manifest im Bücherregal meines Onkels, nahm es mit nach Hause und las es heimlich. Das Manifest berührte etwas tief in mir, aber ein Kommunist wurde ich nicht. Ich war immer noch ständig auf der Suche nach etwas Umfassendem.

Mehr als alles andere erfüllte mich damals der Kampf um unsere Freiheit. Das war Wirklichkeit, und dieser Verantwortung konnte sich keiner entziehen. Die deutsche Besatzungsmacht und ihre norwegi-

schen Nazilakaien fürchteten die Wahrheit. Darum wurde die Presse geknebelt und jeder Rundfunkapparat im Land konfisziert. Ich erinnere mich gut, wie schwer es mit anzusehen war, als Vater mit unserem neuen, großen Radio zur Sammelstelle der örtlichen Behörden ging. Wer der Verordnung der Nazis nicht Folge leistete, wurde mit strengen Gefängnisstrafen bedroht.

Wir, die wir uns weigerten, der deutschen Besatzungsmacht und der von ihr eingesetzten Naziregierung unter der Führung des Verräters Vidkun Quisling zu gehorchen, wir hörten auf unsere rechtmäßige Regierung und König Haakon VII., die sich in London im Exil befanden. Als Erstes übernahm ich die Aufgabe, die täglichen Nachrichten aus London abzuhören und dann die Freiheitsbotschaften mittels illegaler Zeitungen unter der Bevölkerung in Oslo und Umgebung zu verbreiten. Später war es meine wichtigste Verpflichtung, Verbindungsleute der Widerstandsbewegung im ganzen Land mit kleinen Kurzwellenempfängern zu versorgen. Zufällig war einer meiner Freunde ein schwedischer Radioingenieur. Er hatte engen Kontakt mit Schweden und bekam auf geheimen Wegen das Material, das er benötigte, um Kurzwellenempfänger bauen zu können. Zuhause hatte ich selber einen Rundfunkapparat. Er war unter dem Schreibtisch montiert!

Eines Nachmittags, als ich mich beeilte, in mein Zimmer zu kommen, um zu «lernen» (das heißt, die 15-Uhr-Nachrichten zu hören), schöpfte Mutter ob dieses auffallenden Interesses für die Schulaufgaben Verdacht. Sie kam unerwartet in mein Zimmer, als ich unter dem Tisch saß und lauschte; ich hatte vergessen, die Tür abzuschließen. Nun ist es aus, dachte ich, jedenfalls hier zu Hause. Da fragte sie schmunzelnd: «Kannst du mir nicht auch einen Kopfhörer besorgen?» Später saßen wir oft zusammen da und lauschten, auch Vater war dabei.

Vater war ein richtiger Abenteurer. Seine Leidenschaft war der Skisport. Die Zeit um die Jahrhundertwende war schwierig für das Bauwesen, in dem er tätig war; darum reiste er nach Amerika und fand Arbeit in Chicago. Doch in seinem Innersten hatte er Heimweh nach den Skihängen zu Hause und sehnte sich zurück in die Nordmarka.

Dort hatte er fast alle Preise gewonnen, die man auf Skiern gewinnen konnte, und den Höhepunkt hatte unzweifelhaft das Jahr 1903 gebildet, als er auf dem Holmenkollen sowohl das 50-Kilometer-Ren-

nen gewann und den Königspokal empfing, als auch die Holmenkollen-Medaille erhielt.

An einem Sommertag, als er in einem Park in Chicago spazieren ging, erblickte er eine Art Rutschbahn, auf der Boote in einen kleinen See hin absausten und wieder hochgezogen wurden. Hier müsste es doch auch möglich sein, Ski zu fahren, dachte Vater. Er redete mit den Verantwortlichen – und erhielt die Erlaubnis, es zu versuchen. Er rieb die Skier mit Vaseline ein und fuhr los. Die Geschwindigkeit war so groß, dass er mit den Skiern ein ziemliches Stück auf das Wasser hin ausglitt, bevor er zu sinken begann. Da stieß er die Skier ab und schwamm an Land.

Eines Tages, als er sich mit diesem neuen Sport vergnügte, sah ihn zufällig ein Direktor des berühmten Zirkus Barnum & Bailey. Er zeigte Interesse und fragte Vater, ob er so etwas auch drinnen, in seinem Zirkus, vollführen könnte. Vater willigte ein, und von da an war er «The Flying Norseman» – die große Sensation in Barnum & Bailey's «Greatest Show on Earth». Er trat in Madison Square Garden und überall in Amerika auf, wohin sie reisten. Die Zeitungen berichten über die Zuschauer, dass «kräftige Männer sich abwandten, das Gesicht so bleich wie ihre weiße Hemdbrust, und schöne Damen vor Schreck kreischten», wenn sie ihn springen sahen. Die Sprungschanze bestand aus einem ca. 30 Meter langen Gerüst, und zwischen dem Absprungtisch und der Auslaufbahn befand sich ein 15 Meter breiter offener Graben. Hier trotteten manchmal ein paar Elefanten durch, über die er hinweg schwebte. Dem Skihistoriker Jakob Vaage zufolge sahen ihn vier Millionen Menschen Ski springen.

Später zog er nach Colorado und brachte Tausenden von Amerikanern das Skilaufen bei, und seither wird er als «The Father of Skiing in Colorado» geehrt. Er ließ sich in Steamboat Springs nieder und kaufte außerhalb der Stadt eine «Ranch». Durch seine Pionierarbeit erhielt die Stadt den Beinamen «Ski Town USA». Das große Skigebiet, das er schuf, und die Sprungschanze, die er baute, sind nun auf der ganzen Welt bekannt und tragen seit 1918 seinen Namen, Howelsen Hill.

Im Jahre 1922 unternahm er eine Reise nach Norwegen, um die Goldene Hochzeit seiner Eltern zu feiern. Da traf er Anna Kristine wieder. Sie hatten sich schon kennen gelernt, bevor er 1903 Norwegen verließ. Ihr ältester Bruder war nämlich mit einer von Vaters Schwestern verheiratet. Anna Kristine und Vater fanden nun heraus, dass sie auch

heiraten möchten, und sie kauften das Blockhaus, das unser Heim in Høybråten wurde, im Ostteil von Oslo, und wir wohnten dort, so lange sie lebten.

Vater war stets waghalsig, aber niemals tollkühn. Es gab nichts, was ihm nicht in den Sinn kommen konnte. Jakob Vaage, mit dem ich gut bekannt wurde, hat mir viele Geschichten von ihm erzählt. Hier ist diejenige, die mir am besten gefällt: «Hovelsen war ein großer Balancekünstler. Als einige Jugendliche aus Kristiania, wie Oslo damals hieß, im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts auf einer Sprungschanze außerhalb der Stadt ein Kostümwettspringen veranstalteten, hatte Hovelsen seine Handharmonika dabei. Als sein Sprung aufgerufen wurde, nahm er die Handharmonika und begann, einen Marsch von Sousa zu spielen. Er spielte während des Anlaufs, des Sprungs und des Aufsetzens und beschloss den Marsch mit einem Telemark im Auslauf – und das alles, ohne einen falschen Ton zu spielen oder auch nur eine einzige Note auszulassen!»

Mutter hat mir erzählt, dass ich kaum zwei Jahre alt war, als Vater mir Skier anschnallte. Dann fuhr er den steilen Hang beim Haus hinab, mit mir zwischen den Knien. Mutter spähte zum Küchenfenster hinaus und verfolgte das Ganze mit klopfendem Herzen – aber auch mit Stolz.

Viele meiner Erinnerungen sind mit Vater verbunden. Nun, in der Einzelzelle, strömten sie mir wieder ins Gedächtnis. Erinnerungen an Sommerferien mit Forellenfischen in Flüssen und Seen und an Wintertage mit herrlichen Skitouren. Hier erwachte alles zusammen in mir wieder zum Leben und verkürzte die langen Stunden.

«Ewig dein ist nur, was du verloren»

Eines Abends hörte ich den Lärm eisenbeschlagener Stiefel im Korridor. Schlüssel klirrten, und die Tür sprang auf. «Vier tausend sieben hundert achtundfünfzig», meldete ich in strammer Haltung. «Raus!», schrie der Wärter. Im Gang standen drei Gestapo-Offiziere. Sie stellten mich mit dem Gesicht gegen die Wand. Ich wartete angespannt. Plötzlich legten sie mir am linken Handgelenk Handschellen an und drehten mich rasch herum. Vor mir stand Erling K.! Ich hatte das Gefühl, durch den Steinboden hindurch zu versinken. Alles, worauf ich meine Hoffnung gebaut hatte, fiel wie ein Kartenhaus in sich zusammen. Ich fühlte mich geschlagen. Wie viel wussten sie? Sie fesselten uns mit den Handschellen aneinander und fuhren uns zur Victoria Terrasse. Dort wurden wir getrennt. Sie nahmen Erling K. mit in einen anderen Raum, und wir sollten uns erst nach der Befreiung wieder sehen, als er aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen zurückkam.

Den nächsten Schock bekam ich, als sechs Gestapo-Männer mich erneut verhörten. Bereits die ersten Fragen machten klar, dass sie unheimlich viel von uns wussten und über Dinge informiert waren, die sie nur von unseren eigenen Leuten hatten erfahren können. Und da Erling K. nicht nach Schweden entkommen war, fühlte ich mich dermaßen aus der Fassung gebracht, dass ich nicht mehr wusste, was ich tun sollte.

Jenen Abend und jene Nacht werde ich niemals vergessen. Irgendwann drehten mir zwei von ihnen die Arme auf den Rücken, während der Dritte mir mit der Faust ins Gesicht schlug. Dann wechselten sie sich dabei ab, mir mit einer Art Metallkabel über den Rücken zu peitschen, während sie durcheinander schrien und mir einen Zettel zeigten, auf dem vier Namen standen. Sie behaupteten, dass diese vier von mir Radioapparate erhalten hätten. Mir wurde eiskalt, denn es stimmte. Es war dumm von mir, aber ich hatte Nils von ihnen erzählt. Die Gestapo wusste alles. Ich leugnete und leugnete. Die Gewalt der Schläge nahm zu. Schließlich konnte ich keinen Widerstand mehr leisten und gab zu, dass die Namen stimmten. Sie brachten mich auch dazu, noch etwas anderes zu gestehen, was Nils ihnen erzählt hatte:

dass ich zu Hause noch vier Radioapparate versteckt hatte. Sie zwangen mich aufzuzeichnen, wo sie lagen, kamen dann aber plötzlich auf die Idee, mit mir nach Hause zu fahren – «Womöglich sind die Geräte nicht mehr da», sagten sie, «dein Vater kann sie ja fortgeschafft haben.» «Er weiß nichts davon», gab ich zu Antwort, «und ich will nicht nach Hause. Sie können die Geräte selber finden. Sie liegen unter dem Korridorboden.» «Nicht mit nach Hause?», lachten sie, luden einen Revolver und stießen ihn mir ins Genick. «Wenn du nicht mitkommst, erschießen wir dich – auf eine Leiche mehr oder weniger kommt es uns nicht an.» Wieder wurde ich in Handschellen gelegt und zum Auto hinaus gestoßen.

Zum Glück lagen die Radioapparate noch an der Stelle, die ich angegeben hatte. Im Morgengrauen des folgenden Tags wurde ich zur Møllergate 19 zurückgefahren. Ich krümmte mich vor Verzweiflung, fühlte mich im doppelten Sinne geschlagen und derart gedemütigt, dass es wehtat. Ich bat den Wärter, die Pritsche benutzen zu dürfen, weil ich mich nicht mehr aufrecht halten konnte. Es wurde mir höhnisch untersagt. Ich legte mich resigniert auf den Fußboden. Die Bilder der vergangenen Nacht rollten wieder vor meinen Augen ab. Auf einmal stürzte der Wärter brüllend in die Zelle und zerrte mich vom Boden hoch: «Verboten! Verboten!» Als die Türe zuschlug, sank ich auf dem Schulpult zusammen.

Was mir mehr als alles andere ins Herz schnitt, war die Tatsache, dass ich die vier Namen preisgegeben hatte. Allem zum Trotz, was ich mir selber gelobt und auszuhalten versucht hatte, war es der Gestapo gelungen, mich zu brechen, mich, der ich ein Mann sein und es beweisen wollte!

Es traf mich so tief, dass ich mir selber nicht verzeihen konnte. Das alles war mein Fehler. Ich hatte versagt. Ich war der Schuldige, weil ich Nils zu viel erzählt hatte. Ich litt die ganze Gefangenschaft hindurch, auch wenn ich wusste, dass Gott mir vergeben hatte. Frei wurde ich erst, als in den Maitagen 1945 der Frieden kam. Das Erste, was ich tat, als ich nach Hause kam, war, meine vier Freunde aufzusuchen, um ihnen die Wahrheit zu gestehen, ihnen zu sagen, wie niedergeschlagen ich deswegen war, und sie um Vergebung zu bitten. Sie nahmen mich mit offenen Armen auf und vergaben mir freudigen Herzens.

Noch etwas anderes ging mir durch den Kopf, als ich da niedergeschlagen und zusammengesunken am Pult saß – etwas, das ich vor

dem Haus in der Victoria Terrasse gesehen hatte. Als die Gestapo-Leute mich nach dem Verhör in den Wagen stießen, trat ein Norweger an sie heran. Er hatte dort gestanden und gewartet. Ungepflegt und unrasiert, mit flackerndem und unterwürfigem Blick hielt er die Hand hin: «Wann kriege ich das Geld?»

Und dann die Sache mit Nils – dass mein Kamerad Nils sowohl mich als auch Erling K. verraten hatte. Mutter und Vater hatten also doch recht gehabt. «Du bist zu gutgläubig, Leif», hatten sie gesagt, «pass auf bei Nils. Wir trauen ihm nicht.» Ich wollte nicht auf sie hören und war verärgert, dass sie nicht begreifen konnten, dass die Menschen im Grunde gut sind! «Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!», daran glaubte ich. Nun fiel all das in sich zusammen, woran ich glauben wollte, niedergerissen und weggespült von dem Bösen, das ich nicht als Realität anerkennen wollte.

Am schlimmsten war die Angst vor dem, was nun folgen konnte. Das Verhör hatte elf Stunden gedauert. In einem unbewachten Augenblick gelang es mir, einen Blick auf den Tisch zu werfen, und da lagen Fotografien meiner Freunde Erling S. und Albin, die ich in Freiheit vermutet hatte. Sie waren offenbar zur gleichen Zeit verhaftet worden wie ich; auch sie hatte Nils verraten.

Es lief mir kalt über den Rücken, wenn ich an sie dachte. Was würde passieren, wenn etwas aus ihnen herausgepresst wurde, was nicht mit meinen Aussagen übereinstimmte? Der Gedanke ließ mich nicht mehr los. Zwar war es mir gelungen, die am meisten belastenden Dinge zu verheimlichen, aber es war mir ganz klar, dass ich es nicht aushalten könnte, wenn ich nochmals unter Folter verhört würde. – Möglicherweise würden sie aus mir herausholen wollen, wer für die Route nach Schweden verantwortlich und wer der Verbindungsmann zur Widerstandsbewegung war. Das wäre katastrophal. Was sollte ich tun? Konnte ich diesen beiden Freunden von mir eine Nachricht zukommen lassen? Sie waren bestimmt auch an der Møllergate 19. Ich sah mich in der Zelle um – hoffnungslos. Und keiner, dem ich vertrauen konnte.

Und dann kam der Gedanke wie ein Blitz: «Warum nicht beten?» «Beten! Ich glaube nicht mehr an Gebete.» «Willst du es nicht trotzdem versuchen?» «Aber es ist doch sinnlos.» «Es könnte ja sein, dass es deine Rettung ist! Es kann doch auf alle Fälle nicht schaden, es zu

versuchen!» Nie zuvor war ich je in einer solchen Not gewesen. Ich war völlig hilflos.

Nachdem ich eine Weile hin und her überlegt hatte, beschloss ich, das Experiment zu machen. «Wenn es dich gibt, Gott», sagte ich, «und du da bist und alles siehst, dann weißt du, wie hilflos ich bin und was auf dem Spiel steht.» Und ich betete: «Willst du Erling S. und Albin helfen, es zu überstehen und das Richtige zu sagen? Und Gott», fügte ich hinzu, «wenn du mir antwortest und mir einen Beweis dafür gibst, dass du existierst, dann werde ich mich dir selber ganz und gar übergeben. Ich möchte gerne glauben, aber wie kann ich glauben was ich nicht weiß?»

Wenige Tage darauf – es war ein Montagnachmittag – öffnete sich die Tür. Der Wärter und der Gefängnisfriseur kamen in die Zelle. Das war seltsam, denn ich wusste, dass ich noch nicht an der Reihe war. Ich wurde den Gang A entlang geführt und auf einem Hocker direkt neben dem Ausgang zum Hof platziert. Der Friseur, selber ein Gefangener, begann, mir die Haare zu schneiden, während der deutsche Wärter aufpasste. Der Friseur drehte den Hocker ein wenig, vielleicht zufällig, aber im selben Augenblick waren weit oben auf der Treppe Schritte zu hören. Vier Männer kamen herunter marschierend. Es waren Erling S. und Albin, gefolgt von zwei Wärtern! Sie blieben nur wenige Meter entfernt im Korridor stehen und erblickten mich sofort. Die Deutschen unterhielten sich miteinander, und Albin beugte sich blitzschnell zu mir vor und erzählte vom Verhör, das er eben durchgestanden hatte. Die Wärter im Blick flüsterte ich zurück: «Genau dasselbe habe ich auch gesagt.» Dann mussten wir wieder einige Minuten warten. Endlich ergab sich wieder eine Gelegenheit, und ich flüsterte Erling S. zu: «Dich kenne ich nicht, aber ich kenne deinen Bruder.» «Das habe auch ich gesagt», antwortete er rasch. «Wir kommen ins Gefangenenlager Grini.» Kurz danach wurden sie durch die Eisentüre in den Hof hinausgeführt, wo der Wagen wartete. Ein letzter ermutigender Blick, und fort waren sie.

Als ich zurück in B 24 war, jubelte ich: «Das war großartig!» und tanzte vor Freude im Kreis herum. Mit einem Mal fiel mir das Gebet ein. «Aber», wandte ich ein, «das war vielleicht nur ein glücklicher Zufall.» «Glücklicher Zufall!» «Ja klar, es ist doch ganz natürlich, dass der Friseur mich nach links drehte, das tut er bestimmt mit allen! Und dass meine beiden Freunde gerade dann die Treppe herunter geführt

wurden, ist doch auch nichts Besonderes, solche Dinge geschehen halt einfach.» Ich stand still. «Aber was ist mit der merkwürdigen Tatsache, dass wir miteinander reden und diese wichtigen Sätze austauschen konnten, obwohl wir unter Bewachung standen? Glücklicher Zufall? Tja – Warum war es denn von den 450 Gefangenen ausgerechnet ich, den man genau an diesem Tag und zu der Zeit, da meine Freunde nach Grini überführt wurden, zum Haarschneiden herausholte?»

Draußen donnerte es. Die Zelle lag im Halbdunkel. Ich fühlte mich klein und demütig, es brach aus mir heraus: «Gott, ich glaube.» Ich weinte vor Freude! Von diesem Augenblick an war etwas Neues in mir, eine innere Überzeugung und ich wusste, dass sie nicht mehr zu erschüttern war.

Wie sehr mein Denken auch zu beweisen versuchte, dass dies alles bloß Zufälligkeiten waren – in der Tiefe meiner Seele wusste ich, dass Gott ein Wunder getan hatte, nicht nur in meiner Umgebung, sondern auch in mir selbst. Ich war verändert. Friede, Sicherheit, Freude und Geduld waren in mich geströmt und hielten mich in den Tagen und Wochen, die folgten, aufrecht. Als wäre es nicht mehr wichtig, ob ich nun noch eine Woche oder ein Jahr in der Einzelzelle saß. Das Leben kam mir wie das wunderbarste Geschenk vor.

Jeden Tag entdeckte ich neue Dinge. Es konnte etwas sein, was ich in der Schule gelernt hatte und das nun plötzlich einen tieferen Sinn bekam. Auf diese Weise lernte ich verstehen, was Ibsen durch Brand sagt: «Seele, bleib getreu Du bis zum Ende. Sieg der Siege: Deine leeren Hände. Der Verlust hat dir Gewinn geboren. Ewig dein ist nur, was du verloren.» Erst, wenn alles verloren ist, gewinnt es höheren Wert. Mehr und mehr lernte ich, was Freiheit wirklich ist und warum wir für die Freiheit kämpfen müssen. Ich fing auch an, in ganz neuer Weise zu schätzen, dass es ein Geschenk ist, eine Ausbildung zu erhalten, umsichtige Eltern und ein gutes Zuhause zu haben. Erst jetzt, da mir alles genommen war, wurde es lebendiger und bedeutungsvoller. B 24 wurde auf einmal zu einer ganz anderen Welt. Erwartung und Spannung lagen darin, immer wieder Neues zu entdecken!

Natürlich gab es auch schwere Stunden, und es kamen Tage, an denen ich wieder zu harten Verhören durch die Gestapo hinausgeführt wurde. Aber jetzt konnte ich selber die Initiative ergreifen. Ich war nicht mehr wehrlos. Eine neue Kraftquelle hatte sich in mir

geöffnet, wenn ich betete und die Schwierigkeiten, in denen ich mich befand, Gott anvertraute.

Als ich einen weiteren Monat in B 24 gesessen hatte, wurde ich zu einem neuen Verhör geholt. Diesmal war es ein norwegischer Gestapo-Mann. Er war betrunken. Zuerst wollte er Namen und Adresse eines Schulkameraden wissen. Er hatte offensichtlich Informationen erhalten, und er machte deutlich, dass ich der einzige sei, der dessen Namen und Adresse preisgeben konnte. Ich sah zuerst nicht, wie ich mich hier herauswinden konnte. Ich wusste, worauf er hinaus wollte. Aber er sollte es nicht aus mir herauskriegen, koste es, was es wolle. Ich spielte den Unwissenden. Schließlich gab er auf. Danach drang er hart in mich, ihm Informationen über eine kommunistische Gruppe zu geben, die unsere geheime Druckerei mit Nachrichten versorgte. «Wir wissen, dass du darüber informiert bist», sagte er, «und das ist deine Chance. Rede, und wir werden dich nicht mehr als Kommunisten betrachten.» «Ich bin kein Kommunist», sagte ich. «Das interessiert mich einen Dreck», antwortete er. «Du bist in einen kommunistischen Fall verstrickt. Wenn du erzählst, was du über sie weißt, können wir dir versprechen, dass du nicht erschossen wirst. Wenn du nicht redest, ist es aus mit dir.»

Die Sache war klar: Wenn ich erzählte, was ich wusste, konnte ich die kommunistische Gruppe in Gefahr bringen. Schwegel ich, konnte es mich das Leben kosten. Es war, als bekäme ich Kraft von oben. Ich spielte weiterhin den Unwissenden. Und es half. Ich wurde zur Zelle B 24 zurückgeführt, ohne etwas verraten zu haben.

Nur wenige Tage bevor der norwegische Gestapo-Mann mich verhörte, war der deutsche Gestapo-Offizier, der für unseren Fall zuständig war, ein paar Minuten lang zu Besuch in B 24 gewesen. Er wollte mich bloß davon in Kenntnis setzen, sagte er, dass sie in meinem Fall Todesurteil und Hinrichtung beantragt hätten. Entschieden würde es vor dem Polizeigericht, betonte er, «aber wir werden alles tun, damit das Todesurteil vollstreckt wird.» Dann lächelte er und verließ B 24.

Erst da wurde mir klar, dass ich in größerer Gefahr schwebte, als ich geahnt hatte. Es musste für die Gestapo natürlich ärgerlich sein, dass sie keinen der 56 anderen in der Widerstandsbewegung ergreifen konnten, die ein Radiogerät von mir erhalten hatten. Ich beharrte darauf, alle diese Apparate Menschen gebracht zu haben, von denen ich wusste, dass sie nach Schweden entkommen waren. Darin blieb

ich standhaft. Es gelang ihnen nicht, mehr aus mir herauszubringen. Zum Glück hatte ich Nils nur von den vier Radiogeräten erzählt.

Wenn ich es richtig bedachte, musste ich mit der Hinrichtung rechnen. Aber warum? Warum jetzt, da ich angefangen hatte, das Leben neu zu entdecken? Alles in mir schrie danach, leben zu dürfen. Ich konnte nicht begreifen, dass es nun aus sein sollte.

Ich wusste jetzt, dass meine einzige Chance im Gebet lag. Das hatte ich ja vor zwei Monaten erlebt. «Was immer dein Wille ist, Gott», betete ich, «lass es geschehen. Ich verspreche es: Sollte mir das Leben geschenkt werden und sollte ich eines Tages auch die Freiheit wieder erlangen, dann schenke ich dir mein Leben, damit du es so verwenden kannst, wie du willst.»

In B 24 ging ich nun oft in endlosen Schleifen auf und ab und dachte nach. Hin und wieder tauchten Erinnerungen aus der Kindheit auf. Mir kam plötzlich in den Sinn, wie ich als Junge mit Mutter in die Kirche gegangen war. Meistens ging ich nur ihr zuliebe mit. Während der Predigt fiel es mir schwer, den Worten zu folgen. Ich träumte lieber irgendetwas. Aber ich mochte die Orgelmusik und die Lieder. Was mich am meisten berührte, war das Abendmahl, auch wenn ich nicht viel davon begriff. In unserer Kirche wurde der Abendmahl-Ritus nach einer uralten Melodie gesungen, und diese hatte sich mir eingeprägt. Daher konnte ich nun in mir den Priester singen hören: «In der Nacht, da er verraten wurde, nahm er das Brot, dankte, brach es ...» Auf einmal begann ich selber mitzusingen, und auf eine sonderbare Weise erlebte ich eine Art Identifizierung mit Christus. Ich sagte mir: «Christus wurde von Judas verraten. Ich wurde von Nils verraten. Christus wurde von den Römern geschlagen und gepeinigt. Ich wurde von den Deutschen geschlagen und gepeinigt. Christus wurde gekreuzigt. Ich werde hingerichtet werden.»

Und dann war es, als ob Jesus neben mir stünde. Ich erlebte seine Gegenwart ganz real. «Leif», sagte er zu mir, «fürchte dich nicht. Ich bin dein Überwinder. Folge mir nach.»

Wieder geschah etwas in mir. Die Angst vor der Hinrichtung und vor der Gestapo verschwand. Ich wurde von einer stillen inneren Freude überwältigt, und ich dankte Gott dafür, dass ich lebte. Ich war im tiefsten und umfassendsten Sinn der Worte sicher und frei. Erst wenn man alles verloren hat – und das Letzte, was ich noch hatte, war das Leben – ist man wirklich frei. So erlebte ich es.

Wenn mich dann an den Abenden doch hin und wieder die Einsamkeit überfiel, dann sang ich: «Führ´ liebes Licht, auch in der Finsternis, führ´ du mich an.» Ich war in Gottes Gemeinschaft. Was brauchte ich mehr?

Jedes Mal, wenn ich den Lärm von Eisenabsätzen und das Klirren der Schlüssel an der Tür hörte, durchfuhr es mich: «Bin ich jetzt an der Reihe?» Als ich eines Morgens in B 24 auf und ab ging und die Schritte des Wärters draußen im Korridor hörte, kam mir der Gedanke: «Er ist ein unglücklicher Mann, dieser Deutsche. Vielleicht empfindet er sich selber als Sklave und muss all dies gegen seinen Willen tun. Er ist dazu verurteilt, Teil eines bösen Systems zu sein und kann dem nicht entkommen.» Und, weiter: «Deutschland wird den Krieg verlieren, nicht wegen uns Alliierten, sondern weil die Deutschen sich gegen Gott gewandt haben und das Böse zur Erreichung ihrer Ziele benutzen. Es wird nie zu etwas führen. Wie lange es auch dauern mag, der Ausgang steht von vornherein fest. Und wenn der Tag kommt, an dem Hitler-Deutschland geschlagen und sein nationaler Stolz vernichtet ist», dachte ich bei mir, «dann werden die Deutschen Gelegenheit haben, Gott wirklich zu finden, und sich als Volk und Nation zu einem neuen Leben durchzurufen.»

Die Tage kamen, die Tage gingen. Eines Morgens, während ich meine endlosen Wanderungen auf dem Zellenboden auf und ab absolvierte, begann ich Shakespeare zu rezitieren: «To be or not to be, that is the question.» Ich blieb stehen und musste lachen. Im Grunde war es komisch.

Ein weiterer Monat verging. Ich war immer noch am Leben.

Der Imperativ des Gewissens

Es war Mittag, ich hatte eben gegessen, als mich der Wärter holte. Am Ende des Korridors erblickte ich einen höheren Gestapo-Mann, der mehrere Male bei den Verhören dabei gewesen war, sich aber mehr im Hintergrund gehalten hatte. Er winkte mich heran, und ich ging mit ihm in einen Raum. Er war fast freundlich und bat mich, direkt ihm gegenüber am Tisch Platz zu nehmen. Ich betrachtete ihn: ein groß gewachsener, schlanker, blonder Deutscher, bestimmt einer von denen, die als «reine Arier» galten. Im Grunde genommen ein ansprechender Mann, mit scharfen, klaren Zügen, aber etwas Kalem, Berechnendem im Blick. Ich ergriff die Initiative. «Nun sitze ich seit vier Monaten in Einzelhaft», sagte ich, «ohne Erlaubnis zu lesen und zu schreiben oder einen Hofgang zu machen. Ich bitte um Erlaubnis, lesen zu dürfen. Ich verschwende ja bloß Zeit, ich sollte eigentlich schon an der Universität eingeschrieben sein.» Er lachte. «Zeit verschwendest du? Da bist du selber schuld. Warum hast du dich der Widerstandsbewegung angeschlossen?»

Dann redete er eine gute halbe Stunde lang. Er sprach von der Ideologie des Nationalsozialismus und erklärte sie in überzeugender Weise. Er erzählte, was Hitler für Deutschland getan hatte, und lieferte eine begeisterte Schilderung vom Vormarsch der deutschen Waffen in ganz Europa. Der Krieg sei bald zu Ende. «Wir rücken in Italien vor», sagte er. Zum ersten Mal erfuhr ich so, dass in Italien gekämpft wurde, und ich folgerte daraus, dass die Alliierten dort gelandet waren. «Wenn die Deutschen die Alliierten geschlagen haben», sagte er, «werden sie den Kontinent einigen und die Vereinigten Staaten von Europa aufbauen – so wie die Vereinigten Staaten von Amerika.»

Danach begann er, das Leben in der Hitlerjugend zu schildern. In leuchtenden Farben schilderte er die Leidenschaft, die Hunderttausende von Jungen erfüllte, die nun voller Begeisterung ihren Platz im Kampf für ihr neues Europa fanden. Mit jedem Wort, jeder Geste zeigte er mir, dass er wirklich glaubte, was er sagte. Ich empfand es wie einen Sog, und ich musste dagegen ankämpfen, um nicht hineingezogen zu werden.

Abrupt wechselte er das Thema. «Wenn wir dich freiließen und einer deiner Freunde zu dir käme und fragte: (Kannst du uns nicht helfen, diese illegalen Zeitungen zu drucken?), was würdest du da antworten?» «Ich habe nun so viel Zeit damit verloren, im Gefängnis zu sitzen, dass ich mich auf mein Studium konzentrieren muss», sagte ich. «Und das soll ich dir abnehmen?», fragte er. Ich schwieg. «Du sitzt schon ziemlich lange in Einzelhaft», begann er erneut. «Wenn wir dich nun mit anderen zusammen in eine Zelle verlegten, so dass du jemanden hast, mit dem du dich unterhalten kannst, hättest du Lust darauf?» «Oh ja!» «Gesetzt, einer deiner Zellengenossen wird zum Verhör geholt. Er kommt zurück und erzählt, wie geschickt er die Gestapo getäuscht hat und dass sie nichts aus ihm herausgebracht hätten – wärest du bereit, uns das zu erzählen?»

Ich schwieg zunächst. Da saß einer, der mein Schicksal in der Hand hatte. Ich fühlte mich ihm gegenüber machtlos. Aber da brach ohne Rücksicht auf mich selbst aus meinem Innern eine Kraft heraus wie ein Schuss: «NEIN! Das ist gegen mein Gewissen.» «Gewissen?», hohnlächelte er. «Es ist normal zu denunzieren. Du bist ja selber verraten worden. Aber hör zu», ereiferte er sich, «wenn wir dich freiließen, so dass du an die Universität gehen und tun kannst, was du willst, wärest du da bereit, uns Informationen zukommen zu lassen über das, was in der Widerstandsbewegung vorgeht?» Wieder kam es wie ein Kanonenschuss: «Nein! Das ist gegen mein Gewissen.» Er ließ nicht locker: «Wenn wir dich jetzt freiließen, heute noch, so dass du dein Studium beginnen kannst, dann könntest du uns darüber berichten, was im Widerstand vorgeht. Und wir garantieren dir, dass kein einziger Mensch davon erfahren wird.» Es entstand eine bedrückende Pause, doch dann kam es wieder aus meinem Innersten heraus: «Nein, ich kann nicht. Das ist gegen mein Gewissen.» Er sah mich erstaunt an. «Denk darüber nach», antwortete er, «ich werde in einer Woche wieder kommen, und dann finden wir eine Möglichkeit, uns zu arrangieren.»

In der folgenden Woche musste ich um eine Entscheidung in meiner Seele kämpfen. Vielleicht die wichtigste in meinem Leben. Tag für Tag rang ich mit mir selber. Einmal war ich nahe daran, nachzugeben. Ich dachte immer wieder an Mutter und Vater. Ich war ihr einziges Kind, und mehr als alles andere wünschten sie sich doch, dass ich am Leben bliebe. Sie würden mich bestimmt verstehen, wenn ich ja sagte.

Aber wie ich in meinen endlosen Rundgängen in B 24 darüber nachgrübelte, klärte sich etwas in mir. Wenn du in diese Sache einwilligst, gab mein Gewissen zu bedenken, wirst du deine Seele und deine innere Freiheit als Mensch verlieren. Wenn du ja sagst, wirst du zudem auch dein Land verraten! – Da entschloss ich mich auf der Stelle, nein zu sagen. Und ich tat es in vollem Bewusstsein und von ganzen Herzen; lieber wollte ich die Hinrichtung wählen als die Freilassung unter den Bedingungen der Gestapo.

Als ich mich entschieden hatte, erlebte ich eine innere Befreiung von fast explosiver Wucht, die mir die Bestätigung gab, dass ich richtig handelte. Ich konnte dem Tod ruhig und entspannt ins Auge sehen.

Ich dachte auch an Nils. Später erfuhr ich, dass er kurz vor mir verhaftet worden war und man ihm dieselben Fragen im Hinblick auf eine Zusammenarbeit mit der Gestapo gestellt hatte. Er ließ sich durch die Versprechungen der Gestapo verführen. Als Gegenleistung für die Freilassung verpflichtete er sich, alles zu sagen, was er über uns wusste. Ich war einer von sechs, die in derselben Nacht abgeholt wurden. Nils wurde entlassen, aber nicht in die Freiheit. Die Gestapo ließ ihn nie aus den Augen und zog ihn bewusst mehr und mehr in ihre üblen Machenschaften hinein. Er verriet noch weitere Freunde, nahm an den Verhören in Victoria Terrasse teil, war bei den Folterungen seiner Landsleute dabei und verlor allmählich jede Form von Menschlichkeit.

Ich hatte Nils vertraut. Er war mein Freund. Er hat selber den Weg gewählt, den er gehen wollte. Ich lehne vollkommen ab, was er tat. Aber ich bringe es nicht fertig, ihn zu verurteilen. Hatte ich nicht selber gespürt, wie klein und machtlos ich denjenigen gegenüber war, die alles daransetzten, uns zu brechen, um uns danach auszunutzen? Ich wusste ja, dass in Wirklichkeit nicht ich es war, sondern mein Gewissen, das im allerkritischsten Augenblick das entscheidende NEIN! gesprochen hatte. Zwar hatte ich mich vom Glauben und der christlichen Moral meiner Eltern zu befreien versucht, aber jetzt, in den schweren Zeiten und in der Einsamkeit wurden diese Werte in mir wieder belebt. Sie verliehen mir die Klarheit und Stärke, die ich benötigte. Es hat seither Augenblicke gegeben, in denen ich mit Grausen daran dachte, was mit mir passiert wäre, wenn ich ja gesagt hätte.

Die Woche verstrich, aber der Gestapo-Offizier kam nicht wieder. Ich sah ihn nie mehr. Das erstaunte mich, und ich hätte gerne gewusst

warum. Dann kam mir eines Tages der Gedanke, dass die Herrscher in Victoria Terrasse es wahrscheinlich aufgegeben hatten, mich unter ihre Kontrolle zu bringen. Als mir klar geworden war, dass dies tatsächlich der Fall sein könnte, tanzte ich jubelnd in B 24 herum und wiederholte eins ums andere Mal: «Ich habe über die Nazis gesiegt!» Ich sagte mir: «Selbst die Gestapo mit all ihrer Macht ist mir gegenüber machtlos! Sie wissen nicht, was sie tun sollen! Sie können mir zwar das Leben nehmen, aber sie können mir nicht die Seele, die Gedanken und die innere Freiheit rauben!» Die Erkenntnis dieses Augenblicks wurde zu meinem großen Triumph in B 24. Der Imperativ des Gewissens hatte über die Macht der Diktatur und des Bösen gesiegt!

Gleichwohl: Zwar hatte ich dem Versuch der Nazis widerstanden, mich für ihr Machtspiel zu benutzen, aber wie konnte man die ganze Ideologie der Nazidiktatur überwinden? Beim Nachdenken wurde mir klar, dass sich auch für die kommunistische Ideologie dieselbe Frage stellte: Wie kann man eine Ideologie überwinden, die den Menschen versklavt und die Macht der Diktatur fördert? Wie können wir, die wir an die Freiheit glauben, die wir der Überzeugung sind, dass die offene, freie Demokratie die beste Staatsform ist, um jeden einzelnen Menschen zu bewahren und die Menschenwürde zu stärken – wie können wir lernen, das Böse durch das Gute zu bekämpfen?

Diese Gedanken beschäftigten mich ständig in den folgenden Tagen. Ausgehend von dem, was ich erlebt hatte, kam ich darauf, dass Freiheit und Demokratie letztendlich von der persönlichen Entscheidung jedes Einzelnen abhängen. Gebe ich einer bösen Übermacht erst einmal nach, dauert es nicht lange, bis ich mich gänzlich aufgabe und durch sie versklavt werde. Und dies gilt nicht nur für mich als Individuum, dachte ich, sondern darüber hinaus auch für jedes Volk und jede Nation. Ich musste daher den Schluss ziehen, dass der Kampf für die Freiheit, die Demokratie und die Menschenwürde in uns selber gewonnen oder verloren wird. Ich denke auch, dass es nicht genügt, unsere freien, offenen demokratischen Gesellschaften als etwas Selbstverständliches hinzunehmen oder uns in der Meinung zu wiegen, sie würden ewig Bestand haben. Sie müssen Tag für Tag in uns selber erkämpft, beschützt und vertieft werden. Wenn wir in Freiheit leben wollen, wenn wir an die Demokratie glauben, die Menschenwürde und die Menschenrechte als die richtungweisenden Werte

einer Gesellschaft anerkennen, dann müssen wir mit unserem eigenen Leben dafür einstehen.

Wie ich so auf und ab ging und nachdachte und mit mir selber redete, formulierte ich einen Satz, der für mich zu einem immer wiederkehrenden Motiv und Leitstern geworden ist: «Die Demokratie ist nicht nur eine erstrebenswerte Staatsform, sie ist auch eine verpflichtende Lebensform.»

Die Annahme und innere Gewissheit, dass die Demokratie auch einen moralischen und geistigen Kern besitzt, hat sich durch all die Jahre verstärkt und beschäftigt mich ständig. Daher will ich an dieser Stelle meiner Erzählung einen Zeitsprung von rund 35 Jahren vorwärts machen. Denn da ereignete sich etwas, was den Glauben an das, was ich in B 24 derart eindringlich erlebt hatte, bekräftigte und verstärkte. Es kam von einer ganz anderen Seite, betraf aber eine Erfahrung, die der meinen nicht unähnlich, jedoch sehr viel grausamer war.

Anfang 1977 war ich in Paris. Ich wohnte bei dem russischen Schriftsteller Wladimir Maximow und seiner Familie im Stadtzentrum. Er war Redakteur der internationalen Zeitschrift *Kontinent*. Die Redaktion befand sich in ein paar Zimmern einige Etagen über der Wohnung der Familie Maximow. Die «Redaktion» wurde jedes Mal, wenn ich in Paris war, mein «Zuhause», und ich fühlte mich zwischen den Büchern und wahllos verteilten Stapeln von Zeitungen und Dokumenten sehr wohl.

Maximow war 1973 aus dem russischen Schriftstellerverband ausgeschlossen und beschuldigt worden, antisowjetische Propaganda zu betreiben. Zwei seiner Bücher waren im Westen erschienen. Im selben Jahr erhielten er und seine Familie die Ausreiseerlaubnis zu einem einjährigen Aufenthalt in Paris. Kaum aber waren sie dort angekommen, wurden ihre Reisepässe eingezogen, und 1975 verlor Maximow die sowjetische Staatsbürgerschaft. Die Zeitschrift *Kontinent* wurde rasch zu einem Sprachrohr für die verfolgten russischen Intellektuellen: Schriftsteller, Künstler und Persönlichkeiten der sowjetischen Kulturwelt.

Während ich im Januar 1977 in der «Redaktion» wohnte, kam der Russe Wladimir Bukowskij nach Paris. Er war nur wenige Wochen zuvor aus der Sowjetunion ausgewiesen worden, und es lag ihm sehr daran, mit Maximow und dem Kontinent in Kontakt zu kommen.

Bukowskij war einer der aktivsten Dissidenten der 60er und 70er Jahre des 20. Jahrhunderts. Schon als Student wurde er von der Universität in Moskau ausgeschlossen, und 1971 war er verhaftet und zu 12 Jahren Gefängnis verurteilt worden. Sein Verbrechen bestand darin, ein Weißbuch über die psychiatrische Behandlung von politischen und oppositionellen Gefangenen verfasst zu haben, das im Westen großes Aufsehen erregte.

Bukowskij setzte auch in den Gefängnissen und Lagern, in die ihn der KGB einsperrte, seinen Kampf gegen Lüge und Diktatur fort. Es gelang ihm, seine Mitgefangenen zu veranlassen, Protestbriefe an den KGB zu schreiben, und sie schrieben stapelweise Briefe. Die Häftlinge machten sich Gesetze über das Gefängnis- und Lagerwesen in der Sowjetunion zunutze, die der Staat hinsichtlich der Rechte der Gefangenen und ihrer Möglichkeit, sich an die Behörden zu wenden, erlassen hatte. Die Gefangenen nutzten dies auf eine legale und kluge Weise. Das wurde für den Staat zu einer Herausforderung und zu einer Plage, und Bukowskij wurde beim KGB immer mehr verhasst. Schließlich warf man ihn aus der Sowjetunion heraus. Offiziell tauschte man ihn aus gegen den in Chile inhaftierten kommunistischen Führer Luis Corvalán, der nach Moskau fliegen konnte. Dies geschah im Dezember 1976.

Bukowskij wurde aus dem berüchtigten Gefängnis in Wladimir nach Moskau überführt und von dort direkt in ein Flugzeug in den Westen gesetzt. Er saß mit Handschellen gefesselt zwischen zwei KGB-Offizieren. Die Handschellen schmerzten, und Bukowskij fragte, ob man sie ihm nicht abnehmen könne. «Nein», erhielt er zur Antwort, «nicht, bevor wir den sowjetischen Luftraum verlassen haben!» Als es endlich soweit war, bemerkte Bukowskij, dass auf den Handschellen «Made in U. S. A.» stand.

Ich hatte schon oft Aktionen für Bukowskij unterstützt. Daher freute ich mich, ihn nun kennenzulernen. Wir unterhielten uns mehrere Stunden lang in der Kontinent-Redaktion. Durch unsere gemeinsamen Erfahrungen in Gefängnissen und Konzentrationslagern verstanden wir uns gut. Ich notierte mir, so gut ich konnte, was er sagte, und auch das Tonbandgerät lief mit. Das Gespräch wurde ermöglicht durch eine Dolmetscherin, Cornelia Gerstenmaier, die Redakteurin der deutschen Ausgabe des *Kontinent*. Nachstehend gebe ich das Kernstück der Aussagen von Bukowskij ohne Kommentar wieder. Seine

Worte sprechen für sich selbst. Ich kann mich vor seinem Mut und seiner Weisheit nur in großer Hochachtung verneigen:

«In der Sowjetunion ist es politische Realität, dass man rein äußerlich gesehen nur überleben kann, indem man sich anpasst. Man muss die Wirklichkeit akzeptieren, wie sie ist, sagen diejenigen, die sich anpassen, und sie sind der Meinung, sie seien die einzigen Realisten. In Wirklichkeit büßen sie ihre Persönlichkeit und ihre menschliche Würde ein. Auf diese Weise überlebt man nicht wirklich.

Jeder Mensch hat die Möglichkeit, in seinem Innern ein selbständiger und freier Mensch zu sein, und wird er sich dessen bewusst, dann tritt die Persönlichkeit und Freiheit in ihm hervor.

Ich glaube, dass viele Menschen in den westlichen Ländern vergessen haben, was Freiheit und Demokratie eigentlich bedeutet. Für sie ist das zu einer unverbindlichen und bequemen Lebensweise geworden. Man beansprucht Wohlstand und möchte das Leben genießen und sich amüsieren. Viele vergessen jedoch leider, dass Demokratie und Freiheit vor allen Dingen das Recht zu kämpfen bedeuten.»

«Wir mussten lernen zu kämpfen», sagte Bukowskij. «Vielleicht ist dies eine Eigenart von uns Russen: diese Hoffnungslosigkeit, etwas im Kampf gegen die herrschende Macht erreichen zu können. Diese Haltung reicht weit zurück in unsere Geschichte. Mit der Zeit schließt sich die Mehrheit der Meinung an, es sei nicht möglich, etwas zu erreichen. Mehr und mehr Leute behaupten dann dasselbe: es sei sinnlos, etwas zu tun. Wenn alle zu dem Schluss gekommen sind, dass es nichts nütze, etwas zu tun, dann ist es auch unmöglich, etwas zu tun; denn wenn man es als Unmöglichkeit erkannt hat, dann akzeptiert man, dass es unmöglich ist.

Das ist vielleicht etwas typisch Russisches, oder vielleicht ist es für jeden so, der unter einem totalitären Regime lebt. Diese Haltung zu überwinden, die sich in der Tat aus einer falschen Betrachtung der Realität ergibt, ist eine Überlebensfrage. Denn wir wissen nun: Wenn alles vollkommen unmöglich erscheint und wir der herrschenden Macht trotzdem nicht nachgeben, sondern kämpfen, dann eröffnen sich erst die Möglichkeiten. Solshenizyn hat es bewiesen, Sacharow hat es bewiesen, und ich habe es selber erlebt.

Die Angst spielt oft eine weitaus größere Rolle, als man glaubt. Oft ist die Angst größer als die Gefahr selbst. Das wird vielleicht in einer Diktatur stärker sichtbar. Aber wir wissen aus Erfahrung: Wo es der

Macht nicht gelingt, die Angst zu instrumentalisieren, da bleibt die Macht hilflos.

Der Machtapparat in der Sowjetunion ist gut gerüstet. Die Herrschenden können jede Verschwörung niederschlagen, und sie können es mit jeder Art von Revolte aufnehmen. Sie verfügen möglicherweise über die größten kampfbereiten Militärestreitkräfte der Welt. Sie haben eine geheime Staatspolizei mit Millionen von Agenten, die im In- und Ausland für sie tätig sind. Und doch sind sie hilflos und können nichts tun, wenn sie freien Menschen, die ihnen nicht gehorchen wollen, von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen. Der KGB kann es mit Drohungen und Verfolgungen versuchen, mit Agenten und Infiltration, aber sie haben keine Chance. Sie werden damit nicht fertig. Dieses ganze Machtsystem mit seinem Unterdrückungsapparat ist unbrauchbar, wenn es einer Opposition aus freien Menschen gegenüber steht, die ihm mit Mut und der Kraft des Geistes entgegentreten. Da bleiben die Herrschenden mit all ihrer Macht machtlos.»

Zur Erinnerung: Bukowski sagte diese Worte 1977, also lange vor dem Zusammenbruch der Sowjetunion. Er fuhr fort: «Es gibt wohl niemand, der Erfahrungen gemacht hat wie wir sie jetzt erleben. Viele Länder sind unter totalitäre kommunistische Herrschaft geraten, aber man hat noch immer kein Beispiel eines Landes, das aus eigener Kraft den Weg aus dem Kommunismus herausgefunden hat. Vielleicht liegt es an uns Russen, ihn zu finden. Wir müssen einen Weg auskundschaften, der aus der Unterdrückung herausführt. Eines aber ist gewiss, wenn wir ihn finden, dann durch eine geistige Revolution und nicht durch äußere Gewalt.»

Die Kampflinie in der heutigen Welt, meinte Bukowskij, verläuft nicht zwischen der Rechten und der Linken, sondern zwischen den Kräften, die für Freiheit eintreten, und jenen, die es nicht tun. Die beste Waffe der Freiheit und der Demokratie sind die Menschen, die durch ihre persönliche Haltung und Handlung die Freiheit praktisch verwirklichen, indem sie als ganze und freie verantwortliche Menschen leben.»

Wir dürfen die Erfahrungen, die Bukowskij während der kommunistischen Diktatur und ich, ebenso wie zahllose andere Menschen, während der Nazidiktatur gemacht haben, nicht vergessen. Wir müssen aus ihnen lernen und das Gelernte an die folgenden Generationen weitergeben. Es ist der Schlüssel zum Sieg der Freiheit über Diktatur und Sklaverei - heute und in der Zukunft.

Als der Hahn krächte

Wir waren 25 Häftlinge in dem großen grünen Polizeibus, der von der Møllergate 19 aus der Stadt hinausfuhr. Es war ein wunderschöner Herbstnachmittag. Ich sah alles mit neuen Augen – jedes Haus, jeden Baum, jeden Menschen, an denen wir vorüber fuhren. Ich hatte niemals erwartet, das alles wiederzusehen. Und nun war alles da, so nah – und doch so weit weg. Es war wie im Kino, wir erlebten erstaunliche Bilder des Lebens, aber es war doch nicht die volle Wirklichkeit.

Als wir in Grini ankamen, erhielt ich die Häftlingsnummer 8231 und wurde in Baracke 10 abkommandiert. Ich trat ein. Die Fenster gingen auf den elektrischen Zaun und die Wälder dahinter. Der Raum war nicht groß, aber verglichen mit B 24 ein bedeutender Fortschritt. Er enthielt mehrstöckige Pritschen und bot Platz für zwölf. Die Zimmergenossen lernte ich erst am Abend kennen. Sie hießen mich herzlich willkommen und wollten wissen, wie es mir ging und weshalb ich inhaftiert worden war. Zum ersten Mal seit vier Monaten konnte ich mit anderen Menschen reden. Es waren prächtige Kerle: ein paar radikale Intellektuelle, ein Fischer, ein Bootsführer – alles verwegene, prima Männer.

Das Gefangenenlager Grini war verhältnismäßig klein. Es umgab das Frauengefängnis Ilevu, das im Frühjahr 1939 fertig geworden war. Die Deutschen hatten das Gefängnis am 14. Juni 1940 in Beschlag genommen. Sie stellten 20 oder mehr Baracken auf dem Grundstück auf, zogen Stacheldraht um die Anlage, legten dahinter ein Minenfeld von ein paar Metern Breite an und umgaben das Ganze mit einem elektrisch geladenen Stacheldrahtzaun und mehreren von bewaffneten SD- und SS-Soldaten besetzten Wachttürmen. Seither war es ein deutsches Konzentrationslager, im ganzen Land bekannt und gefürchtet als das Gefangenenlager Grini.

Zu der Zeit, als ich dort gefangen war, müssen zwischen 1000 und 2000 politische Häftlinge im Lager gewesen sein. Bis zum Friedensschluss im Mai 1945 hatten ungefähr 20 000 norwegische Gefangene kürzere oder längere Zeit in Grini verbracht. Im Herbst des Jahres, als ich ins Lager kam, führten die Deutschen und die NS-Polizei an der

Universität Oslo eine Razzia durch und verhafteten zahlreiche Studenten und Professoren. Die meisten von ihnen kamen nach Grini.

Man lernte sich leicht kennen. Gemeinsame Not und Unsicherheit verbanden uns zu einer Schicksalsgemeinschaft, in der jeder auf den anderen angewiesen war. Freundschaften wurden geknüpft, die das ganze Leben hindurch hielten.

Einer der Ersten, mit dem ich gut bekannt wurde, war wenige Tage nach mir in Grini eingeliefert worden. Wir begegneten einander in der Brennholzgruppe. Er hatte die Häftlingsnummer 8486, war Verlagsleiter im Aschehoug Verlag und besaß den Dokortitel: Mads W. Nygaard. Unsere Aufgabe bestand darin, Brennholz in den Keller des großen Gefängnisgebäudes zu tragen. Der Winter stand kurz bevor, und wir mussten dafür sorgen, dass genügend Holz für die gefräßigen Öfen vorhanden war.

Holz war zur Genüge da. Draußen im Lager lagen fünf, sechs Meter hohe Brennholzstapel, in die hinein wir uns zurückzogen. Mit der Zeit lernten wir nämlich, Hohlräume und Schlupfwinkel in den Stapeln anzulegen, wo wir uns verstecken oder beieinander sitzen und uns unterhalten konnten, wann wir wollten. Das Holz schafften wir mit Hilfe einer Bahre, die wir zu zweit trugen, in den Heizkeller. Als früh im Dezember der Schnee kam, wurde es problematisch. Manchmal war es so glatt, dass wir ausrutschten, die Bahre nicht mehr halten konnten und alles Holz herunter kollerte und im Schnee verstreut wurde. Das bedeutete Extraarbeit, was wir nicht mochten. Um dem Problem abzuhelpen, hatte Professor Ragnar Frisch, der spätere Nobelpreisträger, der auch zur Brennholzgruppe gehörte, die Idee, einige Schlitten zu bauen. Er machte das unerhört geschickt. Seine Schlitten wurden zu einem vollen Erfolg für den Holztransport.

Verlagsleiter Nygaard wurde für mich aus vielerlei Gründen sehr wichtig. An warmen Herbsttagen konnten wir uns in einem der Holzstapel verkriechen, zusammensitzen und reden. Wir waren völlig verschieden und ich wollte zunächst nicht glauben, dass wir Freunde werden könnten. Ich kam vom östlichen, er vom westlichen Teil Oslos. Ich stammte aus einem stark sozialistisch geprägten Milieu, wie es Høybråten zu jener Zeit war. In meiner Jugend war ich nie im Westteil gewesen, außer dann, wenn auf dem Holmenkollen Skirennen stattfanden! In der ganzen Umgebung, in der ich aufwuchs, galt der Westteil als Hochburg der Oberschicht, also Leute, die es zu bekämp-

fen und zu beschimpfen galt. Jedenfalls war das der vorherrschende Ton bei den örtlichen 1.-Mai-Reden. Verlagsleiter Nygaard war der erste Mensch der Oberschicht, den ich kennen lernte! Aber er war völlig anders, als ich mir seinesgleichen vorgestellt hatte. Ich traf in ihm einen vornehmen Menschen, einen guten Menschen. Er war ruhig, bescheiden und voller Interesse für mich als Individuum. Einen Mitmenschen zu erleben, der sich für mich interessierte, der hören wollte, wie es mir ging, was ich dachte und was ich vorhatte, wenn ich aus der Gefangenschaft entlassen wurde, und zu erfahren, dass wir uns durch unzählige Gespräche irgendwie verstanden, das wurde nicht bloß ein großes Erlebnis, sondern veränderte mich auch in meiner Einstellung.

Eines Tages fragte er mich, was ich für Zukunftspläne hätte, was ich werden wollte. Ich erzählte ihm, dass ich gerne Bücher lese und dass ein Onkel von mir in der Akersgate eine Buchhandlung mit Antiquariat betrieb, wo ich oft beim Einpacken von Büchern aushalf. Was meine Zukunft anging, sagte ich, wäre es mein Wunsch, Studienrat zu werden und an einem Gymnasium Geschichte zu unterrichten. Ich möchte Geschichte im Hauptfach und Norwegisch und Englisch im Nebenfach studieren. Dies interessierte ihn, und er meinte: «Ich habe einen guten Freund, der ebenfalls hier in Grini ist und der dir für das Geschichtsstudium sicherlich gute Ratschläge erteilen kann. Ich möchte gerne, dass du ihn kennen lernst.»

So wurde ich mit Professor Eiliv Skard bekannt. Diese Bekanntschaft sollte für mich außerordentlich wichtig werden. Wir trafen uns an einem Sonntag, dem einzigen Tag der Woche, an dem es erlaubt war, sich frei im Lager zu bewegen. Wir gingen am elektrischen Zaun entlang. Professor Skard war schwächling und von mittlerer Größe. Zunächst wirkte er streng und unzugänglich, aber ich entdeckte bald Herzenswärme und einen erfrischenden, jungenhaften Humor.

Jeden Sonntag kam es nun zu langen Spaziergängen im Lager. In unvergesslichen Gesprächen hauchte er meinen nur bruchstückhaft vorhandenen Geschichtskenntnissen, die ich im Gymnasium gelernt hatte, Leben ein und verlieh ihnen Zusammenhang. Doch der Professor war nicht nur daran interessiert, was ich dachte, er wollte auch wissen, was in meinem Herzen vor sich ging. Er interessierte sich für mich als Menschen.

Eines Tages fing er an, mir von sich selber zu erzählen. Einige Jahre vor dem Krieg, sagte er, sei er einer Gruppe von Revolutionären begeg-

net, die seinem Leben eine neue Richtung gegeben hätten. Sie nannten sich Oxfordgruppe. Er sei zu einer größeren Versammlung eingeladen worden, und dort habe er halb verborgen hinter einer Säule gestanden und – als reservierter Zuschauer – den Rednern zugehört und sie beobachtet. Sie sprachen von vier absoluten moralischen Prinzipien: absolute Ehrlichkeit, Reinheit, Uneigennützigkeit und Liebe, Maßstäben, die jeder Mensch an sein Leben anlegen könne. Sie sprachen über Erfahrungen, die das Leben von Menschen und Nationen verändert hatten. Die gesellschaftlichen Systeme hätten versagt und würden immer versagen, solange ihre Grundlage, die menschliche Natur, unverändert blieb. Wenn man die Welt verändern wolle, müsse man damit bei sich selber beginnen.

Während er dort stand und den Rednern zuhörte, erzählte Professor Skard, habe er gemerkt, wie einsam er trotz all seiner Gelehrsamkeit war. Diese Männer und Frauen hatten offensichtlich etwas gefunden, wonach er sich selber sehnte. Er konnte es ihren Gesichtern ablesen. Sie strahlten eine innere Freiheit aus. In seinem Herzen wusste er, dass diese Frauen und Männer das Bedeutendste vertraten, was ihm je begegnet war.

Als er von der neuen Lebensweise erzählte, die er zusammen mit diesen Leuten begonnen hatte, fragte ich ihn: «Sie haben von etwas gesprochen, was Sie die Stille Zeit nannten; was ist das?» «Das bedeutet auf Gott zu hören, um seine Führung zu empfangen», antwortete er. «Denn beten, wie es viele von uns tun – das ist oft bloß ein Monolog. Es ist wie ein Telefongespräch, bei dem man den Hörer auflegt, wenn man das gesagt hat, was man wollte.» Es war für ihn ein vollkommen neuer Gedanke gewesen, dass Gott auch ihm etwas zu sagen haben könnte, wie er etwa sein Leben und seine Arbeit gestalten sollte. «Ja, aber Gott hören, kann man das?», fragte ich. «Das ist ein Experiment, das du selber machen musst», antwortete er. «Dich hinsetzen und der Stimme lauschen, die in deinem Innern spricht, kannst du immer und überall. Und dann», fügte er mit einem Augenzwinkern hinzu, «schreib die Gedanken auf, die dir einfallen! Sie werden dich vielleicht in Erstaunen versetzen. Denn wenn die Gedanken mit diesen vier absoluten Maßstäben übereinstimmen, kannst du ziemlich sicher sein, dass sie von Gott stammen.»

Das hörte sich alles vernünftig an. Dennoch verging eine Weile, bevor ich mich überwinden konnte, es zu versuchen. Ich konnte es gar nicht glauben, dass Gott auf diese Weise zu mir sprechen würde.

Dann ging mir eines Tages ein Licht auf. Früh an einem Wintermorgen stand ich am elektrischen Zaun und blickte über die Schneefelder. Auf einmal kam mir schlagartig der Gedanke: «Du hast gelogen!» «Gelogen?» «Ja, du hast Trygve nicht die ganze Wahrheit gesagt, als er dich neulich hier fragte.» Er hatte mich nämlich gefragt, ob ich bei den Verhören etwas über ihn gesagt hätte, und ich hatte es verneint. Die nächste Frage folgte mit derselben Deutlichkeit: «Was machst du nun damit?» Und schließlich mit unwiderstehlicher Klarheit: «Geh und sag ihm die Wahrheit.» War es das, was der Professor mit lauschen meinte? «Nein, das geht zu weit», dachte ich. «Das ist viel zu peinlich.» Aber ich konnte den Gedanken nicht loswerden.

Zu jener Zeit arbeitete Trygve in der Buchbinderei. Ich ging los, um ihn zu suchen. Aber dann kehrte ich um. Dreimal versuchte ich es, und dreimal brachte ich es nicht über mich, zu ihm hineinzugehen. Aber die ganze Zeit wusste ich, dass ich diesem Schritt letzten Endes nicht ausweichen konnte.

Dann, eines Sonntags, unternahmen wir zusammen einen halbstündigen Spaziergang. Kurz bevor wir uns trennten, erzählte ich es ihm. Trygve drückte mir kräftig die Hand und sagte: «Das ist in Ordnung, Leif. Ich habe es gewusst.» Dies verband uns enger als alles andere. Ich war herzensfroh.

An einem Frühlingstag im Mai lernte ich Olav kennen. Ich glaube, es war nach einer Abendmahlsfeier, die einige von uns heimlich in der Desinfektionsbaracke gehalten hatten. Um keine Aufmerksamkeit zu erregen, kamen und gingen wir einzeln. Als Jüngster stand ich immer Wache draußen, bis der letzte drin war und ich auch hineingehen konnte, um das Abendmahl zu empfangen.

Olav war ein paar Monate älter als ich und Student, er war hoch gewachsen und trug eine Brille. Charakteristisch für ihn waren seine klaren Gedanken und sein schlichter Glaube. Oftmals bummelten Olav und ich im Lager umher und redeten über die Zukunft und das Studium und was wir tun würden, wenn wir wieder freikämen. Hoffnung und Furcht, Freude und Erwartung, Sorge und Unsicherheit, alles, was in uns vorging, teilten wir miteinander.

Eines Morgens irgendwann im Vorsommer war jäh Schluss damit. Olav hatte mir früher erzählt, dass er und vier seiner Freunde in eine Affäre verwickelt waren, bei der ein NS-Polizist erschossen worden war. Nun hatte man die Spur bis zu ihnen zurückverfolgt, und die Staatspolizei machte Druck auf die Deutschen, ein Urteil zu fällen. Olav und die übrigen Angeklagten wurden zum Polizeigericht in Oslo geführt und zum Tode verurteilt. Am selben Nachmittag wurden sie in eine Gefängniszelle in Grini verlegt. Die Nachricht verbreitete sich unter uns wie ein Lauffeuer.

Vor dem Abendappell trat ich unter das Fenster der Zelle, in der die zum Tode Verurteilten saßen. «Könnte ich ihnen bloß etwas Aufmunterndes sagen! Olav, Thomas, Kai und Jan – könnte ich bloß ...» Rings herum standen Lagerhäftlinge und warteten auf den Appell. Ganz in der Nähe befanden sich ein paar Kameraden. Ich nickte ihnen zu. Es waren gerade die, mit denen ich mich gut zu stellen wünschte, weil ich als ebenso «radikal» und «intellektuell» gelten wollte wie sie.

Da erschien Olav am Zellenfenster. Er hielt sich mit den Händen am Eisengitter fest, er hatte sich so weit hinauf gezogen, dass er hinaus sehen konnte. Seine Augen strahlten, und sein Blick umfasste uns alle. Dann ließ er ihn auf mir ruhen und rief mit klarer, fester Stimme: «Danke für die Kameradschaft, Leif! Gib niemals auf im Kampf für Christus!»

Ich warf einen verstohlenen Blick auf die andern rings um mich. Es waren die radikalen Intellektuellen, von denen ich mich so gerne akzeptiert gesehen hätte – und ich schwieg. Olav blieb ohne Antwort.

Als der Abendappell vorüber war und ich zur Baracke zurückging, dachte ich an den Apostel Petrus, als er den Hahn krähen hörte. Ich war verzweifelt und suchte fieberhaft nach einem Ort, wo ich allein sein konnte. Der einzige solche Ort, den es gab, war die Latrine. Dort schloss ich mich ein und weinte. Wie ich dort niedergeschmettert saß, erlebte ich aufs Neue die Gegenwart Christi. Ich spürte eine Hand auf meiner Schulter und hörte eine Stimme sagen: «Sei nicht mutlos, Leif! Ich habe dich lieb. Steh auf und folge mir nach!»

Im Schmerz der Niederlage lernte ich etwas Wesentliches über Gottes Gnade und Barmherzigkeit. Sie haben zwei Seiten. Einerseits sind sie das unverdiente Geschenk der Vergebung und der Erfahrung, dass man geliebt und befreit wird. Gleichzeitig enthalten sie die persönliche Aufforderung: «Steh auf und folge mir nach.» Als mir das

klar wurde, entschloss ich mich auf der Stelle, die Wahrheit und die Offenbarungen, die Gott mir in B 24 gewährt hatte, und das, was ich erkannt hatte, als ich Olavs Gesicht am letzten Abend sah, nie mehr zu verleugnen oder zu verraten.

Dieses Gelübde habe ich gehalten. Die späteren Jahre haben auch bestätigt, dass, trotz meiner empfindlichen und eitlen Natur, diesem Versprechen zu folgen nicht eine Frage von Erfolg oder Niederlage ist, sondern eine Frage von Gnade und Verpflichtung.

In derselben Nacht wurden die zum Tode Verurteilten weggebracht und hingerichtet. Am Morgen erfuhren wir, dass Olav vor seiner Hinrichtung laut die Worte aus dem Römerbrief vorgelesen hatte: «Wer wird uns scheiden von der Liebe Christi? ... Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur uns scheiden mag von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.»

Olav und seine Freunde sind wie der Pulsschlag in meinem Herzen geworden. Wie ging es weiter mit dem Fall, in den ich verwickelt war? Die meisten Beteiligten waren inzwischen nach Grini gebracht worden, und wir hielten zusammen, so gut wir konnten. Es ging das Gerücht, dass man in Berlin entschieden habe, den Fall aufzuschieben und ihn vorläufig nicht vor Gericht zu bringen. Doch anfangs September 1944 wurde eine kleine Zahl von uns ohne Vorankündigung wieder zur Victoria Terrasse geholt. Einige wurden verhört, andere nicht. Ich selber saß im Keller und wartete, bis ich an der Reihe war. Doch es wurde Abend, und man fuhr uns nach Grini zurück. Am Tag danach wurde ich in die «Gelbe Baracke» überführt, wo die Juden saßen. Sie hatten alle gelbe Dreiecke vorn und hinten an ihrer Häftlingsuniform, zum Zeichen, dass für diese Gefangenen eine Reihe von Spezialverboten galt.

Am selben Morgen kamen Trygve und zwei andere in die Zelle, in der Olav und seine Kameraden den letzten Tag verbracht hatten. Ich befürchtete, dass dies für sie die Hinrichtung bedeutete. In meiner Verzweiflung suchte ich den Professor auf und erzählte ihm, was passiert war. Wir gingen zusammen hinaus, hinter Baracke 10, wo uns keiner sehen konnte. Es war ein wunderschöner klarer Herbsttag, kühl und still. Hinter dem elektrischen Zaun lag eine kleine rot gestrichene Blockhütte zwischen dem dunklen Geäst – und ringsum die rote, gelbe

und braune Farbenpracht der Laubbäume. Hier, in dieser tiefen Stille, beteten wir zusammen für Trygve und unsere Freunde.

Später am Vormittag erblickte ich ihn kurz im Fenster. Er schien guten Mutes zu sein, obschon er wusste, dass dies womöglich sein letzter Tag war. «Ich komme am Abend vor dem Appell wieder», rief ich ihm zu.

Im Laufe des Tages gelang es mir, ein kleines Stück geräuchertes Fleisch, einen Bissen Ziegenkäse und ein paar Zigaretten aufzutreiben. Ich schrieb Trygve einen Brief, und kurz vor dem Appell stand ich wieder unter dem Fenster und wartete. Da wurde langsam und lautlos ein Bindfaden herabgelassen, und in aller Eile befestigte ich das kleine Paket daran. Am nächsten Morgen waren Trygve und die anderen fort.

Etwas später erzählte uns ein gemeinsamer Kamerad, was geschehen war. Einer aus unserer Gruppe, ein Kommunist, hatte versucht, einen Brief mit einem Verzeichnis der Parteigenossen hinauszuschmuggeln, die desselben Falles wegen verhaftet worden waren. Dieser Brief wurde von den Deutschen abgefangen. Kurz darauf wurden alle im Brief Erwähnten, darunter Trygve, geholt und in einem Lastwagen fortgeführt. Wir wussten, dass es zur Hinrichtung ging.

Beim Appell am Tag darauf wurde ich zusammen mit 39 anderen Häftlingen aufgerufen, darunter alle von unserem Fall noch übrig Gebliebenen. Es hieß, dass wir nach Deutschland kämen: Die Gerüchte sprachen von einem Vernichtungslager. Ich schrieb meinen Eltern einen Brief, um ihnen Mut zuzusprechen, und konnte ihn aus dem Lager schmuggeln lassen.

Alles war zur Abreise bereit. Es war im September 1944. Dann wurden wir vier, die nicht auf der Liste der Parteimitglieder im abgefangenen Brief standen, im letzten Augenblick zurückbehalten und ins Haus Victoria Terrasse in den Keller gesteckt, wo wir die Nacht über saßen. Ich dachte, dies könnte meine letzte Nacht sein. Am nächsten Tag wurden wir jedoch wieder nach Grini zurück geführt. Wir erfuhren nie weshalb.

Wenig später hörten wir, dass die «Westfalen» mit unseren Kameraden an Bord in der Nordsee auf eine Mine gelaufen und untergegangen war. Nur vier hatten überlebt und waren von schwedischen Fischern gerettet worden. Ich war erschüttert. Es ging mir so nahe, dass ich lieber das Schicksal mit den Ertrunkenen hätten teilen wollen. Ich konnte nicht verstehen, warum nur wir vier verschont geblieben waren.

Freiheit

Im Frühjahr 1945 wurden eines Tages 360 Gefangene nach dem Appell aufgerufen. Das rief große Unruhe im Lager hervor. Wir erhielten Order, zu packen und uns im Morgengrauen zur Abreise bereit zu halten.

Wir wurden dann in ein spezielles SS-Lager bei Mysen überführt. Auf der Momarka-Trabrennbahn sollten wir ein Konzentrationslager bauen. Als Erstes verlangte der deutsche Kommandant von uns den Bau einer Gaskammer für das Lager. Er hatte viele Jahre im berühmten Konzentrationslager Auschwitz in Polen gewirkt und machte auf uns den Eindruck eines bössartigen Menschen.

Glücklicherweise erlebten wir einige Monate später das, worauf wir gehofft und woran wir geglaubt hatten: Deutschland hatte kapituliert, und die Befreiung war Wirklichkeit! Mit Hilfe des Lagertelefons konnte ich meinen Eltern Bescheid geben, dass ich nach Hause komme. Es war spät am Nachmittag, als ich heimkam. Die Flagge war gehisst, und das Haus war festlich geschmückt. Es war ein unvergesslicher Augenblick. Ich sehe vor mir, wie ich die ersten Stunden dazu benutzte, wie ein junger Hund herumzulaufen, im ganzen Haus, von einem Zimmer zum andern, dann in den Garten hinaus, hinunter in den Keller und auf den Dachboden hinauf; standen meine Skier noch da? Danach wieder hinunter und in die Garage hinein, um einen Blick auf den verlässlichen Chrysler zu werfen.

In diesen wunderbaren Frühlingstagen knatterten an jeder Fahnenstange im ganzen Land die Nationalfarben. Das ganze Volk war in ausgelassener Feststimmung. Menschen, die knapp dem Tod entronnen waren, trafen sich wieder. Es waren Augenblicke in der Geschichte, von denen ein Volk nicht erwarten kann, sie mehr als einmal zu erleben.

Ich war zufällig an dem Tag in Oslo, als Kronprinz Olav ankam. Die Kunde verbreitete sich wie ein Lauffeuer: Kronprinz Olav kommt! Ganz Oslo schien am Hafen zusammenzuströmen, um ihn zu empfangen. Wir strengten die Augen aufs Äußerste an, um sein Schiff als Erste zu erblicken. Und dann war er da, mitten unter uns, getragen von einem

Jubel und einer Begeisterung, die jeglicher Beschreibung spotten. Es war nicht nur seine Popularität – er war der sichtbare Ausdruck dafür, dass wir die Freiheit wiedergewonnen hatten. Wir konnten als freie Menschen leben!

Für mich gab es noch ein anderes großes Erlebnis: Trygve zu begegnen! Ich hatte das Unglaubliche vernommen, dass er am Leben sei. Und dann trafen wir uns an einem Junitag im Vorortzug nach Oslo. Als ich die Türe öffnete, erblickte ich ihn am anderen Ende des Waggons. Er sah mich, und wir stürzten auf einander zu und umarmten uns – ohne die Leute ringsum zu beachten.

Wie konnte er überleben? Nur Stunden, nachdem Trygve das kleine Päckchen zu seinem Fenster im Gefängnis in Grini hinaufgezogen hatte, waren sie abgeholt und zur Victoria Terrasse geführt worden. Jacken und Schuhe wurden ihnen weggenommen, und sie wurden paarweise mit Stricken an den Handgelenken zusammengebunden. Dann mussten sie auf einen Lastwagen klettern, dessen Ladefläche mit einer Plane verdeckt war, so dass man sie nicht sehen konnte. Zwei bewaffnete Gestapo-Männer setzten sich zu ihnen, um sie zu bewachen. Dann fuhr der Lastwagen los, aus Oslo hinaus – von je einem Polizeiwagen davor und dahinter eskortiert. Es war kurz vor Mitternacht.

Auf der Fahrt fiel Trygve ein, dass er ja ein Taschenmesser hatte, das ihm seine Frau ins Lager Grini hineingeschuggelt hatte. Mit großer Mühe gelang es ihm, es vorsichtig aus der Tasche zu klauben und zu öffnen. Und während der Wagen durch die Dunkelheit jagte, begann er am Strick zu schneiden.

Plötzlich hielten sie an. Man hörte erregte Stimmen, und der Schein der Taschenlampen der Deutschen schwenkte über alle Gesichter. War dies das Ende? Nein, der Polizeiwagen hinter ihnen hatte eine Panne. Man ließ ihn stehen, die anderen fuhren weiter. Trygve säbelte erneut am Strick. Dann spürte er etwas Warmes über die Hand rinnen – er hatte sich ins Handgelenk geschnitten. Aber er gab nicht auf und machte fieberhaft weiter. Endlich lösten sich die Stricke. «Willst du es auch wagen?», flüsterte er dem Kameraden zu, mit dem er zusammengefesselt gewesen war. Doch der hatte die Hoffnung bereits aufgegeben.

In einer scharfen Kurve verlangsamte der Lastwagen die Fahrt. Im selben Augenblick war Trygve auf den Beinen. Das Messer zwischen

den Händen warf er sich mit seinem ganzen Gewicht gegen die Plane. Ein gewaltiger Riss, und er stürzte kopfüber hinaus. Er konnte einen Sprung in den Wald machen. Bremsen quietschten, Gebrüll und Kommandorufe waren zu hören, dann knallten Schüsse. Er stolperte über eine Wurzel und stürzte. Wie er da lag, konnte er die Autos wegfahren hören.

Trygve stand auf und tastete sich vorwärts. Bald stieß er auf einen Zaun. Er wollte drüber klettern, war aber so erschöpft, dass es ihm nicht gelang. Dann versuchte er, am Waldrand weiterzukommen. Er wollte nicht aufgeben. Barfuß und ohne Jacke arbeitete er sich in der Herbstkälte Schritt um Schritt voran. Dann sah er vor sich ein paar Häuser, blieb stehen und überlegte. Er klopfte an eine der Türen. Er wurde gut aufgenommen, erhielt zu essen, bekam Kleider und Reise-geld. Sie gaben auch seiner Frau Bescheid, damit sie sich treffen könnten. Trygve nahm den Zug zum Osloer Zentralbahnhof, wo seine Frau wartete. Sie flohen unverzüglich nach Schweden.

Nach der Befreiung versuchte Trygve den Ort zu finden, wo ihm die Flucht geglückt war. Er fand die scharfe Kurve. Es lief ihm kalt über den Rücken, als er sah, dass der Zaun, über den er nicht mehr klettern konnte, ein Lager der deutschen Luftwaffe umgab, den Flugplatz Kjeller! Das Haus, in dem man ihn so gut aufgenommen und ihm geholfen hatte, erwies sich als eines der Zentren der Widerstandsbewegung in der Gegend. Im Haus daneben hatte der örtliche Nazikommandant gewohnt!

Nach den ersten Tagen des Jubels und der ausgelassenen Feststimmung begann es für mich schwierig zu werden. Alles war so anders, als ich es mir vorgestellt, so verschieden von dem Bild, das ich mir gemacht hatte. Ich war als Junge von zu Hause weggeholt worden – und kam als Mann zurück, so empfand ich es. Aber die Familie empfing mich als den Jugendlichen, der ich überhaupt nicht mehr war. Ich reagierte heftig gegen die Fürsorglichkeit, mit der Familie und Freunde mich umgaben. Ich entflohm dem allem und wollte allein sein. Nur wenn ich einsam oben am Berghang herumstrich, konnte ich Frieden in meiner Seele finden. Nach allem, was ich durchgemacht hatte, ertrug ich es nicht mehr, an den endlosen Feiern teilzunehmen.

So vieles war geschehen. Als ich eines Tages der Frau von einem der Häftlinge begegnete, die nach Trandum geführt und dort hingerichtet worden waren, fragte sie mich: «Wann kommt wohl Peder wieder

nach Hause, was meinst du?» Ich konnte ihr nicht antworten, hatte nicht den Mut ihr die Wahrheit zu sagen. Freude und Jubel, Trauer und Verlust, Siegerstolz und Rachsucht – wühlte uns das nicht alle gewaltig auf? Auf jeden Fall empfand ich es so.

Kurz nach der Kapitulation erhielten Erling S. und ich den Auftrag von der Widerstandsbewegung, uns als Wärter in der Akershus-Festung in Oslo einzufinden. Dort gab es ein Gefängnis, in dem während des Kriegs die politischen Gefangenen von den Deutschen misshandelt und gefoltert worden waren. Viele waren zum Tod verurteilt und erschossen worden. Doch nun wurden deutsche Gestapo-Leute, SS- und SD-Offiziere, wie auch norwegische Nazis dort gefangen gehalten und warteten auf ihr Urteil. Unsere Aufgabe war es, das Gelände und den Gefängnishof zu bewachen, damit keiner entfliehen konnte. Wir waren bewaffnet.

Eines Tages entdeckte ich Nils. Ich ging zu ihm hin und sagte: «Nils, was du getan hast, habe ich verachtet, aber ich verachte dich nicht als Menschen.» Ich wollte versuchen, ein Gespräch mit ihm in Gang zu bringen. Er sah mich an. Dann sagte er: «Ich weiß nicht, wer Sie sind. Ich habe Sie noch nie gesehen!» «Nils», sagte ich, «du kennst mich gut. Wir haben ja über ein Jahr zusammengearbeitet.» Er schüttelte den Kopf und wiederholte, dass ich ihm völlig fremd sei. Es war unmöglich, einen Kontakt herzustellen. Es war das letzte Mal, dass wir uns sahen.

Ich fand auch heraus, dass in einer Einzelzelle des Gefängnisses Otto Suhr saß. Suhr war der Gestapo-Mann, der mich derart hemmungslos auf den Kopf geschlagen hatte, dass die Erschütterung mein Gehör für immer beschädigt hatte. In der Nacht, die auf jenes endlose Verhör folgte, lief mir viel Blut aus der Nase. Der ganze Kopfkissenbezug war voll davon, und es dauerte lange, bis es aufhörte. Am nächsten Tag fand ich den Gefängnisarzt, aber als ich ihm vom Verhör erzählte, wagte er nicht, etwas zu tun. Er gab mir bloß ein paar Spalttabletten!

Auch andere unerwartete Dinge ereigneten sich auf der Akershus-Festung. Die norwegische Regierung und unser König Haakon waren damals immer noch in London. Die Festung unterstand daher dem Kommando eines englischen Obersten. Die Engländer waren nach Norwegen gekommen, um uns bei der Entwaffnung der deutschen Besatzer zu helfen und diejenigen unter den Deutschen aufzuspüren, die Grausamkeiten begangen oder sich der Verletzung der Menschenrechte schuldig gemacht hatten. Eines Tages nun, als ich mei-

ner Pflicht auf dem Gefängnishof nachging, brachten die Engländer einen Transport von rund zwanzig deutschen Gefangenen. Diese trugen Uniformen der Luftwaffe und erklärten dem englischen Kommandanten, dass sie zur Luftwaffe gehörten. «Wir haben nie etwas Schlechtes getan», sagten sie, «wir möchten darum jetzt heim nach Deutschland.» Es durchfuhr mich wie ein Stromstoß. Da standen der verhasste Lagerkommandant von Grini und seine brutalen SS- und SD-Schergen, die Gewalt und Leiden über Tausende von uns gebracht hatten. Da standen sie und spielten die Unschuldigen! «Die lügen», sagte ich zu dem englischen Oberst, «das sind die Lagerführer des Gefangenenlagers Grini!» Der Offizier war ganz erschüttert und sagte zu mir: «Mach mit ihnen, was du willst.» Ich rief Erling S., der mit mir zusammen Dienst hatte, und dann ließen wir sie auf dieselbe Weise Strafexerzieren, wie sie es mit uns in Grini getan hatten. «Achtung! Hinlegen! Kriechen! Auf marsch, marsch! Los, Mensch, laufen, schneller laufen!» Wir kannten keine Nachsicht. Ich ließ Kommandant Zeidel denselben sentimental Marsch anstimmen, den er uns zu singen gezwungen hatte. «Weiterlaufen, los, schneller ...!» Runde um Runde. Sie gerieten ins Schwitzen. Dann kam einer zu mir, Wilhelm Heilmann, und bat mich um etwas zu trinken. Er habe solchen Durst, sagte er. Ich füllte einen großen Eimer mit Wasser und warf es ihm ins Gesicht und über die Schultern. Meine norwegischen Kameraden, die das Ganze verfolgten, lachten voller Schadenfreude.

Später besuchte ich einen, den wir den «Dickhäuter» nannten. Ich musste ihm einfach davon erzählen. Er war einer der Zimmergenossen von Baracke 10 und hatte nun die Arbeit in seinem Geschäft in Oslo wieder aufgenommen. Er hörte gespannt zu, wie ich von dem Ereignis erzählte, und fand es großartig. Ich hätte getan, wonach sich Tausende von Gefangenen sehnten, und diesen Henkern heimgezahlt, was sie verdienten. «Du hättest bloß noch härter vorgehen müssen!», sagte er – es schien beinahe, als ob er neidisch wäre.

Ich merkte, dass mich diese Geschichte populär machte und erzählte sie allen ehemaligen Mitgefangenen, denen ich begegnete. Populär war das, ja, aber ich freute mich nicht. Ich hatte das unbehagliche Gefühl, etwas falsch zu machen. Als ich eines Tages von Oslo nach Hause fuhr, hatte der Zug eben in Grorud gehalten, da traf es mich. «Es gibt keine Entschuldigung dafür», machte mir mein Gewissen mit einem Schlag klar. «Was du getan hast, ist unrecht.»

Ich wusste sofort: Das ist die Wahrheit. Was ich auch zu meiner Verteidigung anführte – dass ich Christ sei, Patriot, Vorkämpfer für die Menschenrechte –, ich konnte nicht rechtfertigen, was ich getan hatte. Es sprach seine eigene belastende Sprache. Aber ich brauchte einige Tage, bis ich aus tiefstem Herzen die Wahrheit über mich selbst akzeptieren konnte. Die Wahrheit nämlich, dass in meinem Wesen der Keim zu dem gleichen Bösen lag, das ich bei den Deutschen und denjenigen verurteilte, die mich und meine Mitgefangenen misshandelt hatten. Es war eine schmerzhaftes Erkenntnis, gleichzeitig aber empfand ich es als befreiende Erlösung, die Wahrheit über mich selber zu akzeptieren. Im Gegensatz zu meinem Siegestanz in Zelle B 24, als ich geistig über die Nazis gesiegt hatte, gab es nun einen Augenblick, in dem ich mir sagen musste: «Jetzt haben die Nazis über mich gesiegt!»

Mit solchen Gedanken rang ich jedes Mal, wenn ich zu Hause in den Wald und die Hügel flüchtete, um Ruhe zu haben, um mich selber zu finden. Eines Abends, als ich wieder einmal auf dem Liabakkhügel auf einem Baumstumpf saß, ging mir etwas durch den Sinn, was mir völlig abwegig erschien. Es ging um den Gestapo-Mann Otto Suhr, mit dem ich nichts mehr zu tun haben wollte. Der Gedanke war, ihn beim nächsten Wachtdienst in der Akershus-Festung aufzusuchen und ihm zu sagen, dass das, was er mir Böses angetan hatte, vergeben sei, und dass ich keinen Prozess gegen ihn anstrengen wolle! Ich war wie betäubt. Was würden meine Freunde sagen! Etwas Unpopulärereres konnte ich wohl kaum tun. Nein, das will ich nicht, murmelte ich vor mich hin. Die Gedanken aber kamen mit unverminderter Stärke wieder, und ich ahnte, dass es Gott sein musste, der dies wollte. Auf jeden Fall wusste ich, dass diese Gedanken nicht von mir stammen konnten!

Als ich heimkam, erzählte ich Mutter davon. Sie dachte eine Weile nach, und dann sagte sie: «Leif, ich finde, dass du das tun solltest, und wenn du mit ihm sprichst, dann sag ihm, dass ich für ihn bete.»

Beim nächsten Wachtdienst holte ich Suhr aus der Einzelzelle. Er erkannte mich sofort wieder und verhielt sich abwehrend. Ich sah ihm direkt in die Augen und sagte: «Was du mir Böses angetan hast, ist vergeben, und ich werde keinen Prozess gegen dich führen.» Dann fügte ich hinzu: «Meine Mutter bat mich, dich zu grüßen und dir zu sagen, dass sie für dich bete.» Er sagte kein Wort, aber plötzlich begann er am ganzen Körper zu zittern. Ich führte ihn in die Einzelzelle zurück.

Viele Monate später besuchte mich ein guter Freund. Er überbrachte mir eine Nachricht vom Gefängnispriester der Akershus-Festung. Ich hatte längst aufgehört, dort Wachtdienst zu verrichten und kam mit meinem Studium an der Osloer Universität gut voran. «Der Priester», sagte mein Freund, «möchte, dass du weißt, dass Otto Suhr zum Tod verurteilt und hingerichtet wurde. In den letzten Tagen davor bat er um das Abendmahl, und er hat es empfangen.»

Dass dieser Mensch, der für mich das Allerböseste verkörperte, um das Abendmahl gebeten hatte, beschäftigte mich zutiefst. Ich war erschüttert. Mein Freund verstand das. Er war selbst Geistlicher. Wir unterhielten uns lange.

Ich war mit einer Dimension konfrontiert worden, mit der ich nicht umgehen konnte. Ich wusste, dass Suhr in dem Augenblick, in dem er bereute und sich an Gott wandte, nicht abgewiesen würde. Im Gegenteil, er würde mit offenen Armen aufgenommen und von Gottes Liebe umfassen werden, denn so ist Gott. Jäh begriff ich, dass ich nicht das Recht hatte, irgendeinen Menschen zu verurteilen oder zu verdammen. In der Dimension der Ewigkeit, aus der Perspektive des Schöpfers gesehen: – Wer bin ich, und welches Recht habe ich denn, «die bösen Deutschen» in die Hölle und «die guten Norweger» in den Himmel zu wünschen?

Es brauchte Zeit, bis ich wirklich verstand, was damals geschah. Nicht zuletzt, was mit mir selber geschehen war. Es war mir nicht klar gewesen, dass Hass und Verbitterung den Deutschen gegenüber, die mich misshandelt hatten, in meinem Herzen gebrannt hatte. Als ich während des Spaziergangs auf dem Liabakkhügel dem Gedanken gehorchte, der sich mir aufgedrängt hatte, nahm Gott Hass und Verbitterung von mir und säte stattdessen in meiner Seele ein Samenkorn der Liebe, das er wachsen ließ. Dies geschah nicht aus meinem freien Willen, denn ich wollte das ja eigentlich nicht, aber ich gehorchte, weil ich annahm, dass es Gott war, der es wollte. Noch hatte ich keine Ahnung, dass dies später in Deutschland fruchtbare Folgen haben sollte.

Der Ruf

Im Herbst 1945 begann ich, mich auf die ersten Prüfungen vorzubereiten. Der Professor, der mir in Grini so viel bedeutet hatte, war nun mein Lehrer und Freund. In den folgenden Jahren war ich ganz mit dem Studium beschäftigt. Viele von uns hatten eine Menge aufzuholen, nach der Zeit, die wir während des Kriegs verloren hatten.

In jener Zeit war ich oft beim Professor zu Hause. Ich durfte bei ihm und seiner Frau wie ein Familienangehöriger ein- und ausgehen. Hier lernte ich auch drei andere Studenten kennen, Inge, Aage und Jens Jonathan, die meine besten Studienfreunde wurden.

Aage studierte Medizin und Inge Theologie. Beide hatten sich illegal betätigt und nach Schweden flüchten müssen, und beide kamen mit den Polizeitruppen am Tag der Befreiung oder kurz danach in die Heimat zurück. Aage war ein richtig «fideler Bursche», er sprühte vor Fröhlichkeit und besaß großen Sinn für Humor. Die Arbeit fiel ihm ungewöhnlich leicht, und er hatte eine besondere Fähigkeit, sich in jeder Situation rasch und sicher zurechtzufinden.

Inge war ein völlig anderer Typus, ein eher nachdenklicher und einfühlsamer Mensch, ein wenig zurückhaltend. Er war mit der großartigen Kunst und Kultur des ländlichen Norwegen aufgewachsen und lehrte uns andere, diese Werte zu schätzen.

Jens Jonathan war der Jüngste von uns, voller Ideen und von lebhaftem Temperament. Theater und Literatur gingen ihm über alles. Auch er war in der Widerstandsbewegung aktiv gewesen. Wir studierten zusammen Philosophie, diskutierten Hegel und Marx und lasen Koestler. Nachdem wir gemeinsam die ersten Prüfungen abgelegt hatten, fuhr Jens Jonathan nach Amerika.

Oft trafen wir uns beim Professor zu Hause – manchmal kamen bis zu 20 oder 30 Studenten - und es gab viele zu erörternde Themen. Mal hielt einer einen Vortrag über Jean-Paul Sartres Existenzphilosophie, ein anderer sprach über die pädagogischen Unterrichtsmethoden in den USA. Gemeinsam versuchten wir, uns in den Denkrichtungen der Nachkriegszeit zurechtzufinden, diese zu verstehen und zu beurteilen. Es ging darum, sich in der Zeit, in der wir lebten, zu orientieren.

Unser gemeinsames Interesse war die Moralische Aufrüstung (MRA), die internationale Bewegung, die aus der Oxfordgruppe heraus entstanden war. Was für eine Zukunft liegt vor uns? fragten wir uns. Können wir einfachen Männer und Frauen etwas tun, um die Zukunft mitzugestalten, oder sind wir gezwungen, uns von den Verhältnissen prägen zu lassen? Hatten uns nicht diese letzten bitteren Jahre gelehrt, dass wir freien Menschen die Entwicklung der Verhältnisse selber in die Hand nehmen mussten! Taten wir es nicht, würde die Entwicklung uns verformen. Hitler und seine Leute hatten die Naziideologie geschaffen, eine ganze Nation damit mobilisiert und den größten Teil von Europa erobert. Stalin und die totalitäre Ideologie des Weltkommunismus wollten, wenn nötig mit Gewalt, eine klassenlose Gesellschaft für die ganze Menschheit errichten und befanden sich erfolgreich auf dem Vormarsch. Aber konnte es denn nicht eine demokratische Staats- und Lebensform geben, für die man die Völker gewinnen könnte - nicht durch Unterdrückung und Waffengewalt, sondern durch die moralische Kraft der Freiheit und der offenen Gesellschaft? Menschen konnten, wenn sie es nur wollten, etwas bewegen – im eigenen Umfeld, in der Welt. Solche Gedanken beschäftigten uns.

Im Juni 1947 wurde ich zusammen mit einer größeren Gruppe norwegischer Studenten nach Caux in die Schweiz eingeladen, in das europäische Zentrum der Moralischen Aufrüstung. In diesem kleinen Alpendorf hoch in den Bergen über dem Genfersee liegt das «Mountain House», ein gewaltiger Bau, der wie ein Märchenschloss vor dem Himmel aufragt. Ursprünglich ein großer Hotelkomplex, war es ein Geschenk der Schweizer für die internationale Arbeit der Bewegung. Ihr Land, die Schweiz, sagten sie, sei von den fürchterlichen Zerstörungen zweier Weltkriege verschont geblieben. Nun wollten sie einen Begegnungsort schaffen für alle Nationen der Welt, einen Ort, an dem man gemeinsam Möglichkeiten und Ideen suchen und finden konnte, um die Menschen miteinander zu versöhnen und den Hass und die Verbitterung der Zeit zu überwinden.

Die erste «Weltkonferenz» nach dem Krieg hatte im Jahr vorher im «Mountain House» stattgefunden. Die Berichte von dem großen Treffen hatten uns alle gespannt gemacht und große Erwartungen geweckt.

Wir wurden nicht enttäuscht. In Caux trafen sich Männer und Frauen aus zahlreichen Nationen, Rassen und Glaubensgemeinschaften und aus allen Gesellschaftsschichten - ein Querschnitt durch die ganze Menschheit. Man konnte mit den verschiedensten Menschen Gedanken und Erfahrungen austauschen, von ihren Lebensverhältnissen hören und damit ganz neue Perspektiven kennenlernen.

Den stärksten Eindruck auf mich machten dort die sichtbaren Veränderungen im Leben und Denken einzelner Menschen, die offensichtlich ausgleichend wirkten bei scheinbar unlöslichen Gegensätzen, wirtschaftlichen oder sozialen Konflikten, Rassenkämpfen oder politischen Auseinandersetzungen. Es war eine innere Verwandlung, die sich in der harten Schule des täglichen Lebens bewährte. Viele Teilnehmer entschieden sich, aktiv in allen Lebensumständen für das einzustehen, was sie als richtig erkannt hatten.

Einmal saßen wir zusammen mit einer Lehrerin aus Burma. «Seht», sagte sie und zeigte mit ihrer schlanken Hand, «wenn ich mit einem Finger auf euch zeige, zeigen drei Finger auf mich selbst zurück. So ist es, wenn wir andere kritisieren. Wenn zwei sich streiten, will jeder, dass der andere den ersten Schritt tut und sein Verhalten ändert. Die Völker möchten, dass die anderen Völker ihre Haltung ändern. Alle warten darauf, dass der andere sich ändert! Aber entscheidend ist, dass wir bei uns selber und unserem eigenen Volk anfangen.» So einfach und dennoch so wahr. Die Lehrerin sagte auch: «Wie ich bin, so ist mein Volk, und wie mein Volk ist, so wird die Welt.»

Wir bekamen Einblick in die tieferen Ursachen der Konflikte, die die Weltgeschichte prägen: den ewigen Kampf zwischen Gut und Böse, wie er in meiner eigenen Seele, in meinem Land und in der ganzen Welt stattfindet. Wohl hatten wir diese Fragen oftmals theoretisch erörtert, wenn wir beim Professor zu Hause saßen. Nun aber begann mir klar zu werden, dass jeder Mensch dazu aufgerufen ist, sich an der Gestaltung der Zukunft aktiv zu beteiligen. Wir lernten einen ganzen Ideenkomplex kennen – das positive Gegenstück zu der destruktiven Ideologie, der wir in der Kriegszeit gegenübergestanden hatten. Hier waren für jedermann zugängliche Ideen, für jeden einfach verständlich und so umfassend, dass sie alle zu vereinigen vermochten, und so verpflichtend, dass sie den ganzen Menschen zu ihrer Verwirklichung forderten.

Und dennoch! Trotz allem was ich sah und hörte, blieb ich ein vorsichtiger, wohlwollender, aber unverbindlicher Zuschauer. «Spring hier nicht sogleich auf», sagte ich zu mir. «Es kann doch nicht alles so klar und einfach sein! Wenn ich mich hier – in dieser Atmosphäre – ganz darauf einlasse, könnte ich es später, wenn ich wieder allein auf mich gestellt sein werde, bereuen.» Eine Menge neuer Gedanken und Eindrücke arbeiteten in mir. Aber erst wollte ich nach Hause, um die Dinge in Ruhe durchdenken zu können. Ich reiste nach Norwegen zurück.

Eine Woche danach fuhr ich mit Mutter und Vater in die Sommerferien. Es war ganz wie in alten Zeiten. Zum ersten Mal nach dem Krieg fuhren wir mit dem Chrysler weg. Nach einigen Tagen unterwegs entlang der westnorwegischen Fjorde fanden wir eine Hütte ganz oben im Jotunheim-Gebirge. Es war ein traumhaft schöner Ort. Direkt daneben führte ein Fluss vorbei, in dem es von Forellen wimmelte. Als ich eines Tages dort am Flussufer saß und Vater beim Fliegenfischen zusah, kam mir ein Gedanke in den Sinn, leise, aber mit zwingender Klarheit: «Du solltest jetzt anfangen, so zu leben, wie die Leute, die du in Caux kennengelernt hast! Du solltest mit ihnen zusammenarbeiten.» Und ich entschied mich auf der Stelle dafür.

Nun begann ich täglich, Gottes Führung für meine Arbeit zu suchen. Mit der Zeit entstand dadurch eine neue Disziplin und Planmäßigkeit bei der Verrichtung der Aufgaben, die ich mir vorgenommen hatte. Am deutlichsten merkte ich das beim Studium. Ich lernte, die Zeit effizient zu nutzen und konzentriert zu arbeiten. Das Abschweifen der Gedanken und Augen hörte auf, die Aufmerksamkeit war voll und ganz gesammelt.

Besonders wichtig war für mich die Arbeit an einer Aufgabe, die uns der Professor für das Studium der Ideengeschichte vorgeschlagen hatte. Er ließ uns zwischen mehreren Themen wählen, und ich entschied mich für «Karl Marx und das Kommunistische Manifest». Es war für mich ein ganz neuer und unbekannter Stoff, und ich beschäftigte mich sechs Wochen lang intensiv damit. Als ich fertig war, legte ich dem Professor und den Studenten das Ergebnis meiner Studien in Form eines Vortrags vor, und zum Schluss gab der Professor seine eigene Beurteilung der Aufgabe ab. Das Ganze war eine Erfahrung, die meine Dankbarkeit der Universität gegenüber verstärkte. Aber ich

hatte noch keine Ahnung, was es später für mich bedeuten sollte, dass ich mich in diese Gedanken vertieft hatte.

Inge, Aage und ich sowie einige andere Studenten, die mit uns in der Schweiz gewesen waren, trafen sich in der Mensa der Universität jeden Tag während der Mittagspause. Wir diskutierten über alles Mögliche, vor allem aber tauschten wir unsere Erfahrungen mit der neuen Art zu Leben aus und was es bewirkte. Ein Gedanke war, beispielsweise, in den Sommerferien ein Jugendlager zu organisieren.

Als Reaktion auf die gewaltigen Spannungen der Kriegszeit machten sich damals bei vielen Jugendlichen Apathie und Interesselosigkeit bemerkbar. «Es müsste doch möglich sein», sagten wir uns, «dass ein solches Verantwortungsbewusstsein, wie wir selbst es in Caux erfahren haben, auch in anderen jungen Menschen hier im eigenen Land wirksam wird.»

Wir verschickten also Einladungen, und im Hochsommer dieses Jahres kamen hundert Jugendliche beiderlei Geschlechts in Sjøstrand am Oslofjord zusammen. Wir organisierten das ganze Lager selber. Eines unserer Ziele war es ja, dass Jugendliche aus allen Landesteilen und den verschiedensten Lebensbereichen lernen sollten zusammenzuarbeiten.

Jeden Tag hielten wir zwei Versammlungen ab, die wir als ideologische Schulung bezeichneten. Wir besprachen Themen wie die grundlegenden Ideen des Nationalsozialismus und des Kommunismus und griffen dann die Frage auf, wie wir diesen Herausforderungen in unserem eigenen Leben begegnen konnten. Wie könnten wir dazu beitragen, im eigenen Volk das geistige und moralische Klima zu schaffen, in dem das Land ein Bollwerk der Demokratie werden könnte?

Gymnastik und Schwimmen, Fußball und Handball gehörten ebenfalls zum täglichen Programm. Samstags und sonntags kamen oft Verwandte heraus, um das Lager zu besuchen. Dann vermittelten wir eine Übersicht über das, was wir im Verlauf der Woche erlebt und gelernt hatten und drückten es oft in Form von Liedern und Sketchen aus. Die Gäste waren begeistert und kamen wieder, und sie unterstützten uns auch finanziell. Dies war nicht unwichtig, wir hatten uns nämlich verrechnet und die Teilnehmerbeiträge zu tief angesetzt.

Am letzten Wochenende besuchte der norwegische Landwirtschaftsminister das Lager. Ich hatte ihn in Grini kennen gelernt, wo wir zusammen in der Wäschereibaracke gearbeitet hatten. Er zeigte

großes Interesse an allem, was wir ihm berichten konnten, und bei der Abschlussversammlung betonte er in einer herzlich gehaltenen Ansprache, wie lebensnotwendig gemeinsame moralische Werte für die Demokratie seien. Er forderte uns Jugendliche auf, die volle Verantwortung für die Gesellschaft, deren Teil wir waren, zu übernehmen, und er sagte, es freue ihn zu sehen, was wir in Angriff genommen hatten.

Während der Weihnachtsferien 1948 erhielten wir Besuch von Jugendlichen aus vielen verschiedenen Ländern, die sich auch der Bewegung verpflichtet hatten. Sie waren in unserem Alter und hatten, jeder für sich, entschieden, sich voll und ganz und ohne zeitliche Begrenzung für eine geistige und moralische Erneuerung weltweit einzusetzen. Ohne jegliche Bezahlung oder Vergütung versuchten sie, ihrem Ruf zu folgen. Sie kamen gerade aus London, wo sie an einem musikalischen Schauspiel mit dem Titel *Der gute Weg* mitgewirkt hatten.

Inge, Aage und ich unternahmen mit ihnen eine Ski- und Ferientour, und wir wohnten in einem Bauernhof in Rauland. Eines Abends saßen wir um den Kamin, und sie erzählten von ihren Erlebnissen mit so viel Humor und Selbstironie, dass wir immer wieder lachen mussten. Doch mittendrin sagten sie: «Wir sind von London hierher gekommen, um euch drei einzuladen, ein oder zwei Jahre lang mit uns zu kommen – am besten jetzt gleich.» Es wurde still – für eine ganze Weile. Die Kloben prasselten im Kamin. Ich konnte meinen eigenen Herzschlag hören. Der Gedanke war für mich äußerst unangenehm. «Lächerlich», sagte ich mir. «Das ist völlig undenkbar! Ich werde im Frühling Geschichte im Nebenfach abschließen, Aage hat das Medizinstudium zu zwei Dritteln hinter sich, und Inge schließt in einem Jahr mit der Theologie ab! Von so was kann jetzt nicht die Rede sein. Vielleicht später, wenn wir unser Studium abgeschlossen haben.»

Aages tiefer Bass durchbrach die Stille. «Ausgezeichnet!», sagte er. «Was zögert ihr noch, Leute? Ich habe seit langem das Gefühl, dass es für uns das Richtige ist.» Wir anderen waren und blieben stumm. Schließlich sagte ich: «Das muss ich mir erst überlegen. Aber ich glaube nicht, dass es jetzt geht.»

Es folgte eine schwierige Zeit. Ich kämpfte mit mir. Dies war eine Herausforderung, der ich mich stellen musste. Es gab kein Sowohl-als-auch. Gefordert war ein Ja oder ein Nein.

Aber was würden Mutter und Vater sagen? Und die Zukunft? Ausbildung, Stellung, Karriere, Ehe, Heim – all das, wovon ich so oft geträumt hatte? Falls ich ja sagte, was für eine Sicherheit hatte ich dann in der Zukunft? Überhaupt keine. Kein Einkommen. Kein Examen, das mir zu einem guten Posten verhelfen würde. Aber gleichzeitig wusste ich, dass es hier nicht bloß mit einer nüchternen Verstandesentscheidung getan war. Ich empfand es als zwingenden Ruf – obwohl ich vorderhand nicht entscheiden konnte, ob er von Menschen oder von Gott kam. Schließlich wurde mir klar: Wenn ich innere Gewissheit erlangen wollte, musste ich mich unabhängig machen von allen Zukunftsplänen und aller Sorge davor, was Freunde und Familie dazu sagen und denken würden.

Eine Nacht lang lag ich wach und dachte nach. Ich dachte an Olav und all die anderen, die abgeholt und nach Trandum gebracht worden waren. Und an alle, die man mit der «Westfalen» verschickt hatte – in Gedanken ließ ich sie an mir vorüberziehen, einen nach dem anderen. Mein Gelübde kam mir in den Sinn, als ich mich in B 24 in schrecklichster Not befand: Wenn Gott mir wieder Leben und Freiheit schenkte, dann, das hatte ich versprochen, wollte ich ihm ganz und gar angehören. Mit einem Mal waren alle Zweifel wie weggeblasen. «Folge mir nach!», sagte die innere Stimme, «Dies ist die Gelegenheit! Zieh hinaus! Fürchte dich nicht! Ich werde für dich sorgen.»

Das gab den Ausschlag. Ich wusste plötzlich, dass mir niemand diese Überzeugung mehr nehmen konnte, zu der ich mich nun durchgerungen hatte. Früh am nächsten Morgen erzählte ich es den andern. Inge hatte sich auch entschlossen, dem Ruf zu folgen und hinauszuziehen.

Als ich heimkam, empfingen mich Mutter und Vater mit einer solchen Herzlichkeit, dass ich nicht wusste, was tun. Wie um alles in der Welt sollte ich ihnen erklären, wozu ich mich entschieden hatte? Am Abend konnte ich Mutter dazu bringen, früh schlafen zu gehen und so war ich mit Vater allein. Dann erzählte ich ihm von meinem Entschluss.

Vater hatte neun Geschwister gehabt. Der Großvater war Schuhmacher, und die Zukunftsaussichten dieser Kinderschar waren nicht sehr groß gewesen. In seiner Jugend hatte Vater davon geträumt, Marineoffizier zu werden, aber das war finanziell unmöglich. Nun wollte er seinem einzigen Sohn die Möglichkeiten verschaffen, die ihm selbst versagt geblieben waren. Er arbeitete hart, um mir das Studium zu

ermöglichen, ohne Schulden machen zu müssen. Mehr als alles andere freute ihn, dass ich damit gut vorangekommen war.

Vornüber geneigt hatte Vater dagesessen und mir zugehört. Ich konnte sehen, wie es in ihm arbeitete. Schließlich sagte er: «Leif, du weißt, wie sehr ich mich danach gesehnt habe, dass du deine Ausbildung abschließen würdest – und was ich mir beruflich für dich gewünscht habe. Aber ich will deinem Gewissen nicht im Wege stehen. Folge du dem Ruf.» Nie zuvor hatte ich eine solche Liebe zu meinem Vater empfunden.

Für Mutter war es ebenso schwer, als ich es ihr am nächsten Morgen sagte. Aber als sie sich ausgeweint hatte, konnte sie trotz allem Gottes Hand in meinem Entschluss sehen.

Dann erzählte sie mir von meiner Geburt. Ich war sieben Wochen zu früh auf die Welt gekommen. «Du warst ja so klein, dass du in einer Schuhschachtel Platz gehabt hättest», sagte sie. Sowohl der Arzt als auch die Hebamme hatten gemeint, ich würde nicht überleben. Ja, auch für meine Eltern hatte es ganz danach ausgesehen als würde ich es nicht schaffen. Dann hatte Mutter den Pfarrer kommen lassen und ich erhielt zu Hause in der Stube die Nottaufe.

Danach zog sich Mutter zurück und betete. Sie gelobte Gott, wenn er mich am Leben ließe, werde sie niemals Ansprüche auf mich als ihren Sohn erheben, sondern mich ihm zur Verfügung stellen, wofür er mich auch immer brauchen wollte.

In fremdem Land

Es war nicht leicht, Abschied zu nehmen von der Universität und den Büchern und dem Studium, die meine Fantasie ausgefüllt und all mein Interesse beansprucht hatten. Noch schwieriger war es, Mutter und Vater zu verlassen, weil sie selber das Gefühl hatten, dass sie mich nötig haben könnten. Mehr noch: Mich einer Aufgabe zu widmen, die keine materielle Sicherheit bot, weder für den Augenblick noch in der Zukunft, erschien vielen nicht nur völlig fremd, sondern geradezu unsinnig. Menschlich gesehen war es, als ob die Tür zu einer «goldenen» Zukunft zugeschlagen würde.

Und dennoch – mit unwiderstehlicher Kraft hatte sich bei mir eine Überzeugung in den Vordergrund gedrängt. Sie war von innen heraus gewachsen und kam mir voll zum Bewusstsein, nachdem ich bei unserem Treffen in Rauland ja dazu gesagt hatte, Gottes Ruf zu folgen.

Während der letzten beiden Semester an der Universität war mir immer wieder der Gedanke gekommen: «Fahr nach Deutschland, du wirst dort gebraucht». Ich verdrängte ihn, aber er kam wieder. Ich wurde nicht mehr los, was sich mir in Zelle B 24 aufgedrängt hatte: «Gerade durch die vollständige Niederlage wird Deutschland die Möglichkeit erhalten, seine wahre Bestimmung als Volk zu finden. Aber sie werden Freunde brauchen, Menschen, die ihnen dabei helfen, neue Wege zu gehen.»

Dann folgte, 1947, meine erste Reise durch Deutschland. Tiefe Eindrücke prägten sich mir ein: die Menschenmassen auf jedem Bahnhof, der rücksichtslose Kampf um einen Platz in den überfüllten Zügen, die ausgebombten Städte, die bettelnden Kinder und die unzähligen Krüppel. Am schlimmsten aber waren die Gesichter – der leblose und harte Ausdruck, die Ruinen im Inneren, die daraus schrien. Wenn ich aus dem Zugfenster schaute, dachte ich oft: «Ein Volk besiegt, und ein Land in Schutt und Asche gelegt – und nun? Das, worauf Millionen ihren Glauben gebaut hatten, ist in sich zusammengestürzt – wo sollen sie sich nun hinwenden? Womit soll das Vakuum, das entstanden ist, gefüllt werden? Ein Volk ohne Glauben und ohne Hoffnung muss

zugrunde gehen. Doch wer will, wer kann diesen Menschen etwas Neues und Wahres geben, wofür sie leben können?»

Ich hatte oft mit dem Professor in seinem Büro über diese Fragen gesprochen. Er erzählte unter anderem, was Frank Buchman, der Begründer der Moralischen Aufrüstung, bei der Eröffnung der ersten Weltkonferenz in Caux im Jahre 1946 gesagt hatte. Dr. Buchman hatte über die große internationale Versammlung geblickt, und dann gefragt: «Wo sind die Deutschen?» Offensichtlich hatte niemand an die Möglichkeit gedacht, Deutsche einzuladen. «Wir können ein neues Europa nicht ohne die Deutschen aufbauen», antwortete er. Daraufhin wurden zusammen mit Menschen aus allen anderen Nationen auch eine Anzahl Deutsche zur folgenden Konferenz eingeladen. Das war in der damaligen Nachkriegszeit eine revolutionäre Entscheidung, galten bei vielen doch die Deutschen noch als verhasste Menschen.

In Deutschland begann sich etwas zu bewegen. Ich entdeckte ein kleines Heft mit dem Titel *Es muss alles anders werden*. Es war von einer Reihe deutscher Politiker, Gewerkschaftler und Journalisten verfasst worden, die ihren Landsleuten die in Caux gemachten Erfahrungen und Ideen vermitteln wollten. Es las sich leicht: Ein zündender Aufruf an den Einzelnen, sich am Aufbau einer wirklichen Demokratie in Deutschland zu beteiligen. Und «es kann alles anders werden», meinten sie – wenn der Mensch, der Normalbürger «Hans Müller», selber eine tiefgreifende Änderung durchmachte. Er muss in seinem eigenen Alltag selber die Grundgedanken verwirklichen, auf denen Recht und Freiheit beruhen.

Das Papier, das für den Druck von *Es muss alles anders werden* benötigt wurde, kam aus Schweden, ein Geschenk von Menschen, die mit-helfen wollten, bei den Deutschen eine neue, positive Einstellung zum Leben zu entwickeln. Durch diese Gabe wurde es möglich, eine Million dieser Hefte zu drucken und im ganzen Land, auch in Ostdeutschland zu verbreiten.

Wenig später hatte sich eine Gruppe prominenter Deutscher an die internationale Mannschaft mit der Bitte gewandt, die Musik-Revue *The Good Road* in Deutschland aufzuführen. Der Bitte wurde entsprochen und wir alle verfolgten gespannt die Tournee: Es waren insgesamt 250 Menschen, die von Süden nach Norden durch Westdeutschland reisten. Berichte erreichten uns aus Ulm, München, Stuttgart, Frankfurt, Düsseldorf und Essen. Die Theatersäle in den großen Städ-



Im Konzentrationslager Grini mit Prof. Eiliv Skard (re.)

Häftlinge beim Morgenappell im Lager Grini





Mit „Billy the Kid“ vor einem Plakat, das meinen Vater als Skispinger im Zirkus „Barnum & Bailey“ darstellt

Mit meinen Eltern bei uns zu Hause in Oslo





Dresden 1945



„Neue Menschen, neue Völker, eine neue Welt“
MRA-Bildausstellung
1948 auf der Tournee der
Revue „Der Gute Weg“

Im Ruhgebiet



*Zeche „Zollverein“,
Schacht VII*



ten waren überfüllt. Wahre Menschenmassen kamen - Männer und Frauen, Skeptiker und Suchende. Viele blieben nach den Vorstellungen im Saal, sie drängten sich vor und auf der Bühne um die Darsteller und wollten mehr hören. Ich hatte dieses Stück selber gesehen und ich wusste, dass hier für die Deutschen in verständlichen Bildern Wege aufgezeichnet wurden, auf denen sie zur Demokratie finden konnten. Ein Mitglied der hessischen Landesregierung, Dr. Erwin Stein, hatte nach einer Aufführung zu einem meiner Freunde, der bei dem Stück mitwirkte, gesagt: «Viele Jahre lang hat das deutsche Volk einer politischen Illusion gehuldigt, sie unterstützt und verteidigt. Das Ergebnis war endloses, furchtbares Leiden für Europa und die Welt. Das ist Deutschlands Schuld. Wir werden unser Land nur retten können, wenn es gelingt, die Jugend in einem neuen Geist zu erziehen. Deutschland braucht einen geistigen und moralischen Neubeginn als Grundlage für seine Demokratie.» Die Frau dieses Ministers war von der Gestapo umgebracht worden.

Wieder in Oslo nahm ich lebhaft Anteil an all den Nachrichten, die uns erreichten, und ich wusste, dass ich, wenn ich einmal mein Studium abgeschlossen hatte, selber nach Deutschland reisen würde, um mich an der Arbeit dort zu beteiligen.

In dieser Zeit erhielt ich regelmäßig Briefe von Jens Jonathan. Er war auch mit dem Theaterstück *The Good Road*, das man heutzutage wohl als Musical bezeichnen würde, unterwegs in Westdeutschland und erzählte von den zahllosen Menschen, mit denen sie ins Gespräch kamen und von Erfahrungen, die sie machten. Er war mit einigen anderen nach den letzten Aufführungen in Essen und Düsseldorf im Ruhrgebiet zurückgeblieben, während die Tournee in anderen Ländern Europas fortgesetzt wurde. Er schrieb, die Landesregierung von Nordrhein-Westfalen habe sie gebeten, zu bleiben, «um die Botschaft und den Geist von Caux in unserem Land zu verbreiten und damit unserem Volk zu helfen, neue Hoffnung und Kraft zu finden».

Auf Initiative eines Regierungsmitglieds wurde daraufhin das Schauspiel *The Forgotten Factor* ins Deutsche übersetzt und von den Deutschen selber inszeniert. *Der vergessene Faktor* hatte seine Premiere im Essener Theater Capitol, das «aus den Ruinen der gigantischen Fabrikanlagen von Krupp hervorragt», wie Jens berichtete. Danach führten sie das Stück überall in den Städten des Ruhrgebiets auf.

Der Abschluss dieser Tournee rückte gerade zu dem Zeitpunkt näher, an dem Inge, Aage und ich aus den Weihnachtsferien in Rauland zurück kamen. Für mich war klar, wohin ich jetzt wollte: nach Deutschland. Aber für Mutter und Vater war das nicht so einfach. Familie und Freunde fanden es unverständlich, dass man «seine Zeit an die Deutschen verschwenden» wolle. Andere steckten die Köpfe zusammen: «Merkwürdig, wie sehr er sich für Deutschland interessiert!» Noch nach meiner Abreise flüsternten Bekannte sich zu, ich sei «zum Feind übergelaufen» und hätte «norwegische Interessen verraten».

Inge und ich machten uns auf. Es war im Frühjahr 1949. In Moers, einer kleinen Stadt am Rhein, konnten wir eine Aufführung von *Der vergessene Faktor* sehen. Das Stück war bereits in einer ganzen Reihe von Orten gezeigt worden, zunächst im Ruhrgebiet, danach im Rheinland. Etwa 140.000 Menschen hatten es gesehen.

Es handelt von dem Konflikt zwischen Arbeitgebern und Gewerkschaften in einer für das Land wichtigen Industrie. Ein nicht gerade zimperlicher Fabrikdirektor und ein ebenso hartgesottener Gewerkschaftsführer stehen sich in einem unversöhnlichen Kampf gegenüber. Daraus hat sich eine Situation entwickelt, die blutige Zusammenstöße nach sich ziehen könnte. Negative Kräfte nützen die Verbitterung auf beiden Seiten aus in der Absicht, zu streiken und später die politische Macht zu ergreifen.

Eine Lösung des Konflikts deutet sich erst an, als den Protagonisten auf beiden Seiten bewusst wird, dass es nicht mehr darum gehen darf, wer recht hat, sondern darum, was für alle Beteiligten das Richtige ist. „Fang bei dir selber an!“ – das ist der vergessene Faktor beim Ringen um Konfliktlösungen.

Grundgedanke des Schauspiels ist: Der Mensch kann sich ändern, kann Inspirationen empfangen und aus dem Kreislauf hoffnungsloser Situationen ausbrechen. Er kann etwas Neues hervorbringen. Irgendein Mensch hat eine Vision und verwirklicht sie. Er wird damit zu einem Werkzeug, mit dem die Strömung in seinem Umfeld in eine günstige Richtung gelenkt wird. Denn der Kern der großen Probleme ist der Mensch selber und das Leben, das er privat und in der Öffentlichkeit führt. Den Zuschauern wird Hoffnung vor Augen geführt: Du und ich, wir können mitmachen. Ein internationaler Chor sang nach der Vorstellung: «Leere Hände, leere Herzen – Es muss alles anders

werden. Gestern traurig und geschlagen – heute wachsen aus Ruinen neue Herzen, neue Menschen: Es kann alles anders werden.»

An jenem Abend im Stadttheater sprach auch eine Frau, die ich in den folgenden Tagen näher kennen lernen sollte: Irène Laure, Krankenschwester, Parlamentsabgeordnete in ihrer Heimatstadt Marseille und langjährige Leiterin der sozialistischen Frauen in Frankreich. Als aktives Mitglied der Résistance hatte sie schwere Misshandlungen durch die Gestapo erleiden müssen. Einmal wurde sie gezwungen, bei der Folterung ihres Sohnes zuzusehen – man glaubte, sie auf diese Weise gefügig zu machen, damit sie verraten würde, was sie wusste. Aber sie schwieg. «Ich hatte nur noch den einen Wunsch», erzählte sie mir, «nämlich alle Deutschen sollten vernichtet werden.» Nun reisten sie und ihr Mann mit dem Stück *Der vergessene Faktor* durch Deutschland. Sie wohnten bei deutschen Familien, und Irène Laure sprach über den Rundfunk zu Millionen, sprach in den Länderparlamenten, den Gewerkschaftszentralen und – jeden Abend nach der Aufführung des Stücks – von der Bühne. Ich war einfach hingerissen von dieser Frau. Sie war klein und bleich und schmal und zurückhaltend in ihrem ganzen Auftreten.

Wenn sie aber zu reden begann, zwang ihre Überzeugungskraft die Zuhörer in ihren Bann: «Können Sie sich vorstellen, was es für mich bedeutet hat, nach Deutschland zu kommen? Ich bin Mutter und Großmutter, ich bin Sozialistin, und mein ganzes Leben lang habe ich von Brüderlichkeit gesprochen – trotzdem aber habe ich zutiefst in meinem Herzen alle diese Ruinen herbeigewünscht und gewollt. Die Menschen, die in den Ruinen leben, musste ich nun um Vergebung bitten für meinen Hass. Es ist nicht so, dass ich die Ruinen in meinem eigenen Land oder in den anderen Ländern, in die Deutsche einmarschiert sind, vergesse. Ganz und gar nicht. Was ich aber tun konnte, war, mir das Unrecht meines eigenen Hasses bewusst zu machen und dafür um Vergebung zu bitten. Diese neue Haltung in mir bewirkte eine entsprechende Veränderung in vielen Deutschen. Dies ist eine mächtige Bewegung, die für die Einheit zwischen unseren beiden Völkern wirkt. Eine gemeinsame Ideologie kann heute für Frankreich und Deutschland erreichen, was der Sentimentalität in der Zwischenkriegszeit niemals gelang.»

Frauen wie Irène Laure, englische Parlamentarier und Bergarbeiter aus Wales, ein schweizerischer Professor, skandinavische Jugend,

holländische Geschäftsleute – sie alle waren zu einer starken Einsatzgruppe für Deutschland zusammengeschweißt worden. Sie benutzten Theaterstücke, Chöre und Filme um ihre Ideen bekannt zu machen. Dies war die Mannschaft, zu der Inge und ich fortan gehörten.

Wir wohnten mit einem Team von damals 15 Mann in Düsseldorf und Umgebung. Die Regierung von Nordrhein-Westfalen hatte in ihrem Bürogebäude, dem «Haus der Landesregierung», für uns ein paar Büros eingerichtet, und von dort aus arbeiteten wir gemeinsam mit deutschen Männern und Frauen, die von der Idee schon überzeugt waren, sich für den Wiederaufbau Deutschlands verpflichtet hatten und nun Unterstützung für ihre Arbeit suchten.

Nordrhein-Westfalen, das größte Land in der westdeutschen Bundesrepublik, hat eine Fläche wie etwa der norwegische Bezirk Finnmark, aber seine Bevölkerung ist viereinhalbmal so groß wie die ganz Norwegens. Das Herz des Landes ist das Ruhrgebiet. Der Fluss Ruhr entspringt im Hochsauerland im Südosten und durchfließt, zwischen schönen Hügelzügen hervorkommend, das ganze nach ihm benannte Industriegebiet. Etwas weiter westlich mündet er in den Rhein, den europäischsten aller Flüsse – Hunderte von deutschen, französischen, schweizerischen und holländischen Frachtschiffen und Schleppern, die sich schwer beladen stromaufwärts kämpfen, prägen sein Bild.

Das Mündungsgebiet, wo die Ruhr in den Rhein fließt, ist zu einem Hafen ausgebaut worden, der eine ganze Anzahl riesiger Hafenbecken umfasst, wo die Schlepper und selbst die größten Frachtkähne anlegen können. Dies ist Duisburg-Ruhrort, der größte Binnenhafen Europas. Wenn man damals mit dem Auto auf der Westseite des Rheins fuhr und zum anderen Ufer hinüber blickte, entfaltete sich ein atemberaubendes Panorama. Fabrikschlote und Fördertürme ragten dicht an dicht in den Himmel, so weit das Auge reicht. Darüber wälzten sich Dampf- und Rauchwolken in allen erdenklichen Farben. Selbst abends und nachts schossen aus den Schmelzöfen Flammen 20–30 Meter hoch in die Luft, begleitet von einem Funkenregen, der die gewaltigen Anlagen beleuchtete. Man spürte den Pulsschlag von Europas größtem Industrie-Ballungszentrum.

Oder man fuhr hinein in das Labyrinth aus Straßen und Wegen, in dem man oft riesigen Lastwagen begegnete. Man war gefesselt vom Arbeitsrhythmus des Ruhrgebiets, der Tag und Nacht, rund um die Uhr lief. Man hörte das Klappern der schweren Stiefel der Bergarbeiter.

ter, wenn sie scharenweise über das Kopfsteinpflaster gestapft kamen. Sie waren müde und hatten eine ganz bestimmte Art zu gehen. Wenn sie nach der Schicht auf dem Heimweg waren, öffneten sie die Türen von Tausenden alter, kleiner Backsteinhäuser, die ganz schwarz von Kohlenstaub waren, oder sie bogen in die erst in den letzten Jahren entstandenen Wohnkomplexe ein.

Eine halbe Million Bergarbeiter schufteten in jenen Jahren bis zu 1000 Meter unter Tage, wo sie jährlich mehr als hundert Millionen Tonnen Kohle förderten – eine harte und gefährliche Arbeit. Zwischen 20 und 30 Millionen Tonnen Stahl jährlich wurden ebenfalls in dieser Gegend produziert, und ein großer Teil des dafür benötigten Eisenerzes kam mit Schiffen aus Norwegen, von Narvik, ins Ruhrgebiet. Diese Industriegesellschaft sollte für die kommenden sieben Jahre meine Heimat sein.

Dank der Wirkung, die *Der gute Weg* und *Der vergessene Faktor* im Ruhrgebiet hatten, wurden wir rasch mit führenden Männern und Frauen des industriellen, politischen und kulturellen Lebens bekannt. Die Deutschen luden uns zu sich nach Hause ein und teilten ihre damals kargen Essensrationen mit uns. Wir schliefen oft in Zimmern, deren Fenster mit Zeitungspapier oder Stoffetzen abgedichtet waren.

Wir lernten die Betriebsräte in den Stahlwerken und Maschinenfabriken kennen, fuhren in die Kohlengruben ein und waren Gäste der verschiedenen Gewerkschaftsverbände. Manchen Abend saßen wir mit unseren deutschen Freunden zusammen und diskutierten, während die Bierhumpen schäumten und der Tabakrauch uns alle in seinen blauen Dunst einhüllte.

Industriedirektoren führten uns in die gewaltige Wiederaufbauarbeit ein, mit der sie nun beschäftigt waren, und Politiker berichteten von den schwierigen Aufgaben, die sie zu lösen hatten.

Allmählich begannen wir ein Gefühl dafür zu entwickeln, was die Leute in diesen ersten Jahren nach der Niederlage am meisten bewegte. Der Zusammenbruch des Nazireichs hatte eine unglaubliche materielle Not und ein geistiges Vakuum zurück gelassen. Ein großer Teil der Industrieanlagen war völlig zerstört. Hunderttausende von Häusern waren nur noch Ruinenhaufen. Ratlosigkeit, Leere und Verzweiflung herrschten. Nicht selten stießen wir auf tief verwurzelten Zynismus. Nach den bitteren Enttäuschungen hatten viele bloß noch Skepsis übrig für alles, was von Seiten der alliierten Siegermächte

kam. Vor allem bei den jungen Leuten traf ich oft auf Gleichgültigkeit und grenzenlose Egozentrik. Sie drückte sich in Schlagworten aus wie «Ohne mich!» oder «Ich mach' bei nichts mehr mit!» Viele wurden damals leichte Beute für zersetzende Ideen, weil sie keine Alternativen sahen. Dennoch: Hinter dieser Mauer aus Gleichgültigkeit konnte man eine tiefe Sehnsucht nach etwas Neuem spüren – nach etwas, für das sie sich mit ganzem Herzen einsetzen konnten.

Manchmal trafen wir Deutsche, die mit den Besatzungstruppen in Norwegen gewesen waren. Ich fand es schwierig, wenn jemand begeistert rief: «Ach, Sie sind aus Norwegen! Ich bin vier Jahre dort gewesen. Das war wunderbar! Ich habe Norwegen sehr gern gehabt!» Wenn dann noch einige norwegische Ausdrücke folgten, die beweisen sollten, dass der Betreffende nicht alles vergessen hatte – «Deilig pike! Jeg elsker deg!» (Wunderbares Mädchen! Ich liebe dich!) –, dann kochte es in mir, und die heftigen Empfindungen der Besatzungszeit kamen wieder zurück. Aber was half es, wütend zu werden? Ich musste meinen Freunden recht geben: Wenn man sieht, dass ein Mensch oder ein Volk einen Neubeginn braucht, dann ist das einzig Logische, alles daranzusetzen, um diesen Neuanfang möglich zu machen. Es war einleuchtend, dass ein neues Deutschland nur durch eine neue Art von Deutschen entstehen konnte. Es ging also darum, in ihnen den Willen zum Leben zu fördern und den Willen, ihr Land so neu aufzubauen, dass Vertrauen und Freundschaft mit den Nachbarn geschaffen werden konnte.

Die Begegnung mit einem Gewerkschaftsführer machte es besonders deutlich. Als er hörte, dass ich im Konzentrationslager gewesen war, erzählte er von dem Kampf, den er und seine Freunde gegen die Nazis geführt hatten. Wir hörten dem Bericht über den verzweifelten Widerstand, den sie geleistet hatten, über eine Stunde lang zu. «Hätten wir nur zusammengehalten», sagte er, «hätten nur die westlichen Demokratien mit uns zusammen gekämpft, dann wäre Hitler nicht in der Lage gewesen, das anzurichten, was er getan hat.» Der Mann hatte selber seit 1933 acht Jahre lang im Zuchthaus gesessen. Körperlich war er nahezu ein Wrack, aber er besaß einen unermüdlichen Kampfgeist und war fest entschlossen, die Vision zu verwirklichen, die ihm einer seiner Freunde in der Widerstandsbewegung kurz vor der Hinrichtung vermittelt hatte: «Einig bleiben und wiederaufbauen!»

Ich traf auch Kurt Schumacher, den Vorsitzenden der deutschen Sozialdemokratischen Partei SPD in den ersten Nachkriegsjahren. Er war zehn Jahre lang im Konzentrationslager und derart misshandelt worden, dass ihm ein Arm und ein Bein amputiert werden mussten. Später verlor er auch noch das Augenlicht und musste geführt werden. Ich besuchte die Witwe von Julius Leber, dem sozialistischen Reichstagsabgeordneten, der zusammen mit Wilhelm Leuschner Koordinator der Widerstandsbewegung und Chef der sozialistischen Partei und der Gewerkschaften gewesen war. Nach dem misslungenen Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 wurden beide zusammen mit Hunderten anderen gehängt. Ich hörte von den Leiden, die Tausende nach Hitlers Machtergreifung im Jahre 1933 durchgemacht hatten. Jedes Mal, wenn ich damit konfrontiert wurde, fragte ich mich: «Haben diese Männer und Frauen nicht viel mehr gelitten als wir?» Was immer auch die Gründe gewesen sein mochten, dass damals die demokratischen Länder Europas die Zeichen der Zeit nicht erkannten – diese Menschen waren in ihrem Kampf gegen die Diktatur auf alle Fälle während langer und schwerer Jahre allein gelassen worden.

In diesen ersten Monaten in Deutschland wurde mir klar, dass es eigentlich nicht darauf ankommt, ob wir Deutsche oder Norweger, Russen oder Amerikaner sind, sondern dass wir alle eine einzige leidende Menschheit bilden. Für mich ging es nicht mehr darum, an der Verbitterung über die vergangenen Verbrechen festzuhalten oder mich im Stolz über die eigenen Taten von einst zu sonnen. Ich empfand nur eine tiefe Sehnsucht, mich mit den Deutschen zusammen zu verpflichten, eine ganz neue, zukunftsweisende Lebensform zu entwickeln.

Überall im Lande wurden wir Zeuge eines enormen Aufbauwillens. Alle wollten beseitigen, was die Flächenbombardierungen vier, fünf Jahre früher zerstört hatten und wollten Neues dafür schaffen. Man konnte nicht umhin, beeindruckt zu sein von dieser Initiativkraft, dieser schöpferischen Fantasie, von dieser rastlosen Arbeit und dem unbeugsamen Willen, sich durch die enormen Schwierigkeiten hindurch zu kämpfen. Einer von uns Ausländern sagte einmal: «Während meine Landsleute arbeiten, um zu leben, scheint ihr Deutschen zu leben, um zu arbeiten.»

Man fragte sich, wie wohl diese gewaltigen Kräfte gesteuert werden könnten, oder, anders gefragt: Welchen Mächten wird diese uner-

müddliche Energie in Zukunft dienen? Welche Ideen werden den Wettlauf gewinnen, diese Kraft für sich zu nutzen?»

Allmählich wurde mir klar, dass alles, was wir hier erlebten, mehr war als eine Nachkriegszeit mit all ihren verzwickten Problemen und tragischen Einzelschicksalen. Hier geschah etwas, was nicht nur Deutschland betraf, sondern uns alle; was nicht nur mit dem Heute zu tun hatte, sondern damit, die Zukunft zu gestalten: Es war der ideologische Krieg.

Bei der Befreiung 1945 hatte ich wie so viele geglaubt, dass nun ein dauerhafter Friede beginnen würde – Frieden und eine glückliche Zukunft. Ich hatte mich an diesen Traum geklammert. Die kommunistische Machtübernahme in der Tschechoslowakei und die Berlin-Blockade durch die Sowjets hatten mich zwar erschüttert, aber dass um die Menschen und Völker ein weltweiter Kampf auf Leben und Tod tobte, das war nicht so einfach zu sehen, solange der Kampf ohne Waffen geführt wurde. Nicht zuletzt war es schwer zu begreifen, dass in unseren Demokratien, während wir über unsere wiedergewonnene Freiheit jubelten und mit dem Wiederaufbau beschäftigt waren, eigentlich ein Krieg im Gange war. Erst im Ruhrgebiet lernte ich, dieser harten Wirklichkeit in die Augen zu sehen. Hier standen wir tagtäglich in einem Zentrum der weltweiten Auseinandersetzung.

In diesen ersten Jahren des deutschen Wiederaufbaus legte insbesondere die Kohleindustrie im Ruhrgebiet die Grundlage für den industriellen Neuanfang. Sie bildete den Lebensnerv des Landes, und die Zukunft hing in großem Maße von den Hunderttausenden von Bergarbeitern ab, die das «schwarze Gold» förderten.

Man muss hier jedoch vorausschicken, dass die Alliierten sich nach der Besetzung Deutschlands die volle Kontrolle über die Schwerindustrie – Kohle, Stahl und Eisen – sicherten. Ihre Politik bestand darin, diese Industrien zu zerlegen, die großen Konzerne aufzuteilen und auf diese Weise zu verhindern, dass die gesamte Schwerindustrie in die Hände einer kleinen Gruppe gelangen und möglicherweise erneut von antidemokratischen Kräften in den Dienst genommen werden könnte.

Gleichwohl war auch den Siegermächten klar, dass das industrielle Herz Deutschlands pulsieren musste, damit das Land leben konnte. Deshalb wurde die Schwerindustrie einem Alliierten Kontrollrat unterstellt. Die Zechen, die Stahlwerke und die großen Fabriken nah-

men unter seiner Regie ihre Arbeit wieder auf. Es wurden provisorische Direktoren für die großen Wirtschaftsunternehmen ernannt, und den Arbeitern wurde erlaubt, sich zu organisieren. Mehr als allen anderen Menschen war dieser Neubeginn den Industriearbeitern zu verdanken. Sie räumten die Ruinen weg und setzten die Räder in Bewegung.

Per Gesetzesbeschluss führte der Alliierte Kontrollrat nun eine wichtige Reform innerhalb der reorganisierten Gesellschaften der Kohle- und Stahlindustrie durch: Die Arbeiter erhielten ein Mitbestimmungsrecht. Gemeinsam mit dem jeweiligen Kaufmännischen und dem Betriebsdirektor übernahm ein gewählter Vertreter der Arbeitnehmer – der Arbeitsdirektor – Mitverantwortung für den Betrieb. Das Gesetz ließ auch die Gründung von Betriebsräten zu, welche die sozialen und persönlichen Interessen und Rechte der Arbeiter wahrnehmen sollten. Ursprünglich fanden die Betriebsratswahlen jährlich, später alle zwei Jahre statt. Hier konnte sich jede politische Richtung geltend machen. So kam den Betriebsräten große Bedeutung zu.

Die Kohle war wie gesagt die Grundlage für das neue industrielle Leben. Mit der Zeit lernten wir allmählich die Männer im Brennpunkt dieses wichtigen Industriezweigs kennen und merkten, dass sie heftigen Angriffen ausgesetzt waren, die beharrlich und zielstrebig von einer weltumspannenden Ideologie ausgeführt wurden. Wir erlebten die Stärke und Strategie der kommunistischen Partei.

Überall im Ruhrgebiet fanden wir die Betriebsratsgremien im großen Ganzen von Kommunisten beherrscht. An den zentralen Stellen saßen oft gut geschulte Männer. Sie wurden unterstützt - auch finanziell - von Parteigenossen aus der russischen Besatzungszone. Zusammen bildeten sie ein Netz, das die ganze Bergwerksindustrie umspannte. Ihr Ziel war, die Herrschaft über die Zechen und Betriebe an sich zu reißen. Sie betrachteten dies als ersten Schritt hin zur geplanten politischen Machtübernahme in Westdeutschland.

Diese Entdeckung beschäftigte mich und meine Freunde jeden Tag. Wir alle hatten den brennenden Wunsch, den Menschen die Augen zu öffnen für diesen Kampf auf Leben und Tod, von dem unsere ganze Generation betroffen war.

Das nun folgende Kapitel meines Buches, liebe Patenkinder, kann nur eine Skizze aus einer Zeit sein, die schon viele Jahre hinter uns liegt, die aber trotzdem noch immer höchst aktuell ist. In dem tagtäglich

lich stattfindenden Kampf geht es um nicht weniger als um unser Sein oder Nichtsein als freie Menschen.

Eine größere Revolution

Moers ist eine der kleineren Bergwerksstädte am Niederrhein. In alten Zeiten hatten sich dort zuerst Kelten und dann Römer in den fruchtbaren Ebenen niedergelassen. In der Nachkriegszeit drehte sich das Leben der ganzen Stadt um die Rheinpreußen AG für Bergbau, die mit ihren Zechen und chemischen Betrieben rund 18 000 Menschen beschäftigte.

Als *Der vergessene Faktor* im Januar 1949 in Moers aufgeführt wurde, lernten wir zwei hohe Funktionäre der Kommunistischen Partei der Stadt kennen. Der eine war Max Bladeck, der Betriebsratsvorsitzende von Schacht IV der Rheinpreußen AG. Er war ein kleingewachsener, feuriger Mann, scharfsinnig, aber mit einem liebenswürdigen Funkeln in den Augen – ein kluger Parteistrategen. Max war seit einem Vierteljahrhundert Kommunist und hatte schon viele Jahre lang die Stadt Moers in der Parteileitung des Landes Nordrhein-Westfalen vertreten. Er saß auch im Fachausschuss für die 120.000 Bergarbeiter von Essen und dem Niederrheingebiet.

Der andere war Paul Kurowski. Er wirkte schwächling, mit scharf gezeichneten Gesichtszügen, und besaß einen furchtlosen und draufgängerischen Charakter – eine dynamische Persönlichkeit. Er gehörte der Partei seit 1922 an und wurde von ihr als einer ihrer hervorragendsten Ideologen betrachtet. Auch er war gut geschult. Kurz nach der Niederlage im Jahre 1945 hatte ihn die Partei zur Schulung an die «Landesparteienschule der S. E. D.», der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, nach Bad Berka in der russischen Besatzungszone geschickt. Als er ins Ruhrgebiet zurückkehrte, wurde er beauftragt, die ideologische Schulung der Parteifunktionäre im Bezirk Moers zu leiten. Kurowski hatte nicht nur das Vertrauen der Partei, sondern auch das der Bergarbeiter – er vertrat die Gewerkschaft in der Betriebsleitung der chemischen Anlagen von Rheinpreußen.

Sowohl Bladeck als auch Kurowski hatten seit 1919, als Rosa Luxemburg in Berlin ermordet worden war, stürmische Zeiten erlebt. Während des Hitlerregimes waren sie in der Widerstandsbewegung aktiv. Wir trafen Max Bladeck im Bierlokal Heier am Stadtrand von Moers. Er

hatte ein paar der schärfsten Debattenredner der Partei mitgebracht. Sie planten, uns in den Grund zu bohren, und sechs von ihnen eröffneten, einer nach dem anderen das Feuer. Leidenschaftlich trugen sie ihre Überzeugung vor und der Tenor bei allen war: «Die westeuropäischen Länder bereiten einen neuen Weltkrieg vor. Jeder Kapitalist ist im Kern ein Faschist. Das ganze System muss verändert werden. Seit 2000 Jahren versucht das Christentum erfolglos, eine neue Welt zu schaffen. Aber es gibt keine Ideologie, die über den Klassen steht ...»

Der Angriff dauerte über eine Stunde. Dann waren wir an der Reihe. Ein Werftarbeiter aus Schottland erhob sich – ein kleiner, gedrungener, lebhafter Mann. Seine Worte schnitten durch den Tabakrauch und die gespannte Stille. «Die Arbeiterklasse war noch nie so mächtig wie heute, aber auch noch nie so uneinig und gespalten. Die Menschen haben zwar gelernt, das Atom zu spalten, aber wir haben nicht gelernt, die Menschen zu einigen. Die Arbeiterbewegung trägt in sich den Keim zu ihrem Untergang, wenn sie nicht lernt, den Menschen selbst zu verändern. Die Menschen können sich ändern, sie müssen sich sogar ganz gewaltig ändern, in ihrem Leben und ihrem Verhalten zueinander. Kapitalisten, Amerikaner und Engländer müssen sich ändern, ja sogar Kommunisten und Deutsche! Die Menschen in der ganzen Welt müssen sich ändern. Nur dann kann auch eine klassenlose Gesellschaft entstehen. Wir müssen nicht darauf warten, bis wir selber im Grabe liegen - wir dürfen nicht darauf warten.»

«Jeder aufrechte Mensch», fuhr ein Arbeiter aus dem Londoner Osten fort, «hasst die soziale und wirtschaftliche Ungerechtigkeit in der Welt. Aber es ist doch so: Es gibt auf der Erde von allem genug für alle Menschen, aber nicht genug für aller Menschen Habgier. Wenn sich jeder um den Nachbarn kümmern würde, auch mit ihm teilen würde, hätten da nicht alle genug? Es genügt nicht, nur das System zu verändern. Eine moralische Aufrüstung bedeutet Änderung im umfassendsten Sinne: neue soziale Verhältnisse, neue wirtschaftliche Verhältnisse, neue internationale Verhältnisse. Und alles beruht auf der Änderung des einzelnen Menschen. Jedes kleinere Ziel als dies ist reaktionär.»

Danach ergriff ein kanadischer Unternehmer das Wort: «Das Unrecht in der westlichen Welt ist durch den Egoismus und die Unmoral von Menschen wie mir verursacht worden. Man muss erkennen, wie sich der verbohrte Materialismus des Kapitalismus im Materialis-

mus der Linken genauso verbittert widerspiegelt.» Der große schlanke Fabrikbesitzer sprach mit entwaffnender Leichtigkeit und Natürlichkeit und erzählte mit so viel Humor von seiner eigenen Änderung, dass seine Zuhörer ganz Ohr waren. Das Treffen dauerte vier Stunden, und als wir auseinander gingen, willigten die Kumpel ein, wieder mit uns zusammenzutreffen. Sie besuchten auch eine Vorstellung von *Der vergessene Faktor*, und wir spürten, wie die neuen Ideen in ihnen arbeiteten.

Die revolutionäre Arbeiterbewegung in Deutschland beruhte auf einem dogmatischen Marxismus und dem Glauben, dass einzig der Klassenkampf etwas bewirken könne. Eine Alternative gab es für sie nicht. Wir entdeckten aber, dass sich im Herzen manches guten Kommunisten ein Zweifel eingenistet hatte, ein persönlicher Konflikt zwischen Idee und Wirklichkeit. Die Verhältnisse, die sie in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands und in den Satellitenstaaten der Sowjetunion erlebten, zwangen sie, die eigentliche Grundlage ihres Denkens mit einem Fragezeichen zu versehen. In diesem entscheidenden Moment der Geschichte kam die Moralische Aufrüstung, die nicht nur von Theorien und Ideen redete, sondern sich direkt an den einzelnen Menschen wandte mit dem Ziel, die tiefsten Motive des Einzelnen zu verändern und auf diese Weise den Weg zu einer neuen und gerechten Gesellschaft zu ebnen. Ist es möglich, begannen diese Männer sich zu fragen, dass es eine praktische Alternative zum Klassenkampf gibt, die weder kapitalistisch noch kommunistisch ist?

Der Gedanke, dass die menschliche Natur verändert werden kann, erfasste die Arbeiter mehr und mehr, und sie wollten ständig noch mehr darüber hören. Eines Abends bot Bladeck meinem norwegischen Freund Jens Jonathan an, bei ihm zu wohnen. Jens hielt sich im Ruhrgebiet auf, seit im Herbst 1948 in Essen *Der gute Weg* aufgeführt worden war. Er war für diese Aufgabe wie geschaffen. Seine unermüdlige Einsatzbereitschaft, sein rasches Denken, seine Herzlichkeit und tiefe Hingabe an die Berufung, der er gefolgt war – all dies bewirkte, dass er sich mit den deutschen Revolutionären sogleich verständigen konnte. Viele Male saßen Bladeck und Jens Jonathan zusammen und diskutierten bis tief in die Nacht hinein.

Zu der Zeit war Paul Kurowski in ein Krankenhaus eingeliefert worden und sollte operiert werden. Wir besuchten ihn oft dort. Das berührte ihn, es war eine persönliche Zuwendung, die er offensicht-

lich nicht gewohnt war. Und so entwickelte sich die Beziehung Woche um Woche, Monat um Monat, und wir wurden allmählich Freunde.

Ein halbes Jahr später, an einem Sommertag im Jahre 1949, fuhren wir nach Moers, um beide Ehepaare – Bladeck und Kurowski – zur Weltkonferenz der Moralischen Aufrüstung in Caux einzuladen. Wir trafen uns in der Wohnung von Paul und Lina Kurowski an der Lindenstraße 37. Der Weg zum Hauseingang führte durch einen kleinen Küchengarten, in dem einige wenige Blumen, ein Fliederbusch und vier Stachelbeersträucher wuchsen. Alles war mehr schwarz als grün, von einer Schicht Kohlenstaub bedeckt. Die Wohnung bestand aus zwei Zimmern und einer winzig kleinen Küche – eine typische Bergarbeiterwohnung. Max und Grete Bladeck waren auch da, zusammen mit zwei weiteren Ehepaaren, alle Parteileute. Es war eng – fünf saßen zusammengedrängt auf dem Sofa, und ich hockte auf einem Schemel.

Die Einladung zur Weltkonferenz in die Schweiz kam nicht überraschend, trotzdem lieferten wir uns ein mehrstündiges Gefecht, bevor wir Einigkeit erzielten. Ständig wurden Marx, Lenin und Stalin zitiert, ihre Lehre wurde praktisch auf jeden Lebensbereich angewendet. Dennoch war unübersehbar, dass es etwas gab, was sie faszinierte: Sie erlebten eine Art Freundschaft, die neu für sie war und wollten mehr erfahren, was dahinter steckte.

Unser Freund Geoffrey übte die stärkste Wirkung auf diese Revolutionäre aus. Er stammte aus einer Familie der britischen Oberschicht, war in Indien aufgewachsen, in Oxford ausgebildet worden, und es war eigentlich alles für ihn vorbereitet, um in eine diplomatische Karriere einzusteigen. Was mochte einen solchen Mann dazu zu bringen, eine vielversprechende Laufbahn abzubrechen, um sich im früheren Feindesland Tag und Nacht unentgeltlich für den Aufbau einer neuen Welt einzusetzen? Warum ließ er sich mit diesen Leuten ein – mit deutschen Proletariern –, mit dem einzigen Wunsch, ihnen zu dienen? So etwas hatten sie niemals zuvor erlebt. Was hatte es mit diesen Menschen auf sich, dass sie Andere zu solchen Handlungsweisen bewegen konnte? Hier musste etwas vorliegen, was tiefer reichte als die Theorien von Marx.

Spät am Abend zog Paul die Schlussfolgerung: «Wer sein Leben nicht an den Prinzipien der absoluten Ehrlichkeit, Reinheit, Uneigennützigkeit und Liebe ausrichten will, ist ein Verräter – sowohl an seiner Klasse als auch an seinem Volk.»

Wenige Tage darauf begleiteten wir Paul und Lina und die beiden anderen Ehepaare nach Düsseldorf. Sie trugen ihre besten Kleider, und als der Zug den Bahnhof Richtung Süden verließ, begann für sie eine Reise, die sie – ohne dass sie es ahnten – in eine völlig neue Welt führen sollte. Etwas später reisten auch Max und Grete ab.

Dann kamen die ersten Leute zurück, die in Caux gewesen waren. Sie hatten auch viel von Bladecks und Kurowskis zu berichten. Denn was diese vier täglich während der Konferenz gesehen und erlebt hatten, brachte sie dazu, ihre Auffassung vom Marxismus zu revidieren. Einmal, so erzählten die Rückkehrer, habe Paul es so ausgedrückt: «Die grundlegenden Theorien des Marxismus sind veraltet. Sie beruhen auf der klassischen deutschen Philosophie und rechnen nicht mit der entscheidenden Tatsache, dass sich die menschliche Natur ändern kann. Im Atomzeitalter führt der Klassenkampf in letzter Konsequenz zum Selbstmord; Klassenkampf muss zwangsläufig in einen weltweiten Krieg zwischen zwei Lagern und zur totalen Zerstörung führen.»

Der Gedanke, dass der Klassenkampf im Atomzeitalter veraltet ist, war auch vom Vorsitzenden der norwegischen Kommunistischen Partei des Østfold-Bezirks, Hans Bjerkholt, entwickelt worden. Auch er fand in Caux zu einer «größeren Revolution» und führte mit seinen deutschen Kollegen viele Diskussionen darüber.

Max hatte seine Schlussfolgerung so formuliert: «Hier erleben wir die einzige weltweit wirksame Ideologie, die nicht den einen Menschen mit dem anderen konfrontiert, sondern zeigt, wie man durch Liebe Feinde zu Freunden machen kann. Auf diese Weise kämpfen wir für den Weltfrieden.»

Paul charakterisierte die Weltkonferenz kurz und bündig mit den Worten: «26 Jahre lang habe ich die Internationale aus vollem Herzen gesungen, hier habe ich sie zum ersten Mal gelebt gesehen!»

Nun bekam auch die Kommunistische Partei im Ruhrgebiet Wind davon, dass sich Bladeck und Kurowski gedanklich auf neuen Bahnen bewegten. Die Partei zeigte sich alarmiert, und man hörte gerüch-teweise, dass Disziplinarmaßnahmen ergriffen werden sollten. Tatsächlich jedoch geschah etwas ganz anderes: Ein weiterer Parteifunktionär aus Moers reiste nach Caux, Willy Benedens, einer der Parteisekretäre. Er hatte eine besondere Begabung, neue Situationen zu erfassen, sich in neue Verhältnisse hineinzusetzen. Er war Pilot bei der Luftwaffe gewesen, aber, so erzählte er, auf Grund seiner poli-

tischen Überzeugung sei er ausgeschlossen und einer Strafkompagnie zugeteilt worden, die man in der Ardennenschlacht einsetzte. Dort riss ihm eine Granate beide Beine weg, so dass er nun mit Prothesen gehen musste. Doch der junge, ehrgeizige Mann ließ sich dadurch nicht behindern, und er war auf der Karriereleiter der Partei bereits ein gutes Stück hoch gestiegen. Zudem war auch er Mitglied des Betriebsrats von Rheinpreußen, Schacht V.

Wie erging es Benedens in der Schweiz? Er erzählte selber: «Als die Caux-Leute nach Moers kamen, attackierte ich sie mit aller Kraft. Was mich verblüffte, war, dass sie nicht mit gleicher Münze heimzahlten. Im Gegenteil, sie gingen mit Freundlichkeit, ja sogar Zuwendung auf mich ein, die stärker war als mein Hass. Das zwang mich, meine Haltung zu revidieren. Ich beschloss, selber herauszufinden, was es mit der Sache auf sich hatte, und nahm dankbar eine Einladung zur Reise nach Caux an.

Dort fand ich das, wofür ich all die Jahre gekämpft hatte: Die klassenlose Gesellschaft. Dort erfuhr ich eine neue persönliche Lebenseinstellung. Früher hatte ich nur an die Politik und an die Partei gedacht, und mich nicht um meine Frau und meine Kinder gekümmert. Ich stritt mich oft mit ihnen. Jetzt legten meine neuen Freunde den Finger auf diesen Punkt und erinnerten mich daran, dass Sozialismus in der Familie beginnt. War ich wirklich hundertprozentig Sozialist? Ich arbeitete für Frieden und Völkerverständigung, ganz bestimmt, aber bei mir zu Hause herrschte Krieg, und ich hatte Reibereien mit meinen Nachbarn.

Eines lernte ich dort: Brücken zu meinen Kameraden zu schlagen. Diese Idee gibt allen Menschen die Möglichkeit, den Weg zueinander zu finden. Es ist eine Ideologie, die zu sozialer Gerechtigkeit führt und die tiefsten Bedürfnisse des menschlichen Herzens befriedigt.»

Als Max und Paul ins Ruhrgebiet zurückkehrten, gingen sie zum Vorstand der Kommunistischen Partei in Nordrhein-Westfalen. Sie empfahlen der Partei, sich mit der «weltrevolutionierenden Idee der Moralischen Aufrüstung» auseinander zu setzen, und sie untermauerten ihre Ansichten mit Zitaten von Marx und Engels. Sie machten ebenfalls klar, dass sie die persönliche Entscheidung getroffen hatten, «aus logischen und realistischen Gründen» ein neues Leben zu führen. Als sie dort abgewiesen wurden, schickten sie dem Landesvor-

stand einen Bericht, in dem sie ihre neue Überzeugung ausführlicher darlegten.

Später in diesem Sommer wurden Max und Paul erneut nach Caux eingeladen – nun, um am Abschluss der Weltkonferenz teilzunehmen. Die Partei erteilte ihnen Reiseverbot, doch darauf konnten sie keine Rücksicht nehmen. In ihrem Bericht an den Landesvorstand hatten sie geschrieben: «Wir müssen das Unsere tun, damit diese internationale Verständigung sich unter allen Völkern verbreiten kann. Dadurch tragen wir etwas Positives zum Frieden und sozialen Fortschritt bei.»

Die westdeutsche Kommunistische Partei stand vor einem Dilemma. All diese Jahre hatte sie Lenins Lehre befolgt und versucht, sämtliche Bereiche der Gesellschaft zu infiltrieren. Und nun mussten sie erleben, dass Parteifunktionäre, die zu den Kerntruppen gehörten, nach Caux reisten und selber «infiltriert» wurden! Was sollten sie tun? Der Landesvorstand beschloss, seine Macht zu zeigen.

Im September konnte ich Vater und Mutter berichten: «Hier in Moers erleben wir einen spannenden Kampf. Die Kommunisten, von denen ich schrieb, treffen bei den eigenen Parteigenossen auf gewaltigen Widerstand, weil sie an dem, was sie in Caux gefunden und im eigenen Leben erfahren haben, festhalten. Sie werden Verräter genannt, sie werden verleumdet, und keiner will sie mehr grüßen. Als wir gestern bei Max und Paul waren, hatten sie gerade die Einberufung zu einer Parteiversammlung erhalten. Der Vorstand will ein Disziplinarverfahren gegen sie einleiten, weil sie sich durch die Reise nach Caux schuldig gemacht haben. Es ist wahrscheinlich, dass sie aus der Partei ausgeschlossen werden. Wir waren zusammen eine lange Zeit ganz still, und dabei kam Max folgender Gedanke: (Ich will mich durch mein Gewissen leiten lassen und das tun, was es mir sagt. Das soll fortan mein Leben bestimmen.) Paul hatte geschrieben: (Das Leben eines Revolutionärs ist der Kampf. Es ist auch ein Kampf gegen das Böse in einem selber. Morgen wird ein entscheidender Tag für uns, für die Partei und für andere werden.)»

Die Parteiversammlung am folgenden Tag fand im «Bunker» statt, einem großen Luftschutzraum, nur einen Steinwurf von Paul und Linas Haus entfernt. Es wurde eine stürmische Versammlung. Der Vorsitzende des Landesvorstands Nordrhein-Westfalen, Hugo Paul, war höchstpersönlich anwesend. Als Kurowski hereinkam, wurde er gleich beschimpft: «Was will dieser Spion hier?» Dann prasselten

Anklagen in den heftigsten Ausdrücken auf ihn nieder. Wenn er zu antworten versuchte, wurde er niedergejohlt und kam nicht zu Wort. Schließlich wurde er aus dem Raum gejagt. Zuhause, in der Lindenstraße 37, sank er schluchzend zusammen. In der Nacht warfen Parteigenossen Steine gegen die Fensterläden seiner Wohnung.

In den darauf folgenden Wochen fuhren Geoffrey und ich praktisch jeden Abend nach Moers, um unseren Freunden in dieser schweren Zeit beizustehen. Sie fühlten sich nach zwei Seiten hin zur Loyalität verpflichtet: einerseits der Partei gegenüber, für die sie so viele Jahre gelebt hatten; andererseits dem Neuen gegenüber, das immer stärker in ihnen wurde: eine Ideologie, die radikaler in ihrem Anspruch und überzeugender in ihrer Lebensform war, eine Revolution ohne Blutvergießen.

Die Partei stellte sie vor eine moralische Entscheidung. Keiner von ihnen wollte mit der Partei brechen. Aber sie wollten versuchen, der Partei neues Leben zu geben und ihren Mitgliedern eine neue Art zu denken und zu handeln vermitteln.

Wir standen ihnen in ihrem Kampf bei. Wir wussten aus eigener Erfahrung was es kostete, im eigenen Leben das zu verwirklichen, was man als das Richtige erkannt hat. Es war oft spät in der Nacht, wenn wir mit dem Auto nach Düsseldorf zurückfuhren. Geoffrey wohnte bei einem Industriellen mitten in der Stadt, ich bei einem Beamten auf der anderen Seite des Rheins. Der Heimweg führte uns durch eine Gegend, in der kilometerweit alle Häuser und Gebäude vollständig zerstört waren. Überall Ruinen und Bombenkrater. Da und dort war eine Hausfassade übrig geblieben und schrie gleichsam um Hilfe. Unter diesen Bergen von Ziegelsteinen und verrosteten, verbogenen Eisenstangen, die hervorragten, lagen noch immer unzählige Menschen begraben. Kein Licht, nur die schwarze unheimliche Nacht rings um uns. «Was für eine Welt haben wir gemacht! – Wir, meine Generation. Das Böse in uns Menschen!»

Aber die Stimme in mir sagte auch: «Aus dieser Finsternis wird ein neuer Tag anbrechen.» Was konnte aufregender sein als der Kampf, den Max und Paul und ihre revolutionären Kollegen ausfochten? War dies doch der ewige Widerstreit im Menschen, den alle Geschlechter auszutragen haben! Der Kampf um Freiheit durch moralische Erneuerung, statt Sklave anderer Menschen zu bleiben. Der Kampf, die bösen

Kräfte in uns selber zu überwinden und im Licht der Wahrheit zu leben?

Am 6. Oktober 1949 erschien das offizielle Organ der Kommunistischen Partei in Düsseldorf, *Freies Volk*, mit einem längeren Artikel von maßgebender Seite über die ideologische Lage. Am Tag darauf wurde der Bericht auch vom Parteiorgan für das ganze Ruhrgebiet, *Neue Volkszeitung*, übernommen. Der vom Parteivorsitzenden des Landes Nordrhein-Westfalen verfasste Artikel trug den Titel «Unmoralische Abrüstung». Es war das erste Mal, dass die Partei ihre Haltung zur MRA-Bewegung offen legte und diese scharf angriff. (Siehe Anlage I)

Der Einfluss, den Bladeck, Kurowski und Benedens in Moers besaßen, war bereits so stark, dass die Partei auch dort ihre Vorkehrungen treffen musste. Hugo Paul schreibt: «Aus diesen Gründen beschließt die Kreisdelegiertenkonferenz, ... alle Genossen, die weiterhin mit den Leuten der MRA zusammenkommen, aus der Partei auszuschließen und sie als Verräter an den Interessen der Arbeiterklasse und des werktätigen Volkes zu entlarven.»

Danach, könnte man meinen, waren unsere Freunde menschlich und gesellschaftlich zerstört. Mit größter Spannung nahmen wir am weiteren Geschehen Anteil und beteiligten uns an ihren täglichen Kämpfen. Wir teilten mit ihnen Trauer und Freude und unterstützten sie in ihrem Entschluss, an dem festzuhalten, was ihnen ihr Gewissen sagte.

Die erste große Bewährungsprobe waren die Betriebsratswahlen 1949. Die Kommunisten setzten alles daran, unsere Freunde zu vernichten, und man bediente sich aller erdenklichen Mittel, um ihre Wiederwahl zu verhindern. Trotz dieser massiven Hetzkampagne aber wurden alle drei wieder in den Vorstand gewählt, sogar mit noch größerer Mehrheit als früher. Max wurde auch als Vorsitzender in seinem Parteivorstand bestätigt.

Während dieser ersten Nachkriegsjahre waren, so wie wir ganz im Westen des Ruhrgebiets, andere Gruppen überall im Lande tätig – zeitweilig bis zu 170 Ausländer, die sich gemeinsam mit vielen deutschen Freunden einsetzten. Auch in Essen war eine ähnliche Entwicklung wie in Moers im Gang. Mit ihren 600.000 Einwohnern war Essen die größte Stadt im Ruhrgebiet – und wahrscheinlich die am stärksten vom Krieg verwüstete im ganzen Industriegebiet. Hier hatte die Krupp-Familie ihren Industriekonzern zu einem der größten der Welt

aufgebaut. Während des vergangenen Krieges hatte Krupp 160 000 Arbeiter beschäftigt. Die Familienresidenz, «Villa Hügel», liegt wie ein Schloss auf einer Anhöhe im Stadtteil Essen-Bredeney, mit Aussicht über das Ruhrtal und den künstlich angelegten Baldeneysee.

Aber es gab nur wenig Reichtum und Pracht. Fünf Kilometer von der Villa Hügel entfernt, in einem anderen Außenbezirk von Essen, liegt der älteste Stadtteil, Altenessen. Hier bekam man einen lebendigen Eindruck von Armut und Elend. Schmutzige und zerlumpte Kinder spielten in Hinterhöfen zwischen Mülltonnen und Schrott. Alles grau und schwarz – hie und da jedoch grellgrüne Fensterläden, die in die Augen stachen. Auf der Straßenseite waren sie frisch gestrichen – die Farbe sollte aufheiternd wirken. Nicht selten konnte man auf Hauswänden in großen, unregelmäßigen, mit Mennige gemalten Buchstaben lesen: «Wählt die Kommunistische Partei Deutschlands!»

August Metzging war Kommunist und Betriebsratsvorsitzender der 12 000 Arbeiter der Hoesch-Zechen in Altenessen. Er kam im Herbst 1948 zur Premiere von *Der vergessene Faktor* ins Essener Capitol-Theater. Er zeigte Interesse, und zwei Monate später wurde das Stück in seinem eigenen Wohnort aufgeführt, und zwar im Versammlungsraum der Zeche «Carl». Metzging sah sich das Schauspiel mehrere Male an, und eines Abends brachte er seine Frau mit. Als der Vorhang fiel, blieben sie sitzen und sahen sich nur an, aber zu Hause, in der Küche kam sie unverzüglich zur Sache: «Was meinst du zu dieser Änderung? Sollten wir es nicht miteinander versuchen, August! Es wäre doch herrlich, wenn es klappt!» An jenem Abend beschlossen sie, ein neues Leben in ihrer Familie anzufangen.

Die beiden Metzgings waren schon einige Wochen vor Bladecks und Kurowskis in Caux gewesen. Als sie nach Altenessen zurückkamen, wurden sie aufs heftigste angegriffen. Die Zechenzeitung brachte eine Karikatur von ihm, in der er einen Heiligenschein trägt und vor dem kapitalistischen Imperialisten auf den Knien liegt. Tagtäglich machten Schimpfworte wie «Verräter» und «Kapitalisten-Lakai» unter seinen Kameraden die Runde.

Der Urheber des Ganzen war sein alter Freund Johann Holzhäuser. Sie arbeiteten unter Tage zusammen im gleichen Schacht, und Holzhäuser war Vorsitzender der Altenessener Kommunistischen Partei. Was sollte August tun? Er horchte auf die innere Stimme. Er hatte den Gedanken: «Johann muss selbst nach Caux!»

Die Gespräche der beiden verliefen äußerst stürmisch, aber im Gegensatz zu früheren Diskussionen verlor August nicht die Fassung. Wenn Johann gegen den «Mann mit dem Heiligenschein» tobte, lächelte August bloß und gab zur Antwort: «Es ist gewiss besser, einen Heiligenschein um den Kopf zu haben als Scheuklappen vor den Augen! Im Grunde genommen hast du ja nicht die Voraussetzungen, über die Moralische Aufrüstung zu diskutieren. Du weißt doch überhaupt nicht, worum es geht! Fahr selbst zur Konferenz und verschaff dir einen eigenen Eindruck! Ich werde es für dich arrangieren. Danach können wir uns sprechen, und du kannst auf mich einhacken, so viel du willst. Dann kannst du auch dem Vorstand Bericht über das erstatten, was du gesehen hast.»

Durch August Metzging lernten wir nun auch Johann Holzhäuser kennen. Nach Kriegsende 1945 hatte er in Altenessen die KPD ganz neu aufgebaut, so dass sie nun 1200 Mitglieder zählte. Johann war ein klarer Logiker. Als Redner konnte er scharf und ironisch sein, er konnte die Massen mitreißen und sie nach seiner Pfeife tanzen lassen. Als Hobby spielte er auf seinem Akkordeon, und wir hörten ihm oft zu. Ich kann ihn vor mir sehen, wie er in der kleinen Stube ganz in Rigoletto versunken war. Von Zeit zu Zeit warf er uns einen prüfenden Blick zu, um festzustellen, ob wir zuhörten. Seine Frau saß oft etwas im Hintergrund und strickte – vielleicht fragte sie sich, was für Menschen wir eigentlich waren.

Eines Abends waren Paul und Lina Kurowski mit uns zusammen bei Holzhäusers. Es wurden unvergessliche Stunden. Frau Holzhäuser bot uns Kaffee und Semmeln an, und während die Frauen zusammen saßen und sich unterhielten, hörten Geoffrey und ich den beiden Bergleuten fasziniert zu. Wir waren verblüfft, wie sehr beide über die marxistische Philosophie Bescheid wussten und den ganzen Reigen ihrer großen Lehrer zitieren konnten; noch beeindruckender aber war die Unabhängigkeit und Tiefe des eigenen Denkens dieser beiden Bergarbeiter. Bei ihrem Gespräch trat allmählich die «neue Ideologie» immer mehr in den Vordergrund, und nun erzählten Paul und Lina von ihren eigenen Erlebnissen, von dem, was sie gesehen und gelernt hatten. Johann und seine Frau wurden davon derart gepackt, dass sie kurz danach selber nach Caux reisten. Sie waren sich völlig im Klaren darüber, was sie damit riskierten, aber sie reisten, trotz Warnungen und Drohungen von Seiten der Partei.

Von Johann breiteten sich die Ideen weiter aus und gelangten zu einem Mitglied des Landesparteiorgans von Nordrhein-Westfalen, dem Leiter des Bezirksamts Altenessen, Hermann Stoffmehl. Sie kannten sich von früher, sowohl von der Parteiarbeit als auch vom sogenannten Bürgerausschuss her, in dem Johann als Vertreter der KPD und Stoffmehl als Leiter des Bezirksamts saß. Nun trafen sie sich nach einer Versammlung des Ausschusses, blieben allein zurück und unterhielten sich. Johann erzählte von seiner Reise in die Schweiz und was er dort erlebt hatte. Stoffmehl wollte mehr erfahren, und eines Tages im November fuhren sie beide zu einem Treffen in Moers, zu dem Bladock, Kurowski und Benedens ihre Familien, Nachbarn und Freunde eingeladen hatten, um über ihre Erfahrungen zu berichten und von der neuen Art ihrer Lebensweise zu erzählen.

Der Saal im Restaurant Kroppen war überfüllt. Die Leute bestellten Bier, Kaffee und Zigaretten. Johann ergriff das Wort. «Als ihr die Einladung zum heutigen Abend erhalten habt», begann er, «haben sicher einige von euch gedacht: Geh'n wir da mal hin und sagen diesen Genossen was wir wirklich denken! Das habe ich ja früher selber auch getan. Ich glaubte, alles besser zu wissen. Ich bin seit vielen Jahren Kommunist und im Dialektischen Materialismus und im Klassenkampf bestens geschult. Aber haben die Kommunisten, auch die deutschen, denn immer recht? Oder etwa die Sozialisten? Oder die Christlich-Demokratischen? Fragen wir nicht alle jedes Mal: Wer hat recht? statt: Was ist recht?» Die Versammlung war still. Einige nickten. «Ich bin nach Caux gefahren», fuhr Johann fort, «und ich habe gedacht, dass ich diesen Leuten schon die Maske vom Gesicht reißen werde! Doch es kam ganz anders. In den ersten Tagen schnüffelte ich überall herum, um eine Lücke zu finden, einen Angriffspunkt, um sie überführen zu können. Ich nahm sie mir einen nach dem anderen vor: den Kapitalisten, den Sozialisten, den Arbeiter und Gewerkschaftler, den Politiker, Junge und Alte. Mir wurde klar, dass diese Menschen anders waren: Sie hatten einen stärkeren Glauben und eine tiefere Überzeugung als ich. Wenn du ehrlich bist, dachte ich, dann musst du daraus die Konsequenzen ziehen. Das habe ich getan.»

Ein kräftiger Bergarbeiter in mittlerem Alter, der sich an einen Tisch ganz hinten im Saal gesetzt hatte, schob sein Bierglas zur Seite. An seinem Gesicht war abzulesen, dass er jedes Wort verschlang. Er lehnte sich nach vorn, als Johann die Stimme senkte und fortfuhr: «Ich frage

mich selbst: Was ist Klassenkampf? Er will doch eine Klasse ausrotten und vernichten, weil sie nicht fähig ist, der Menschheit Nahrung und lebenswerte Verhältnisse zu verschaffen. Heißt das nicht, dass wir uns schon mit dem ersten Schritt ins Unrecht setzen? Wenn wir die Kapitalisten allesamt als Betrüger, Blutsauger und Ausbeuter betrachten und nichts Besseres mit ihnen zu tun wissen, als sie auszurotten, dann, glaube ich, machen wir damit unsere Hände so schmutzig, dass wir nicht in der Lage sein werden, eine Lösung herbeizuführen. Es ist dringend notwendig, in beiden Klassen die Menschen zu erreichen, die bereit sind einen neuen Weg zu gehen – den richtigen, den geraden. Es ist absolut möglich, dass wir gemeinsam Verhältnisse schaffen können, die jedem Menschen den Platz geben, auf den er Anspruch hat im Leben. Stellt euch vor, wenn eine Anzahl Arbeitgeber wirklich anders werden und durch uns Arbeiter eine neue Richtung finden könnten! Und stellt euch vor, wenn eine Anzahl von uns Arbeitern sich ändern würden – denn auch wir haben es nötig! Steckt denn nicht in manchem von uns ein Kapitalist?»

Dann sagte er: «Wir könnten eine Revolution in Gang bringen, die keine Grenzen kennt, eine Revolution ohne Blutvergießen, die Revolution des Geistes, die kein Eiserner Vorhang, weder Armee noch Generale aufhalten können. Dann werden wir einen geraden Weg gehen, und wir werden die Revolution verwirklichen.» Die Zuhörer spendeten ihm warmen Beifall.

Damit wollte Max die Versammlung eigentlich abschließen. Da erhob sich plötzlich Hermann Stoffmehl und bat um das Wort. In die gespannte Stille hinein ertönte eine Stimme, die von großem Ernst und innerer Überzeugung getragen war. «Ich denke, ich bin heute Abend der Erste, der etwas sagt, ohne vollkommen davon überzeugt zu sein, dass die Prinzipien, von denen hier gesprochen wird, richtig sind. Ich habe die letzten vierzig Jahre in der sozialistischen Bewegung gekämpft, und ich bin heute Mitglied der Kommunistischen Partei.» Die Zuhörer spitzten die Ohren. «Seit vierzig Jahren kämpfe ich für ein Ideal. Den wissenschaftlichen Marxismus habe ich nicht bloß als Dogma betrachtet, sondern als Wegweiser in allem, was wir tun. Ich habe immer damit gerechnet, diese Ideale noch vor meinem Lebensende verwirklicht zu sehen. Aber – wenn die Welt von einer solchen Katastrophe heimgesucht wird, wie die, die wir in der jüngsten Vergangenheit erlebt haben, da wird man gezwungen, innezuhalten

und erneut nachzudenken: Hat das alles einen Sinn, wofür wir bisher gekämpft haben – unter größten finanziellen Opfern und unter Einsatz des Lebens gekämpft haben –, hat das noch einen Sinn?

In den vergangenen Wochen habe ich immer wieder mit meinem alten Freund Johann Holzhäuser gesprochen. Wir haben über Moralische Aufrüstung diskutiert. Aber ich begann mich erst wirklich dafür zu interessieren, als ich in unserer Parteizeitung las, dass einige Kommunisten, namhafte Kommunisten in Moers, aus der Partei ausgeschlossen wurden. Da sagte ich mir: Es muss trotz allem etwas an der Sache sein. Ich bin keiner, der blind den Parteiparolen folgt, ich habe immer darauf bestanden, dass ich einen freien Willen habe. Darum habe ich oft auf den Tisch gehauen und gesagt, dass dies und das nicht richtig ist. Wenn man so weit geht, echte Sozialisten auszuschließen, wie wir sie alle noch immer sein wollen, dann muss etwas dran sein an dieser Idee. Hat man Angst davor? Wenn es so ist, dann gehören wir dorthin, das ist der Sozialismus. Da können wir für wirkliche Veränderungen in der bestehenden Gesellschaft kämpfen.»

Man hätte eine Stecknadel zu Boden fallen hören können. Der Redner hatte alle in Bann geschlagen. Seine Stimme war nicht besonders kräftig, aber lebhaft, und die Hände unterstrichen seine Worte mit wirkungsvollen Gesten. Wie er dort stand, groß und schlank, mit silbergrauem Haar, machte er den Eindruck eines gestandenen Staatsmannes.

«Die Partei hat meinen Freund Johann ausgeschlossen. Vor einer Woche habe ich über eine Stunde auf einer Versammlung von Parteifunktionären in Essen-Steele gesprochen, und da nahm ich kein Blatt vor den Mund. Das Ergebnis war, dass bei der Abstimmung danach eine überwältigende Mehrheit auf meiner Seite stand. Ich habe das als Pluspunkt für mich notiert, und nun warte ich darauf, vor das Parteipräsidium zitiert zu werden. Ich bin gespannt, ob sie es wagen, mich ebenfalls auszustoßen. Möglicherweise findet ihr mich überheblich, aber ich bin nicht irgendein anonymes Parteimitglied; ich sitze im Landespartei Vorstand Nordrhein-Westfalen und nehme an den Entscheidungen teil. Ich werde um meine Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei Deutschlands kämpfen, damit ich mich innerhalb der Partei dafür einsetzen kann, dass sich die Grundsätze der MRA sowohl in der Sozialdemokratischen als auch in der Kommunistischen Partei verwirklichen lassen. Wenn ihr darüber nachdenkt, werdet ihr

einsehen, dass wir viel mehr tun können, wenn wir in der Partei verbleiben, als wenn sie uns hinauswerfen. Ich will alles daransetzen, sie für diese Ideen zu gewinnen.»

Einige Tage darauf nahm Stoffmehl an einer größeren Parteikonferenz im Hammacher Saal in Essen West teil. Die Versammlung wurde von Heinz Renner, dem stellvertretenden Fraktionsvorsitzenden der Kommunistischen Partei im westdeutschen Bundestag geleitet. Der Redner des Abends war Hugo Paul, Parteivorsitzender des Landes Nordrhein-Westfalen. Sein Hauptthema war die ideologische Auseinandersetzung im Ruhrgebiet. Stoffmehl hat mir Folgendes von dieser Versammlung erzählt:

Hugo Paul schloss seinen Vortrag mit einem Resolutionsvorschlag: «Keinem Mitglied der Deutschen Kommunistischen Partei wird gestattet, nach Caux zu fahren. Jedes Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands wird dazu verpflichtet, die MRA als Feind der Arbeiterklasse zu bekämpfen.»

Als der Landesparteivorsitzende gesprochen hatte, erhielt Stoffmehl das Wort. Er erzählte, wie er selber die neue Ideologie kennen gelernt hatte. «Was ich gesehen und erlebt habe, ist für mich ein Beweis, dass wir diese Bewegung ernst nehmen müssen, wenn wir für Frieden und internationale Verständigung sind.» Hier wurde er durch Zwischenrufe unterbrochen, und die Unruhe artete rasch in einen Tumult aus. «Ich wurde wütend», erzählt Hermann, «und ich schrie: Rede ich zu einem Pöbel oder zu aufgeklärten Menschen?» Der Diskussionsleiter mahnte zur Ruhe und forderte die Funktionäre auf, Stoffmehl ausreden zu lassen. «Wir müssen auf breiter Basis über die MRA beraten», rief Hermann seinen Parteigenossen zu. «Wir müssen die ganze Frage der Möglichkeit einer Änderung der menschlichen Natur ernsthaft diskutieren.» Er schloss mit folgendem Resolutionsvorschlag: «Wir Funktionäre der Kommunistischen Partei Deutschlands, die sich heute versammelt haben, beschließen, über die Ziele der Moralischen Aufrüstung intensiv zu diskutieren.»

Der Diskussionsleiter: «Wir haben zwei Resolutionsvorschläge: den von Hugo Paul und den von Hermann Stoffmehl. Ich bitte um Abstimmung.» Das Ergebnis war, dass 400 für Stoffmehls Antrag stimmten und 407 für Hugo Pauls.

Kurz vor Weihnachten erhielt ich von Hermann einen Brief. Er schrieb: «Leider kann ich euch heute Abend nicht treffen, denn noch

heute wird darüber beschlossen, ob ich aus der Partei ausgestoßen werde oder nicht. Die Zusammenkunft in Moers hat auf mich einen tiefen Eindruck gemacht. Viele Fragen liegen mir auf der Zunge. Ich hoffe, dass wir uns so bald wie möglich darüber unterhalten können.»

Stoffmehl war vor eine Gruppe der Parteileitung zitiert worden. Zuerst versuchten sie, ihn von seinem neuen Weg abzubringen, indem sie zeigten, wie bedeutungslos diese Ideologie verglichen mit der kommunistischen sei. Als dies nichts brachte, erzählten sie ihm von Paul Kurowski und was mit ihm geschah, als er aus Caux zurückkehrte. «Er wurde mit amerikanischen Essenspaketen, neuen Möbeln und einem neuen Teppich bestochen! Er ist von den Imperialisten gekauft worden!»

Nun wollte es aber der Zufall, dass Hermann eben bei Kurowskis zu Hause gewesen war, und da waren die Möbel alt, es gab überhaupt keinen Teppich auf dem Boden, und sie hatten Semmeln mit Leberwurst gegessen! Schließlich boten sie Stoffmehl eine Position in der Dortmunder Stadtverwaltung an – unter der Bedingung, dass er einen Artikel gegen MRA schreibe. Stoffmehl lehnte ab. Einen Monat später, am 28. Januar 1950, wurde er an einer außerordentlichen Versammlung in Essen-Steele aus der KPD ausgeschlossen.

Die Wogen gingen hoch innerhalb der Kommunistischen Partei Nordrhein-Westfalens. Am 8. Dezember 1949 trat das höchste Parteigremium zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen. Man nahm eine grundlegende Reorganisation sowohl der Parteileitung als auch des Parteisekretariats in Angriff, da beide «durch eine Ideologie befleckt» seien, «die der Parteidoktrin widerspricht». Sogar in der englischen Zeitung Manchester Guardian wird der neue Vorsitzende der Kommunistischen Partei des Landes Nordrhein-Westfalen, Josef Ledwohn zitiert, der die Säuberungsaktionen in den Reihen der KPD rechtfertigte und sagte: «Eines der gefährlichsten Symptome ist die ständig engere Verbindung zwischen Parteimitgliedern und der Moralischen Aufrüstung.»

Hugo Paul, der Mann, der Bladeck, Kurowski und Benedens aus der Partei ausgestoßen hatte, musste nun selber von seiner Position als Parteivorsitzender und von seinem Platz als Mitglied des Hauptvorstandes zurücktreten. Die Anklage gegen ihn lautete, er habe feindlichen Ideologien, die sich in die Reihen der Partei eingeschlichen hätten, nicht genügend Aufmerksamkeit gewidmet.

Es bewegt sich was im Kohlenpott

Man muss das Ruhrgebiet einfach gern haben mit seinem Rauch, seinem Kohlenstaub und den vielen Regenschauern, aber auch den sonnigen Tagen dazwischen; seinen Rasenflächen und den hohen Buchen inmitten des ganzen Panoramas von Fabrikschlotten, Schlackenhalde und Schmelzöfen – und natürlich mit seinen arbeitenden Menschen, denn sie sind das Herz des Ganzen.

Eine der vielen Familien, mit der ich mich mit der Zeit stark verbunden fühlte, waren die Heskés. Sie wohnten in Essen-Schonnebeck, nur wenige Schritte vom Schacht entfernt, in dem Fritz Heske arbeitete. Schon von früher Jugend an war er in der Arbeiterbewegung aktiv gewesen, und in der Kommunistischen Partei war er seit 1931 ein angesehenes Genosse. Mitte der dreißiger Jahre wurde er von den Nazis verhaftet, weil er Widerstand gegen das Regime organisiert hatte, und saß dann zwei Jahre im Gefängnis. Nach seiner Entlassung wurde ihm aufgrund seiner politischen Einstellung sieben Jahre lang jegliche Arbeitsaufnahme verweigert. Seine Frau, Jettchen, musste damals als Wäscherin arbeiten, um die Familie zu ernähren. Es waren harte Jahre. Sie war oft krank und litt an Ohnmachtsanfällen. Einmal, als sie ihren Lohn abholen wollte, wurde sie an der Treppe zum Büro ohnmächtig. Die Nazi-Kontoristin warf ihr das Geld mit höhnischem Lachen nach: «Da! Kauf dir einen Strick, um dich aufzuhängen. Mehr bist du sowieso nicht wert!»

Als das Hitlerreich zusammenbrach, fing Heske von Neuem an, in seinem Gebiet die Kommunistische Partei aufzubauen; außerdem gründete er eine Parteizelle von hundert Mann in der Anlage «Zollverein 3/10», der Zeche, in der er Betriebsratsvorsitzender war. Er schulte seine Leute, und sie hörten auf ihn. Zusammen hatten sie die Zeche praktisch unter Kontrolle. 1948 fuhr Heske als Vertreter der Arbeiter zum Zweiten Deutschen Volkskongress in Ostberlin.

Nie werde ich jenen Nachmittag vergessen, als wir Heskés zum ersten Mal besuchten. Zehn oder zwölf von unserem Team hatten zusammengesessen und die Lage besprochen, in der wir uns befanden. Man hatte uns erneut gebeten, *Den vergessenen Faktor* in verschiedenen

Orten im Ruhrgebiet aufzuführen, und nun erwarteten wir eine Theatergruppe mit gut sechzig Mitwirkenden und Bühnenpersonal. Wo sollten wir sie unterbringen? Niemand hatte ja Geld für eine Hotelunterbringung. Zuerst zählten wir die Schlafmöglichkeiten und Gästebetten auf, die schon zur Verfügung gestellt wurden, dann kam einer auf den Gedanken, wir könnten vielleicht auch Fritz Heske um Rat fragen. Er hatte ja an einer unserer Konferenzen teilgenommen, zu der die Kohlenbergwerksgesellschaft die Betriebsräte nach Königswinter eingeladen hatte. Heske hatte den Rednern und dem internationalen Chor zugehört und war dann gegangen, ohne ein Wort zu sagen. Wir waren dann überein gekommen, es zu probieren. Ein deutscher Freund und ich sollten Heske aufsuchen.

Als wir uns Essen-Schonnebeck näherten, hielt ich den Wagen kurz an. «Du», sagte ich zu meinem deutschen Freund, «mir ist bange, ich fühle mich fremden Menschen gegenüber so hilflos.» «Ich auch», antwortete er, «glaubst du, wir werden rausgeworfen? Heske ist ein kräftiger Mann – und temperamentvoll.» – «Weiß nicht. Aber ehrlich gesagt, ich würde am liebsten umkehren.»

Vor uns konnten wir den gewaltigen Förderturm der Zeche «Zollverein» sehen, wo sich die großen Räder drehten. Wir blieben sitzen und vertrauten uns gegenseitig an, was in uns vorging. Wir empfanden das Bedürfnis nach einer höheren Weisheit als der eigenen. Was konnten wir anderes tun, als Führung zu suchen? Wir beteten um Befreiung von unserer Furcht und Unsicherheit. In der darauf folgenden Stille stellten sich einfache, klare Gedanken ein, was wir Heskes erzählen sollten. Im Vertrauen darauf fuhren wir weiter zu ihrer Wohnung.

Die Tür ging auf, und da stand Frau Heske, eine mittelgroße, rundliche Frau in den Fünzfzigern. Wir erklärten, wer wir waren, und sie bat uns lächelnd einzutreten. Wir gingen in die Stube – ordentlich und gemütlich war es da –, wo Heske am Schreibtisch saß und arbeitete.

Wie bereits erwähnt, hatte Heske an der Konferenz in Königswinter teilgenommen. Als er dorthin fahren wollte, hatte ihn ein Parteigenosse gewarnt: «Das ist nicht erlaubt, das ist doch Moralische Aufrüstung.» Schon am nächsten Tag hatte er Bescheid von der Essener Parteileitung bekommen: Reiseverbot. Der Sohn, der eben nominiert worden war, die Freie Deutsche Jugend (die Jungkommunisten) am Pfingsttreffen in Ostberlin zu vertreten, hatte ihn auch gedrängt,

zu Hause zu bleiben. Fritz war jedoch seinen eigenen Überlegungen gefolgt. «Bin ich denn nicht der gewählte Arbeitervertreter, und muss ich mir denn nicht meine eigene Meinung bilden, damit ich Antwort geben kann auf die Fragen, die mir die Arbeiter ständig zur Moralischen Aufrüstung stellen?»

An diesem Tag berichteten wir Fritz, dass eine größere Gruppe Ausländer ins Ruhrgebiet kommen werde, um mit uns zu arbeiten. Sie planten, das Schauspiel *Der vergessene Faktor* im Hans-Sachs-Haus in Gelsenkirchen aufzuführen. Wir wussten jedoch nicht, wo wir die vielen Leute des Ensembles unterbringen sollten und fragten, ob er vielleicht eine Idee hätte, wo sie wohnen könnten? – «Ich werde Ihnen helfen», sagte Fritz, warf sich die Jacke über und kam mit uns. In kürzester Zeit hatte er freie Unterkunft und Verpflegung für fünfzehn Personen organisiert. Heskens baten uns, sie unbedingt wieder zu besuchen

Wenige Tage später waren wir wieder bei ihnen. Fritz zeigte uns einen Brief, den er vom Parteisekretariat in Essen erhalten hatte. Sie forderten ihn zur Teilnahme an einer Bezirksversammlung auf, wo er sich für sein Tun verantworten sollte.

«Ungefähr sechzig Parteigenossen waren da», erzählte Fritz später, «und der Sekretär des Bezirks Essen sprach als Erster. Hart und feindselig legte er die Ansicht der Partei über die Moralische Aufrüstung dar. Er beschuldigte mich, gegen die Parteidisziplin verstoßen zu haben und des ideologischen Abwechertums und erteilte mir dann das Wort – nicht damit ich mich verteidigen konnte, ich sollte bloß eine Erklärung abgeben. Ich redete aber vierzig Minuten lang», bemerkte Fritz mit einem Lächeln, «und bestand darauf, dass man mir als gewähltem Vertreter der Arbeiter das Recht zugestehen müsse, mir selber ein Bild der Dinge zu machen, über die ich von den Kollegen ständig ausgefragt wurde. Mit Bezug auf meine Beobachtungen sagte ich ihnen dann noch, ich hätte mich davon überzeugt, dass diese Menschen für den Frieden kämpften und dass ihre vier absoluten moralischen Prinzipien richtig und notwendig seien.»

Daraufhin habe der Parteisekretär seine Anschuldigung wiederholt, Heske habe gegen die Disziplin verstoßen, er könne es aber wieder gutmachen, indem er eine Erklärung unterschreibe, mit der er sich von der Bewegung distanzieren. Er lehnte ab. Darauf stellte der Parteisekretär einen Antrag auf Ausschluss aus der Partei. Insgesamt

8 stimmten für den Antrag, 9 dagegen, während 13 sich der Stimme enthielten.

Auch Heskes Sohn war anwesend. Er wurde wütend. «Was ist denn das für eine Kameradschaft? Da hat mein Vater alles für die Partei geopfert, Zeit und Arbeitskraft, und dann wird er so mir nichts dir nichts verurteilt und aus der Partei hinausgeworfen, die er selber in diesen zwanzig Jahren aufgebaut hat! Wenn das der Dank ist», sagte der Sohn, «dann will auch ich nichts mehr zu tun haben mit der Partei!» Damit hatten Heske und sein Sohn die Versammlung verlassen. Ein dritter Parteigenosse verließ ebenfalls demonstrativ den Saal.

Am 10. März 1950 veröffentlichte die Partei eine Erklärung in der *Neuen Volkszeitung* unter der Überschrift «Moralische Aufrüstung» – ein Mittel zur Kriegsvorbereitung»

Unterzeichnet war der Artikel mit: «Kreissekretariat der KPD Essen». (Siehe Anhang II)

Der Ausschluss hinterließ einen starken Eindruck bei Fritz, wie auch bei seinem Sohn, Fritzchen, sodass dieser Pfingsten nicht - wie geplant - zum Jugendtreffen nach Ostberlin fuhr, sondern stattdessen bei einer Massenversammlung der MRA in Gelsenkirchen eine Rede hielt.

Mehr als alles andere bewirkten bei Vater und Sohn die Veränderungen in der eigenen Familie. Zum ersten Mal in ihrem Leben hatten die beiden eine vollkommen offene und ehrliche Aussprache. Die Familie Heske hatte es miteinander nicht immer leicht gehabt. Mutter Jettchen war Mitglied der Evangelischen Kirche. Fritz war bereits in den zwanziger Jahren aus der Kirche ausgetreten und hatte sie seither bekämpft. Die Parteiarbeit zog ihn mehr und mehr von der Familie weg, und wenn ein Treffen bei ihm zu Hause stattfand, schickte er Jettchen in die Küche hinaus. Seine Arbeit für die Revolution nahm ihn derart in Anspruch, dass er seine Frau völlig vernachlässigte und die Liebe, die er einst empfunden hatte, war erkaltet. Für sie war das Leben zum Albtraum geworden.

Als Fritz anfang, die vier moralischen Grundwerte auf seine eigene Lebensweise anzuwenden und auf die innere Stimme zu horchen, begann für ihn eine ganz neue Erfahrung. So kam er eines Abends mit einer großen Überraschung für Jettchen nach Hause. Er wollte ganz konkret wieder gutmachen, was er selber zerstört hatte. Mit einem jugenhaften Lächeln und stolzer Erwartung überreichte er ihr einen neuen Nähkorb. Der Korb hatte einen prächtigen, mit Blumen in bun-

ten Farben bestickten Deckel. Fritz hatte mit dem samstagsabendlichen Trinken und Kartenspielen aufgehört, und nun war ihm die Idee gekommen, ihr mit dem dadurch gesparten Geld dieses Geschenk zu machen.

Für Jettchen wurde alles anders. Jeden Abend, wenn Fritz von der Arbeit nach Hause kam, erzählte er ihr, was sich in der Zeche zugetragen hatte, und berichtete von den täglichen Problemen und Aufgaben dort und im Betriebsrat. Sie blühte auf, als sie merkte, dass er sie brauchte. Sein täglicher Kampf wurde auch der ihre.

Während dieser Zeit wohnte ich in Essen, wo einer der Direktoren der Krupp-Werke mich eingeladen hatte, sein Gast zu sein. Weihnachten 1950 jedoch verbrachte ich bei Heskes. Heiligabend gab es zuerst eine kräftige Bergarbeitermahlzeit: Fleisch, Kartoffeln und Bohnen, danach Kaffee und einen riesigen Kuchen. Ich musste erzählen, wie wir zu Hause Weihnachten feierten, angefangen vom Anzünden der Kerzen am Weihnachtsbaum bis zu dem Augenblick, da der Weihnachtsmann gegangen war. Dann blieb es lange still, man hörte nur ein schwaches Fauchen des Kaffeekessels, der gemütlich auf dem glühenden Ofen bullerte.

Jettchen unterbrach die Stille. Sie holte eine alte Bibel hervor und las das Weihnachtsevangelium. Für sie war dies eine heilige Handlung: Ihre Stimme zitterte, und sie las unsicher, aber ihr Herz war voll und ganz dabei, und ihr Gesicht leuchtete. Danach stimmte Fritz «Stille Nacht, heilige Nacht» an, und Jettchen und Fritzchen fielen mit ein. Ich hörte nur zu. Jettchens etwas metallische Stimme lag eine Idee höher als diejenige Fritzens, der sang kräftig und in seinem eigenen Tonfall, während Fritzchen, der die beste Stimme hatte, irgendwo dazwischen lag. Zusammen klang es ganz und gar falsch, aber es war doch so natürlich und wahr. Und die Augen! Menschen, von tiefer Freude erfüllt und mit Frieden in der Seele. Ich musste daran denken, was Jettchen erzählt hatte: «Es gab eine Zeit, Leif, da glaubte ich, dass für mich die Sonne nie mehr scheinen würde. Jetzt aber ist es anders. – Dreizehn Jahre lang habe ich zu Gott gebetet, dass unsere Familie wieder vereint wird.»

In der Zeche wurde Fritzens Änderung bald zu einer Herausforderung für seine Kollegen, und einige gingen auch gleich zum Gegenangriff über. Aber seine ganze Art war anders geworden, er folgte den Gedanken, die ihm in der Stille klar wurden, und war so in der Lage,

mit Entschiedenheit die neuen revolutionären Ideen in die Tat umzusetzen

Eine wichtige Prüfung waren die Betriebsratswahlen im Jahr 1950. Die Partei lancierte eine gezielte Kampagne gegen Heske und bediente sich sämtlicher Mittel, um ihn absetzen zu lassen: Flüsterpropaganda, Flugblätter, Lügengeschichten und Verleumdungen. Fritz nahm es gelassen hin. Ein paar Tage vor der Wahl jedoch klebte er am Anschlagbrett ein Plakat an, auf dem er die Prinzipien, denen er sich verpflichtet hatte und die Richtlinien darlegte, die er befolgen wollte. Heske wurde als Betriebsratsvorsitzender wiedergewählt – mit mehr Stimmen als je zuvor.

Durch seinen beständigen Kampf und den unerschütterlichen Mut, den er den Angreifern gegenüber bewies, gewann er überall Freunde. Nach drei Jahren durfte er zur Kenntnis nehmen, dass die Mehrheit der hundert Mann umfassenden Zelle, die er jahrelang geschult hatte, ihn und seine Arbeit in der Zeche unterstützte.

Dennoch wusste Fritz, dass die neuen Ideen nicht nur die Arbeiter betrafen. Daher setzte er sich ebenso sehr für eine offene und ehrliche Zusammenarbeit mit der Betriebsleitung ein. Er versuchte es zuerst mit dem, wie er fand, schwierigsten, dem stellvertretenden Betriebsleiter. Fritz erzählte gern, wie das vor sich ging. «Wir fuhrten zusammen nach Caux, feindselig wie Hund und Katze», sagte er mit einem fröhlichen Lächeln, «meiner Meinung nach musste er sich gewaltig ändern. Wir hatten eine lange Aussprache, wurden Partner und kehrten mit dem festen Entschluss zurück, das, was wir gesehen hatten, am Arbeitsplatz wie auch in der Zechenleitung in die Tat umzusetzen.»

Im Sommer darauf fuhr der Bergwerksdirektor selber nach Caux.

Fritz betonte immer, wie wenig er mit den Methoden des Klassenkampfes früher erreicht hatte, – damals, als diese sein Ein und Alles waren. Erst als er selber mit der Änderung seiner Lebensweise begann, wuchs das Vertrauen sowohl im Betriebsrat als auch von Seiten der Zechenleitung, und davon profitierten alle, die auf „Zollverein“ arbeiteten. «Probleme wird es ja immer geben», sagte Fritz, «aber auf der Grundlage dieses guten Vertrauensverhältnisses haben wir noch immer die richtige Lösung gefunden.»

Im Frühjahr 1950 trat eine Reihe prominenter Deutscher mit dem Vorschlag an die Moralische Aufrüstung heran, eine Konferenz im Ruhrgebiet abzuhalten. Die Anregung wurde von Bundeskanzler

Konrad Adenauer in einem Brief an Frank Buchman nachdrücklich unterstützt. (Siehe Anhang III)

Die Konferenz wurde Pfingsten 1950 mit einer Großkundgebung im Hans-Sachs-Haus in Gelsenkirchen eröffnet, zur selben Zeit, als die FDJ, die Freie Deutsche Jugend in Ostberlin Zehntausende von Jungkommunisten versammelt hatte. Der Veranstaltungssaal im Hans-Sachs-Haus ist für 2000 Personen gedacht, aber damals hatte er einige hundert mehr aufnehmen müssen. Bergarbeiter und Stahlarbeiter, Direktoren und Werkleiter aus der Industrie und politische Führer aus allen Teilen des Ruhrgebiets und ganz Deutschlands waren zusammengekommen. Einige Männer und Frauen aus der russischen Besatzungszone hatten sich auch über die Grenze gewagt und den langen Weg nicht gescheut, um dabei zu sein. Vertreter aus 24 Nationen nahmen teil. In der Presse wurde die Versammlung als die internationalste bezeichnet, die je in Gelsenkirchen stattgefunden hatte.

Frank Buchman, der Begründer der Moralischen Aufrüstung, der den Anstoß zu diesem neuen Denken und Handeln in so vielen Völkern gegeben hatte, hielt die Hauptrede mit dem Titel: «Die Bestimmung für Ost und West». Am Abend der Kundgebung, in der Zeit von 18 bis 19 Uhr, strahlten alle westdeutschen Rundfunkstationen Dr. Buchmans Worte im ganzen Land zu Millionen von Menschen aus.

«In diesen Tagen der Krise wenden sich Marxisten einer neuen Denkweise zu», sagte er. «Der Klassenkampf ist überlebt. Unternehmer und Arbeiter fangen an, sich für eine positive Alternative zum Klassenkampf einzusetzen. [...] Ist nicht Änderung die einzige Grundlage der Einigkeit für alle? Können Marxisten sich ändern? Können Marxisten den Weg bahnen für eine größere Ideologie? – Warum nicht? Sie waren immer offen für Neues. Sie sind Vorkämpfer gewesen. Sie sind bereit, für ihre Überzeugung ins Gefängnis zu gehen. Sie sterben sogar dafür. Warum sollten sie nicht auch leben können für diese große Idee?»

Nach Buchman sprachen eine beeindruckende Reihe erfahrener und überzeugter Revolutionäre, die deutlich machten, wie weit Frank Buchmans Vision bereits Wirklichkeit geworden war. Dann trat Hermann Stoffmehl an das Mikrofon. In seiner Rede schlug er einen großen Bogen von all denen, die mit ihm auf der Bühne waren, zum gesamten Publikum.

«Ist es möglich, eine neue Welt aufzubauen?», fragte Stoffmehl. «Wir antworten: Ja! Aus tiefstem Herzen antworten wir Ja. Indem wir versuchen, unser Leben nach absoluten moralischen Maßstäben auszurichten haben wir etwas für uns vollkommen Neues gefunden. Sie werden vielleicht sagen, das sei doch etwas Uralters, das seien doch dieselben ethischen Werte, auf denen Christentum und Sozialismus beruhen. Das stimmt natürlich. Doch diese Grundsätze werden oft nicht befolgt und nicht gelebt, und das ist das Entscheidende. Daher sagen wir: Wenn die Menschen sich ändern, ändern sich auch die Verhältnisse. Denn», fuhr der Redner fort, indem er beide Arme zum Publikum hin ausstreckte, «weil wir von der Sache überzeugt wurden, kämpfen wir gemeinsam mit allen, die hinter Frank Buchman stehen, mit derselben Leidenschaft, mit der wir uns vorher für unsere alten Ideen eingesetzt haben. Wir wenden uns an alle Menschen, Arbeitnehmer, Arbeitgeber, Politiker, und fordern sie auf: Kämpft gemeinsam mit uns! Ändert euer Leben! Glaubt nicht, dass das leicht ist! Es ist schwierig. Um Vergebung zu bitten, wo es nötig ist, kostet seinen Preis. Doch hat man es erst einmal gemacht, dann öffnen sich ganz neue Wege. Wir rufen dies allen Menschen zu», schloss er. «Kämpft mit uns für eine neue Welt! Eine Welt, wie wir sie uns alle wünschen, in der wir in Frieden und Wohlstand leben können, in der kein weiterer Krieg über uns kommen wird.»

Auch die Unternehmer, die sprachen, machten großen Eindruck. Sie verpflichteten sich, mit den Arbeitnehmern, auch mit ehemaligen Kommunisten zusammenzuarbeiten, um neue Wege und Ziele für die Industrie zu finden. Gemeinsam hatten sie bereits in ihren Betrieben auf dieser Grundlage Übereinkommen in strittigen Fragen erzielt, die früher unmöglich erschienen waren. Die sichtbaren Beispiele, von denen sie berichteten, machten Mut, dass auch Kommunisten und Kapitalisten sich ändern und Einigkeit schaffen können.

Die Kundgebung dauerte drei Stunden. Anschließend blieben hunderte Zuhörer noch lange im großen Saal, um mehr zu erfahren.

Die von dieser «größeren Revolution» ausgelösten Wellen breiteten sich schnell nach allen Seiten aus. Das Beispiel der Männer aus Moers und Essen, Gelsenkirchen und Castrop-Rauxel machte Schule überall im Ruhrgebiet. Menschen strömten in die Theatervorstellungen und örtlichen Versammlungen, fuhren in immer größeren Zahlen zu den internationalen Konferenzen in der Schweiz. Aktive Parteifunktio-

näre, Männer mit bis zu dreißigjähriger Erfahrung in der Ausübung kommunistischer Taktik und Strategie, ließen sich weder von Verboten noch von Drohungen ihrer Parteileitung abhalten. Sie fuhrten einzeln, oft mit ihren Frauen, in Delegationen, manchmal auch gemeinsam – zumindest zur gleichen Zeit – mit ihren Betriebsleitern und Arbeitgebern. Allen ging es darum, sich eine eigene Meinung über die MRA zu bilden.

Soweit sie der KPD angehörten, wurden alle ebenso wie Bladeck und Kurowski, Stoffmehl und Heske aus der KPD ausgestoßen, egal, ob es sich um Mitbegründer der örtlichen Partei handelte oder um einfache Parteimitglieder – alle wurden sie ausgeschlossen, nur weil sie auf irgendeine Weise Kontakt mit der Bewegung aufgenommen hatten – nicht nur in Moers und Essen, sondern auch in Dortmund, Bochum, Gelsenkirchen, Gladbeck oder Lünen.

Natürlich gab es auch ablehnende, negative Reaktionen. Nicht alle Menschen ließen sich so einfach überzeugen. Ich habe auch Männer und Frauen kennengelernt, die sich von ihrer Nazivergangenheit nicht lösen konnten – oder wollten. Einmal traf ich Arthur Axmann, den Nachfolger von Baldur v. Schirach und letzten Führer der Hitlerjugend, der noch bis kurz vor Kriegsende versucht hatte, aus den Resten überlebender Hitlerjungen und Mitgliedern des Jungvolks den «Volkssturm» zur Verteidigung Berlins zu stärken. Axmann wurde nach seiner Flucht in Lübeck gefangen genommen und in Nürnberg verurteilt, konnte sich aber bis 1949 frei bewegen und wohnte damals ganz in der Nähe von Zeche Nordstern.

Wir redeten einen ganzen Abend miteinander. Ich erinnere mich genau, dass ich ihm meine Gedanken schilderte aus der Zeit, als die Siegermacht fast ganz Europa besetzt hatte, während meine Kameraden und ich unter strenger Bewachung in Sonderhaft im Osloer Gefängnis saßen. Damals war ich überzeugt: Deutschland müsse den Krieg verlieren – nicht wegen uns, den Alliierten, sondern weil Hitlerdeutschland sich gegen Gott gewandt hatte und das Böse zur Erreichung seiner Ziele benutzte. Es würde nie zu etwas führen. Wie lange es auch dauern mochte, der Ausgang stand von vornherein fest. Ich sagte zu Axmann: „Erst wenn Hitler-Deutschland geschlagen und sein nationaler Stolz vernichtet wäre, erst dann würden die Deutschen Gelegenheit haben, Gott wirklich zu finden und sich als Volk und Nation zu neuem Leben durchzuringen.“ Ich wollte seine Meinung

hören, warum Hitler und die Nazis letzten Endes versagen mussten. Wir konnten aber lediglich darin übereinstimmen, dass der Aufstieg des Nationalsozialismus nur möglich geworden war, weil man den geraden Weg moralischer und ethischer Werte bewusst verlassen hatte.

In Westdeutschland, ganz besonders im Ruhrgebiet, herrschte in diesen Jahren ein ideologischer Krieg - nicht mit Gewaltanwendung, aber mit der scharfen Auseinandersetzung der Ideen, aus der man sich kaum heraushalten konnte.

«Die Betriebsratswahlen in der Schwerindustrie sind ungeheuer wichtig», sagte Max Bladeck eines Tages zu uns. «Sie sind sogar noch wichtiger als die politischen Wahlen. Die Kommunisten wissen das, und daher setzen sie alles daran, die Macht in den Fabriken und Zechen zu übernehmen.»

Die gleiche Ansicht vertrat auch Harry Pollitt, ein Führer der englischen Kommunisten, als seine Partei bei den britischen Parlamentswahlen von 1950 eine Niederlage erlitten hatte. Er sagte: «Die großen Fragen werden nicht in diesem reaktionären Parlament entscheiden, sondern durch den Kampf der Massen in den Fabriken und auf den Straßen.»

Bei den Betriebsratswahlen von 1949 und 1950 in Westdeutschland war der Anteil der gewählten Kommunisten schon spürbar zurückgegangen. Diese Tatsache kam während des Parteitags der KPD 1951 zur Sprache, der ursprünglich in Hamburg stattfinden sollte, dann aber - offenbar auf Verlangen der SED - in der Sowjetzone, in Weimar vom 3. bis 5. März durchgeführt wurde. Es hieß, die SED habe eine gründliche Säuberung der westdeutschen KPD-Führung von angeblichen ideologischen Abweichlern vor, die später zu einer umfassenden Erneuerung der KPD-Kader auf allen Ebenen führen sollte.

Walter Ulbricht, Generalsekretär der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) und starker Mann in der sowjetischen Besatzungszone, trat auf dem Parteitag als Ehrengast auf. Nachdem er sich die Reden von Max Reimann und Heinz Renner angehört hatte, (den ersten und zweiten Vorsitzenden der KPD, beide Mitglieder des westdeutschen Bundestags), hielt Ulbricht eine Ansprache, in der er, wie die *Neue Volkszeitung* berichtete, die Schwächen des Parteitages heftig kritisierte. (Siehe Anhang IV)

Über die Gründe für die im Bericht angesprochenen Rückschläge der Partei in der Bergbauindustrie hatte Ulbricht in seiner Rede nichts gesagt. Vielleicht hatte man ihn nicht umfassend informiert.

Tatsache ist jedoch, dass die im November 1951 folgenden Betriebsratswahlen im Ruhrgebiet von heftiger Agitation geprägt waren. Das kommunistische Blatt *Neue Volkszeitung* brachte innerhalb von zehn Tagen sechs Artikel mit massiven Angriffen gegen die MRA. Der durchgängige Tenor war: «Wählt nicht die Männer von Caux! Wählt nicht die moralisch abgerüsteten Feiglinge – sie sind Feinde der Arbeiterklasse!» Heinz Renner, zweiter Vorsitzender der Kommunistischen Partei, bemerkte warnend zu Hermann Stoffmehl: «Wir sind fest entschlossen, die Macht der Moralischen Aufrüstung in den Betriebsräten zu brechen und sie auf eine nebensächliche Sekte zu reduzieren.»

Tag für Tag stellten die Kommunisten ihre Leute an den Zecheneingängen auf, wo sie Flugblätter verteilten, und ständig hörte man, was die Gerüchtemacher über und unter Tage in die Welt setzten. Auch hohe Parteifunktionäre traten überall persönlich in Aktion – zum Beispiel Willy Agatz, einer der bekanntesten Gewerkschaftler, den die Kommunisten im Ruhrgebiet hatten. 1946 bis 1948 war er stellvertretender Vorsitzender der westdeutschen IG Bergbau, der ungefähr eine halbe Million Mitglieder angehörten. 1949 wurde er in den Deutschen Bundestag gewählt. Im November 1951 schrieb Willy Agatz in der *Neuen Volkszeitung*, dass es die Aufgabe der Parteigenossen sei, bei der Betriebsratswahl in diesem Jahr den Kampf gegen die Agenten der Moralischen Aufrüstung unter den Bergarbeitern mit größter Energie zu führen.

Als er vor Betriebsratsmitgliedern der Partei in Essen und im Gebiet von Gelsenkirchen sprach, lautete sein Appell: «Baut aktive Zellen in den Zechen auf!» Diese Zellen sollten nach außen hin gegen die militärische Aufrüstung agieren und sich für den Weltfrieden und die Anliegen der Arbeiter einsetzen. Ihre eigentliche Absicht war aber, die Kontrolle in den Zechen und Stahlwerken zurückzuerobern, die den Kommunisten 1949–1950 bei den Betriebsratswahlen verloren gegangen waren.

Die Betriebsratswahlen im November 1951 brachten dann im Ruhrgebiet die Wende.

Schon bei den vorangegangenen Wahlgängen war, wie gesagt, der Anteil der von der KPD aufgestellten und gewählten Betriebsratsmit-

glieder deutlich zurückgegangen. Trotz ihrer verstärkten, oft aufhetzenden Kampagne gegen die Kandidaten anderer Parteien und auch gegen die «abtrünnigen» eigenen Kollegen, wurden alle Bewerber, die inzwischen unsere Freunde geworden waren, in ihren Ämtern bestätigt, oft mit überwältigender Mehrheit. (Siehe Anhang V)

Insgesamt erfuhr die Kommunistische Partei im Ruhrgebiet eine Niederlage, von der sie sich nicht mehr erholen sollte. Hubert Stein, der damals Mitglied des Hauptvorstandes der IG Bergbau war, bezifferte den Rückgang des KPD-Anteils in den Betriebsräten der Kohlenbergbauindustrie in den Jahren 1948 bis 1951 von 75 % auf nunmehr 25 %.

Nach seiner Ansicht hatte die Moralische Aufrüstung erheblichen Einfluss auf diese Entwicklung genommen.

Doch es gab einen Ort im Ruhrgebiet, an dem die Kommunisten standhielten. In ihrer «Hochburg», der Zeche «Nordstern», stellten sie zehn von elf Betriebsratsmitgliedern. Hier standen unsere Freunde also vor der größten Herausforderung. Doch sie - und wir mit ihnen - gaben nicht auf. Dieser Bergbaubetrieb spielte damals eine überaus wichtige Rolle in der weltweiten Auseinandersetzung des «Kalten Krieges». Daher will ich euch, liebe Patenkinder, nun erzählen, wie eine Veränderung eintrat.

Die Zeche «Nordstern»

Die Anlage «Nordstern-Gelsenberg» in Gelsenkirchen-Horst gehört zu den Orten im Ruhrgebiet, die mich immer wieder fasziniert haben. Damals arbeiteten dort unter Tage 3.000 verstaubte und verschwitzte Kumpel und bauten Kohle ab, bestimmt für das Kraftwerk der Gelsenberg Benzin AG, für die Verkokungsanlage und für den Hafen, wo das «schwarze Gold» in ferne Länder exportiert wurde.

Es waren drei getrennte Anlagen, die insgesamt rund 9.000 Mann beschäftigten. In ihrem Kampf um die Eroberung des Ruhrgebiets war «Nordstern» seit Ende des Krieges die feste Burg der Kommunisten. 1946 hatte eine Gruppe entschlossener Männer den Plan gefasst, die Macht in der Zeche an sich zu reißen. Es war nur eine Handvoll Leute, aber sie wussten, was sie wollten, und sie verfolgten ihren Plan mit unbeugsamer Konsequenz und bedingungslosem Siegeswillen. Und es gelang. Bald beherrschten sie die Belegschaft vollständig und setzten die Direktion hart unter Druck. Im Betriebsrat machten sie, was sie wollten.

Nachdem sie die Macht in «Nordstern» übernommen hatten, zögerten sie nicht, sich ihrer zu bedienen. Wiederholte Male verabschiedete der Betriebsrat Resolutionen zur Unterstützung der Kommunistischen Partei in anderen Erdteilen, und bei großen Anlässen wurden aus dieser Zeche Grußtelegramme und Gratulationen an den Ministerpräsident der russischen Besatzungszone Deutschlands und an Josef Stalin in Moskau geschickt. Mitglieder des Betriebsrats fuhren in die Ostzone, um Instruktionen zu empfangen, und Parteigenossen von dort wurden in die Zeche «Nordstern» delegiert und bekamen da Arbeit.

Als im Frühling 1950 *Der vergessene Faktor* im Hans-Sachs-Haus in Gelsenkirchen zur Aufführung gelangte, wurden einige von uns zu einem Treffen mit dem Betriebsrat und dem Direktor der Zeche eingeladen. Wir gingen zu viert hin: ein englischer Bergarbeiter, Geoffrey, Jens Jonathan und ich. Als wir das Büro des Direktors betraten, fanden wir dort nur den Direktor und das einzige nichtkommunistische Mitglied des Betriebsrats vor. Wir unterhielten uns etwa zwanzig Minuten. Dann ging mit einem Mal die Türe auf, und herein kamen die zehn

Kommunisten in geschlossener Formation. Sie traten die ganze Zeit als Einheit auf und ergriffen sogleich die Initiative. Sie hatten genauestens vorbereitet, was sie sagen wollten und wer es sagen sollte. Die beiden schärfsten Rhetoriker unter ihnen legten ihre Sicht dar, erklärten die Weltlage und behaupteten, dass der Klassenkampf das einzige Mittel sei, das kapitalistische System zu brechen. In der Moralischen Aufrüstung sahen sie eine Behinderung des Klassenkampfs und damit einen Friedensgegner.

Als eine kleine Pause entstand, ergriffen wir das Wort. Im Zeitalter der Atombombe, so erklärten wir, wäre die logische Konsequenz der Klassenkampflehre von Karl Marx die totale gegenseitige Vernichtung. «Ausgehend von dieser Erkenntnis müssen wir uns daher neu orientieren, der Lage ins Auge sehen und die Konsequenzen ziehen – was ein wahrer Marxist ja stets tun wird. Was die Welt braucht, ist eine tiefgreifende Änderung im einzelnen Menschen selber, ein neues Denken, das zu uneigennütziger Zusammenarbeit führt. Wir setzen uns mit ganzer Kraft für eine solche Veränderung ein, beginnend bei uns selber, und dann in allen Menschen überall.

Die zehn verließen das Treffen in derselben Weise, wie sie gekommen waren. Keiner von ihnen hatte gezeigt, was er dachte. Wir blieben noch sitzen und unterhielten uns mit dem Direktor. Er war daran interessiert, mehr über unsere Lebensweise und unsere weltweite Arbeit zu erfahren. Er war selber mehrere Male im Hans-Sachs-Haus gewesen als *Der vergessene Faktor* dort aufgeführt wurde. Er war mit uns darin einig, dass die Änderung des Menschen der richtige Weg sei, dass man damit bei sich selber beginnen müsse, egal in welcher Situation man sich befindet.

Am nächsten Tag brachte die *Neue Volkszeitung* einen Artikel über diesen Besuch mit der Überschrift: «Die «Moralischen» drohen den Gewerkschaftlern mit der Atombombe». Der Untertitel lautete: «Die Agenten der USA-Imperialisten erhalten von den Mitgliedern des Betriebsrats die einzig richtige Antwort».

Im November 1950 brach in der Zeche ohne Vorankündigung ein Streik aus. Zwei kommunistischen Mitgliedern des Betriebsrats war ihres provokatorischen Auftretens wegen gekündigt worden. Es verging keine halbe Stunde, bis Radio Leipzig in der russischen Besatzungszone die Nachricht brachte, und über den Rundfunk wurden alle Bergarbeiter im Ruhrgebiet zu einem Sympathiestreik aufgeru-

fen. Der Betriebsrat der Zeche Nordstern selbst schickte linientreue Arbeiter im ganzen Ruhrgebiet aus, um sämtliche 100.000 Bergarbeiter der G. B. A. G., zu der «Nordstern» gehörte, zum Streiken zu bewegen.

Der Zentralvorstand der deutschen IG Bergbau hatte den Streik zwar für illegal erklärt, hielt die Situation aber dennoch für gefährlich, weil das Ganze unverkennbar ideologisch motiviert war und darauf abzielte, das wirtschaftliche und industrielle Leben im Ruhrgebiet lahmzulegen. Die Erwartungen des Streikkomitees erfüllten sich jedoch nicht. Nach drei Tagen nahmen die Bergarbeiter in «Nordstern» die Arbeit wieder auf, und der Plan eines Sympathiestreiks fiel ins Wasser. Was war geschehen?

Ein paar Männer, welche die Entwicklung aus nächster Nähe verfolgten, konnten Aufschluss geben. Der Direktor der G. B. A. G. Gruppe Gelsenkirchen äußerte sich folgendermaßen: «Dass wir in der Lage waren, diesen Streik so rasch zu stoppen, hatte einen einzigen Grund: Die verantwortlichen Männer waren mit den Prinzipien der Moralischen Aufrüstung vertraut, und zwar sowohl auf der Arbeitgeberseite als auch bei den Gewerkschaften und Mitgliedern des Gesamtbetriebsrats der Gesellschaft, bei Sozialdemokraten und Christdemokraten. Wir konnten uns auf eine gemeinsame Linie einigen, die wir verfolgten, ohne davon abzuweichen.»

Der Minister für Wirtschaft und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen, Dr. Artur Sträter, sagte: «Dass der Streik nicht um sich greifen konnte, ist darauf zurückzuführen, dass die verantwortlichen Mitglieder der Betriebsräte rings im Ruhrgebiet von der Ideologie von Caux geprägt waren. Sie wendeten einen Sympathiestreik ab, der eine äußerst ernste Lage hätte herbeiführen können.»

Fritz Heske, der ja Vorsitzender des Betriebsrats in der Zeche «Zollverein 3/10» war, erzählte: «Das illegale Streikkomitee besuchte mich auf «Zollverein». Noch vor einem Jahr hätte ich als Kommunist vorbehaltlos mitgemacht. Nun aber sagte ich ihnen, dass ich nach dem Prinzip «Was ist recht?» arbeite und wies sie ab. Ähnlich war es bei anderen Betriebsräten, die in der Lage waren, den Plan des Streik-Komitees zu durchschauen und ihn zu vereiteln.»

Mit der Zeit wurde unsere Arbeit immer bekannter und zeigte Wirkung, und jeden Sommer führen Delegationen von «Nordstern», wie auch von vielen anderen Zechen zu den in der Schweiz veranstalteten

Weltkonferenzen. Die Männer, die sich klar für moralisch-ethische Prinzipien einsetzten und Stellung bezogen, waren Gegenstand fortwährender Angriffe, aber sie ließen sich nicht abschrecken.

Bei der Betriebsratswahl im November 1951 gelang es den Kommunisten in «Nordstern» noch, ihre große Mehrheit zu halten, aber nicht weil die Kommunisten die Masse der Arbeiter hinter sich hatten, sondern weil die anderen Gruppierungen wegen des persönlichen Ehrgeizes einzelner Bewerber uneinig waren. Keiner wollte verzichten, und das führte dazu, dass zu viele Kandidaten auf der Wahlliste standen. Dadurch verteilten sich die Stimmen, und keiner kam auf die erforderliche Mehrheit der Wählerstimmen.

Nach einem neuen Gesetz mussten die Wahlen dann alle zwei Jahre durchgeführt werden. Deshalb waren die nächsten Wahlen erst für das Frühjahr 1953 angesetzt. Außerdem wurden durch das neue Gesetz die Betriebsratsgremien um mehrere weitere Mitglieder erweitert. Auch für den neuen Wahlkampf verteilte die Kommunistische Partei wieder wie früher massenhaft Flugblätter, in denen die Wählerschaft vor allem vor den «Kandidaten der Moralischen Aufrüstung» gewarnt wurde. Die Wahlergebnisse waren dann derart aufsehenerregend, dass die örtliche sozialdemokratisch ausgerichtete Zeitung *Westfälische Rundschau* in der Überschrift von einer «Wahlsensation» sprach. Von den 23 Vertretern im neuen Betriebsrat auf «Nordstern» waren nur noch drei Kommunisten.

Der bisherige und auch wieder gewählte Vorsitzende des Betriebsrats war ein Marxist und hatte all die Jahre die Theorien des Klassenkampfes befolgt. Wie so viele andere im Ruhrgebiet war er in der sozialistischen Jugendbewegung groß geworden und hatte sich schon in den 1930er Jahren der Kommunistischen Partei angeschlossen. Er gehörte zu den Arbeitern, die sich voll und ganz für soziale Gerechtigkeit und Frieden in der Welt aufopferten. Wir waren oft bei ihm zu Hause. Im Gespräch kam er ständig auf etwas zurück, was einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht haben musste: die markante Änderung des Zechendirektors. Der Marxist sah sich einem Arbeitgeber gegenüber, der nicht mehr auf eigenen Gewinn bedacht war und auch nicht nur seinen Willen durchzusetzen versuchte – einem Menschen mit neuen Motiven. «Wir können uns auf ihn verlassen», sagte er von seinem Chef, «weil er offen und ehrlich ist. Er versucht heraus-

zufinden, [[was richtig ist]], darum können wir ihm vertrauen. Er hört uns zu, darum können wir mit ihm zusammenarbeiten.»

Der Marxist erkannte, dass es eine Weltanschauung gibt, die über den Klassen steht. Er entdeckte etwas Neues: dass nämlich auch ein Arbeitgeber, der in seinen eigenen Kreisen für eine grundlegende Veränderung der Motive in der Unternehmerschaft kämpft, dort auf ebenso großen Widerstand stoßen kann, wie ein Arbeiter bei seinen eigenen Kollegen, wenn er riskiert, für das einzutreten, was er moralisch für das Richtige hält. Er machte die Erfahrung, dass derjenige ein wirklicher Freund ist, der auf die innersten Fragen und die Bedürfnisse anderer Menschen eingehen kann – gleich welcher Klasse oder Rasse sie angehören.

Eines Tages erkrankte dieser Betriebsratsvorsitzende schwer. Als er sein Ende nahen fühlte, hatte er den Wunsch, über das zu sprechen, was ihm am meisten am Herzen lag. Da bat er den Direktor der Zeche zu kommen, und der war in den letzten Stunden seines Lebens bei ihm.

In den sieben Jahren, die ich mit meinen Freunden im Ruhrgebiet lebte und arbeitete, habe ich erlebt, wie es zu einem Aufbruch im kriegszerstörten Deutschland kam. Aus kleinen Anfängen, oft von einzelnen Menschen ausgehend, ergaben sich große Wirkungen. Das Wenige, das wir zu dieser Entwicklung beitragen konnten, hat jeden von uns unendlich bereichert, uns in unseren Überzeugungen bestärkt.

Heute weiß man, dass in diesen Nachkriegsjahren, mehr noch als vorher und mehr noch als nach der Ernüchterung, die den Wohlstandsjahren folgte, dass in dieser Aufbruchzeit überall in der Welt der Gedanke die Menschen beherrschte, dass der Einzelne etwas in seiner Umwelt bewegen könne, dass Menschen ihre Welt gestalten können.

Wenn ich diese Erinnerungen aufschreibe und mich in die aufregende Zeit im Ruhrgebiet zurückversetze, frage ich mich heute: Kann denn das wirklich geschehen? Und ich antworte mir selber: Ja, ich glaube daran. Es kann geschehen, denn es hat ja bereits begonnen! Ich sehe alle unsere Freunde vor mir, die einen neuen Lebenssinn und eine neue Denkweise gefunden haben. Es ist etwas Besonderes um diese Männer aus dem Ruhrgebiet. Schon früher, als sie noch für die kommunistische Idee kämpften, dachten sie im Weltmaßstab, und

kaum hatten sie sich zu etwas Größerem durchgerungen, dachten sie wieder über sich selbst hinaus – an Deutschland, Europa, die ganze Welt. Sie wussten aus eigener Erfahrung, dass der ideologische Kampf überall in der Welt gewonnen werden muss.

Dank der Initiative dieser Männer wurden im Ruhrgebiet europäische Konferenzen für Arbeiter und Studenten, für Journalisten und Industrielle, für Parlamentarier und Vertreter von Kirche und Kultur abgehalten. Wenn sich Delegationen aus Asien oder Afrika auf dem Weg in die Schweiz in Deutschland aufhielten, luden die Arbeiter sie ein und erzählten ihnen von den Auseinandersetzungen, die sie täglich selber bestritten, und von dem neuen Geist, der in den Zechen wehte, weil Menschen sich geändert hatten.

Sie fuhren auch in andere Länder um ihre Erfahrungen weiterzugeben. Ich entsinne mich, wie August Metzling und Johann Holzhäuser nach Norditalien fuhren und sich mit Arbeitern des Montecatini-Konzerns und der Falck-Stahlwerke trafen. Fritz Heske sprach vor den Bergarbeitern in Kiruna in Nordschweden und Paul Kurowski vor den Fabrikarbeitern im «roten Gürtel» um Paris und vor den Hafenarbeitern in London und Rotterdam. Bladeck und Kurowski verbrachten Wochen auf dem afrikanischen Kontinent. Bladeck reiste auch in den Fernen Osten; in Japan setzte er sich für die Einigung der bis dahin in zwei Fraktionen zersplitterten sozialistischen Partei ein. Max und Paul und ihre Freunde aus Essen und Moers fuhren auch nach Washington DC. Als in Amerika die Wogen des extremen Antikommunismus hoch gingen, stellten sie die Kongressabgeordneten vor eine starke Herausforderung: «Das Entscheidende», sagten sie, «ist nicht, die Fahne des Antikommunismus hoch zu halten, sondern selber eine überlegene Ideologie zu entwickeln und sie in die Praxis umzusetzen.» Auch auf die Bankiers an der New Yorker Wall Street machten sie tiefen und nachhaltigen Eindruck, als sie die Finanzleute herausforderten, ihr Denken und Handeln davon bestimmen zu lassen, was die Menschen überall in der Welt am nötigsten brauchen.

Ich sah sie vor mir, wie sie Schulter an Schulter mit Stahlarbeitern in Frankreich, Hafenarbeitern in England, Bergleuten in Nordschweden, Flugzeugmonteuren in den USA oder den Gewerkschaftsführern in Indien und Japan standen.

Sie kamen aus Deutschland, und sie kamen, um wiedergutzumachen, was Deutschland in jüngster Vergangenheit an Verderben

über die Welt gebracht hatte. Ohne politischen oder diplomatischen Auftrag gelang es ihnen oft, Einigung und Versöhnung zu bewirken. «Frieden», sagten sie, «ist nicht bloß eine Idee. Frieden entsteht, wenn Menschen sich ändern.»

Es geht um die Menschen

War es ein politischer Kampf, den wir führten? War es ein «Kreuzzug» gegen den Weltkommunismus? Wir standen mitten in der Auseinandersetzung und wussten, dass dies nicht der Fall war. Wir lebten und arbeiteten für etwas, das sehr viel tiefer reichte als alles, was irgendein totalitäres Denksystem sich vorstellen konnte. Denn es umfasste eine Dimension, aus der sich die dogmatischen Kommunisten selber ausgeschlossen hatten. In dem Moment als wir uns entschieden hatten, uns mit den Schicksalen unserer Freunde zu solidarisieren, mit ihren Sorgen und Freuden, Erfolgen, Angriffen und Verfolgungen, wurden wir selber Teil des wirklichen Lebens im Ruhrgebiet. Wir wurden zu einer großen Schicksalsgemeinschaft.

Nicht selten hatten Arbeiterfamilien aus dem Ruhrgebiet enge Verwandte in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands, der Ostzone, wie man sagte. Das konnte ein Bruder oder eine Schwester sein, vielleicht sogar die Eltern. So konnte es vorkommen, dass sie völlig unerwartet von einem oder mehreren Parteifunktionären aus der Ostzone aufgesucht wurden, die immer ein freundliches Gespräch anfangen und Interesse für ihr Wohl und Wehe zeigten. Gegen Ende des Besuchs aber ließen sie die Katze aus dem Sack. Beim Abschied spielten sie ihr Trumpf-As aus: «Wenn Sie uns nicht unterstützen, weiß man nie, was Ihren Eltern zustoßen kann!»

Ich kannte ein kommunistisches Ehepaar näher, bei dem der Mann nach einem Vierteljahrhundert treuer Tätigkeit für die Partei ausgeschlossen worden war, weil er Caux besucht hatte. Seine Frau blieb aber weiter aktives Parteimitglied. Eines Tages kamen zwei Parteifunktionäre aus der DDR zu Besuch. Sie sagten, es habe sie gekränkt, dass ihr Mann sie im Stich gelassen und die Sache des Kommunismus verraten habe. Sie forderten darum aus ideologischen Gründen, dass sie sich von ihm scheiden lasse. Für die Frau war das eine rein moralische Entscheidung. Sie war entschlossen, mit ihrem Mann durch dick und dünn zu gehen, und warf die Parteifunktionäre mit Schimpf und Schande aus der Wohnung.

Arno, ein anderer Freund, war schon seit den 1930er Jahren in der kommunistischen Bewegung aktiv und war Gründungsmitglied der Partei in einer Bergwerksstadt, in der er früher gewohnt hatte. Als wir in den Jahren 1949–1950 mit unseren Theaterstücken ins Ruhrgebiet kam, wurde er ein erbitterter Gegner der Bewegung. Seine Frau, Gerda, begann sich jedoch dafür zu interessieren, nachdem sie das Stück *Der vergessene Faktor* gesehen hatte. Sie war übrigens die Tochter von Paul und Lina Kurowski. Im Laufe einer über zwei Jahre andauernden Entwicklung kam Arno langsam zu der persönlichen Überzeugung, dass sich auch in seinem Leben grundsätzlich etwas ändern müsse.

Arnos großes Problem war der Alkohol, und seine alten sogenannten Freunde wussten seine Schwäche auszunützen. Mit der Zeit aber fand er einen Glauben und die innere Kraft, die stark genug waren, die ständige Sucht sich zu betrinken und alles was damit einherging, zu überwinden. Anlässlich eines besonderen Familienereignisses wollten er und seine Gerda den Segen der Kirche empfangen. Sie wollten ein verpflichtendes Versprechen ablegen, an dem Glauben festzuhalten, zu dem sie sich durchgerungen hatten. Am Abend davor hatten sie eine Reihe ihrer engen Freunde zu sich nach Hause eingeladen. Dazu gehörte auch ein Parteigenosse, der längere Zeit in der Sowjetzone gewesen war. Dieser versuchte ständig, Arno zu einem Schnaps zu überreden, «bloß der alten Kameradschaft zuliebe». Aber er hatte keinen Erfolg. Als er die Gesellschaft als Letzter verließ, sagte er: «Arno, ich respektiere deine Entscheidung, aber ich hasse das, was du jetzt vertrittst.»

Anderen ausgeschlossenen Kommunisten sicherte man verlockende Posten zu, es wurde ihnen Geld versprochen, wenn sie die Partei unterstützten und sich von den neuen Ideen lossagten. Einige wurden physisch bedroht für den Fall, dass sie sich den Forderungen der Partei nicht beugen wollten.

In der Zeit als ich im Ruhrgebiet war kamen solche Dinge ständig vor. Es herrschten Umstände, die tief in das Leben vieler Menschen eingriffen, Verhältnisse, von denen sie weit mehr berührt wurden als von den politischen Ereignissen in der Welt. Es ging um Werte und grundlegende Weltanschauungen. Wir sahen unsere Aufgabe darin, den Menschen, die wir kennen lernten, beizustehen, ja, bei jedem Ein-

zelen lebhaften Anteil an den Herausforderungen zu nehmen, vor die sie gestellt wurden.

Dabei konnten wir den Menschen ja nicht vorschreiben, was sie tun sollten. Wir konnten sie nicht durch die Schmerzen einer Entscheidung hindurch leiten oder schieben. Sie mussten die Konflikte selber von innen her lösen und selber zu dem vordringen, was sie für richtig hielten, und dann danach handeln. Wir konnten ihnen nur erzählen, wie es uns selber in ähnlichen Situationen gelungen war, die richtige Wahl zu treffen.

Wenn meine deutschen Freunde mich mit solchen tiefeschürfenden Fragen konfrontierten, fühlte ich mich oft aufgewühlt und hilflos. Aber gerade dadurch entstanden enge Freundschaften. Wir bildeten eine Art Bruderschaft. Denn ihre Lebenssituationen waren dem, was ich selber während der deutschen Besetzung von Norwegen erlebt hatte, oft sehr ähnlich. Ich verstand sie und konnte ihnen daher bei den notwendigen Schritten zu einer Entscheidung solidarisch beistehen.

Aber wir konnten auch zusammen lachen und erlebten Lebensfreude und ab und zu lustige Überraschungen. Hier habt ihr eine Kostprobe davon, liebe Patenkinder.

Eines Abends, als wir bei einem Betriebsratsmitglied im Ruhrgebiet zum Essen waren, erzählten er und seine Frau uns, dass sie sich neulich in die Haare geraten seien. «Ich kam spät von der Arbeit nach Hause», erzählte er, «und da fiel sie über mich her und behauptete, ich hätte mir ein paar Schnäpse genehmigt. «Was fällt dir bloß ein», schrie ich, und so gab ein Wort das andere, bis ich den Teller mitsamt dem Fleisch gegen die Wand schmetterte, so dass die Soße die Tapete runter lief.» «Da rannte ich ins Schlafzimmer», erzählte seine Frau weiter, «schlug die Türe zu, schloss mich ein und rief: «Jetzt kannst du dich um dich selber kümmern, du Schweinehund!» Er meinte dann: «Als ich mich ausgetobt hatte, fing ich an nachzudenken, und in der Stille wurde mir klar, dass ich im Unrecht war und dass ich eigentlich sie um Verzeihung bitten musste.» Lachend erzählten sie uns dann, wie sie miteinander ins Reine gekommen seien und gemeinsam neu angefangen hatten.

In unserer Arbeit ging es nicht um Politik. Es ging um die wesentlichen Dinge im Leben: um die unbezahlbare innere Freiheit, sie zu erringen und zu stärken, so dass kein Mensch, kein Kollektiv oder

irgendein totalitärer Machtapparat sie mehr entreißen oder unter seine Kontrolle bringen kann. Wir halfen einander, in uns selbst einen Ort der Freiheit zu schaffen, der uns auch dazu befähigte, in der Wahrheit zu leben und der gebieterischen Stimme des Gewissens zu folgen.

Wir wussten, dass der freien Welt gewaltige Mächte gegenüberstanden, denen jedes Mittel recht war, die Demokratien unschädlich zu machen oder sie unter ihre Macht und Kontrolle zu bringen. Dies wurde belegt durch die Aussagen vieler Führer des Weltkommunismus. Der berüchtigte Chefankläger der Moskauer Prozesse während der 1930er Jahre, Andrej Wyschinskij, hat es später einmal, als er die Sowjetunion bei der UNO vertrat, folgendermaßen ausgedrückt: «Wir werden die Welt erobern, nicht mit Atombomben, sondern mit unseren Ideen, unserer Klugheit und unserer Doktrin.» Während eines Empfangs in Moskau sagte der Parteisekretär Nikita Chruschtschow: «Wir sind vollkommen überzeugt davon, dass die kommunistische Ideologie überall auf der Welt siegreich sein wird. Wir glauben es, und wir wollen es.» In ihrem fanatischen Glauben und in ihrer entschlossenen Machtausübung verhielten sich die kommunistischen Führer in der Welt stark und rücksichtslos. Wenn Revolution und «geschichtliche Notwendigkeit» dies forderten, konnten sie grausam, oft hinterhältig vorgehen.

Wir dagegen hatten keine Macht. Wir hatten keine Waffen. Wir glaubten an den Sieg des Guten in einer schlechten Welt. Wir wirkten aus der eigenen Erfahrung heraus, dass sich nämlich unsere Lebensweise durch Gottes Gnade und Kraft verändern konnte. Wir glaubten und erlebten es, dass wir Menschen uns ändern konnten, und dass dann auch die Umwelt sich verändern kann. Es wurde immer deutlicher, dass dem großen Ziel des Weltkommunismus, die Herrschaft über die ganze Welt zu erringen, nur durch Menschen begegnet werden konnte, die jene innere Freiheit besaßen und die von Kräften getragen wurden, die größer waren als die eigenen und die der ideologischen und politischen Gegner.

All dies hatte im Ruhrgebiet seinen Anfang genommen. Die große Zahl der Kommunisten, die mit der Vergangenheit und der Macht der Partei gebrochen hatten, fanden meist zugleich die innere Kraft und positive Haltung, mit der sie denjenigen widerstehen konnten, die versuchten, sie wieder unter ihre Kontrolle zu bringen. Sie hatten gelernt, mit innerer Freiheit und Zuwendung auf diejenigen zuzugehen, von

denen sie angegriffen wurden. In der tagtäglichen Auseinandersetzung zeigte sich, dass der Weg, für den sie sich entschieden hatten, besser war und erfolgreicher als aller Hass und alle Macht.

Max Bladeck und Paul Kurowski, Fritz Heske und Hermann Stoffmehl und all die zahllosen anderen wussten aus eigener Erfahrung, dass stalintreue Männer und Frauen, von denen sie mit allen Mitteln angegriffen wurden, in Wirklichkeit selber in einer Falle gefangen waren, ohne sich aber dessen bewusst zu sein. Sie waren einer Ideologie verpflichtet, in der jedes angewandte Mittel durch den Zweck geheiligt wurde. Handlungen aus «geschichtlicher Notwendigkeit» heraus konnten auch jeden Beliebigen im eigenen System treffen oder auch beseitigen. Dem kommunistischen System fehlte der feste Rahmen, der dem Einzelnen Sicherheit geben und ihn beschützen konnte. Allgemeine Menschenrechte, Freiheit und Menschenwürde hatten in diesem System keine gesetzliche, auch keine praktische Verankerung gefunden, um die Bürger zu schützen. Darum konnte niemand sicher sein.

Die früheren Ruhr-Kommunisten wussten davon und kämpften nun dafür, dass ihre Kollegen zu derselben Freiheit und Sicherheit gelangen sollten, die sie selber gefunden hatten. Gemeinsam mit ihnen arbeiteten wir an dieser spannenden Aufgabe, die durch unsere menschlichen Fähigkeiten, unsere Willenskraft allein nicht gemeistert werden konnte. Wir nahmen zwar lebhaften Anteil an der jeweiligen Situation, standen aber oft hilflos und mit leeren Händen da, wenn auch in der Gewissheit, in der Hoffnung und dem Glauben, dass die Verhältnisse sich ändern können, wenn Menschen nach der Wahrheit suchen und ihrem Gewissen zu folgen beginnen.

Liebe Patenkinder, ich habe versucht, euch etwas von der Nachkriegssituation und von der ideologischen Auseinandersetzung zu vermitteln, in der sich meine Generation während des größten Teils des 20. Jahrhunderts hindurch befand und an der ich selber aktiv teilgenommen habe. Sie fand auf der ganzen Welt statt, in vielerlei Hinsicht aber in Deutschland konzentriert und wohl am deutlichsten sichtbar. Es liegt mir sehr am Herzen, dass wir aus der Geschichte lernen. So vieles noch könnte ich euch von meinen Erlebnissen erzählen, aber ich muss mich beschränken. In den folgenden Kapiteln will ich etwas mehr auf mein eigenes Leben in den großen Zusammenhängen eingehen.

Ideen verändern die Welt

Die Zwischenkriegsjahre, vor allem die 1930er Jahre, der Zweite Weltkrieg und das erste Jahrzehnt nach dessen Ende waren für die meisten Menschen meiner Generation eine herausfordernde Zeitspanne. Für mich wurde sie zu einer Art Einführung, um den Pulsschlag des Zeitgeschehens verstehen zu können und die Rolle, die wir als einzelne Menschen in der weltweiten Entwicklung spielen können. Liebe Patenkinder, ich will nun versuchen, diesen Gedanken hier zu vertiefen.

Wie ihr alle wisst, wohnte ich mit meinen Eltern im östlichen Teil von Oslo. Ich wuchs in einem von Arbeitern und Kommunisten geprägten Milieu auf. Als Kinder erlebten wir die Pionierzeit der Arbeiterbewegung. Sie sollte für meinen Heimatort und das übrige Land prägend sein. Ich war wohl etwa zwölf Jahre alt, als ich zum ersten Mal erlebte, welche dynamischen Kräfte eine Idee in Menschen freisetzen kann. Es war ein 1. Mai, wir hatten schulfrei, und ich hörte, wie der große Umzug sich näherte. Er kam den Linjeweg herunter, wo wir wohnten. Ich lief in den Garten hinaus, um zuzuschauen. Ich kann es alles heute noch vor mir sehen.

Die Arbeiter marschierten diszipliniert und zielstrebig hinter einem ihrer Anführer, der an der Spitze des Umzugs ging. Stolz und hoch erhoben trug er die rote Fahne. Das Musikkorps spielte die Internationale, und alle Marschierenden sangen sie mit einer solchen Kraft, dass es den Zwölfjährigen ganz überwältigte. Es vibrierte in mir. Es war etwas Echtes und Entschlossenes, das eine ansteckende Kraft in sich barg. Ich wurde von dem Geschehen eingefangen und mitgerissen. Aber gleichzeitig befahl mich eine fast unheimliche Angst. Ohne es zu merken, hatte ich den kräftigen Ast eines Apfelbaums ergriffen und hielt mich daran fest. Diese starken Gefühle von Anziehung und Furcht – waren sie vielleicht eine unbewusste Vorahnung davon, dass dieser Sog, diese Macht einer Idee, die mich mitreißen wollte, für mich als Individuum und Mensch etwas Bedrohendes war?

In der Mittelschule in Grorud Mitte der dreißiger Jahre war ich einer von drei Schülern in meiner Klasse, die sich zeitweilig für bestimmte

Gedankengänge und Ideen begeistern konnten. Tore war Marxist und wurde von uns Stalin genannt. Gunnar war Nazi und wurde Hitler genannt. Ich selbst opponierte gegen beide und war für Demokratie und Freiheit, darum nannten sie mich Churchill. Einmal durften wir alle drei unsere Gedanken und Ziele in einer Geschichtsstunde vor der Klasse darlegen. Da ging es ziemlich lebhaft zu.

Eines Tages ereignete sich dann etwas in unserer Schule, das wir damals wohl nicht in seiner ganzen Tragweite verstehen konnten, das ich aber nie vergaß. Wir saßen bereits im Klassenraum und warteten auf Studienrätin Olsen. Sie gab uns Deutschunterricht. Aber sie kam nicht. Es musste etwas passiert sein, denn sie war sonst immer pünktlich. Dann kam sie plötzlich weinend herein. Mit tränennassen Augen sagte sie nur: «Es ist Krieg.» Sie hatte gerade im Lehrerzimmer die Radionachricht gehört, dass der Zweite Weltkrieg ausgebrochen war. Wir waren zu jung und zu unerfahren, um zu begreifen, was das bedeutete. Studienrätin Olsen aber begriff. Darum weinte sie.

Dann kam der 9. April 1940, an dem Hitlerdeutschland Norwegen besetzte. Jäh wurden wir in Weltereignisse hineingezogen, die uns alle verändern sollten. Gunnar trat als aktives Mitglied in die paramilitärische Organisation Hirten der norwegischen Nazipartei ein. Er überlebte den Einsatz an der Ostfront. Tore fuhr nicht in die Sowjetunion, sondern änderte seine Überzeugung und entkam nach Schottland. Er wurde Offizier in der norwegischen Armee und diente in England, wo sich König Haakon VII. und unsere Regierung aufhielten. Ich trat gleich nach Kriegsbeginn der Widerstandsbewegung bei. Unsere Wege und Schicksale trennten sich.

So rasant, wie sich Hitlers Nazi-Ideologie entwickelte, konnte ich nicht anders, als zu versuchen, dieses Böse zu bekämpfen und endlich zu besiegen. Gunnars Idealismus und sein Glaube an den Nationalsozialismus hatten nichts gemein mit dem, was wir tatsächlich unter der Besetzung und in den Gefangenenlagern erlebten. Nun ging es um Sein oder Nichtsein, um unsere Freiheit. Der Pazifismus, von dem viele Jugendliche während der Zeit zwischen den Kriegen begeistert waren, hatte keinen Sinn mehr. Gefordert war nun ein Kampf auf Leben und Tod, mit Waffen und allen Mitteln des Krieges, bis die Machthaber Deutschlands vollständig besiegt waren.

Ich wollte die Verbreitung von Informationen als meine Waffe einsetzen, und ich widmete dieser Arbeit alle verfügbare Zeit. Später trat



Max und Grete Bladeck empfangen eine indische Delegation bei sich zu Hause in Moers

Pfingstkundgebung 1950 im Hans-Sachs-Haus, Gelsenkirchen

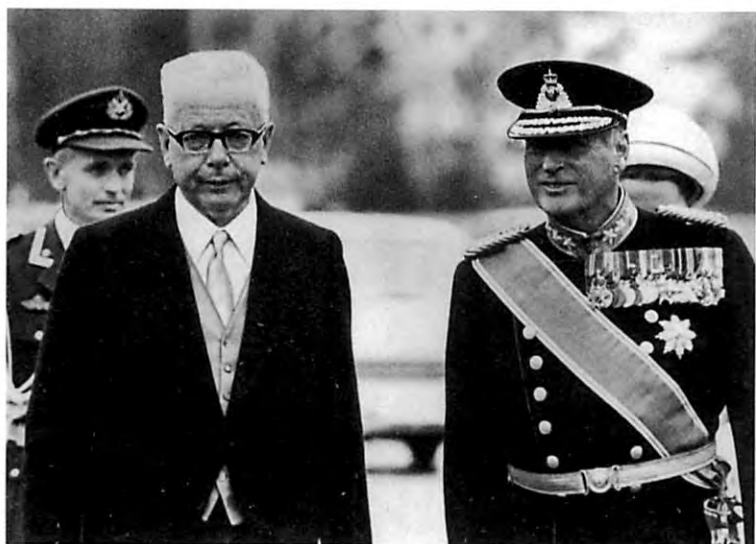




Mountain House, Caux sur Montreux

Mit Dr. Buchman in Caux, von links: Johann Holzhäuser, Paul Kurowski, Max Bladeck, Hermann Stoffmehl, Willy Benedens





*Bundespräsident Heinemann auf Staatsbesuch in Oslo beim norwegischen König Olav, 1970
(Foto Bert Keilen Scanpix)*

Miroslav und Stephane Djilas zu Besuch in Aalesund



Vladimir Bukovsky (links)



*Bildhauer Neizvesty, dessen
Bronzeplastik „Durch die
Mauer“ Titelgeber für das Buch
wurde*

*Vladimir Maximov, Autor und
Kämpfer für die Menschen-
rechte*



Im Gespräch mit Sergej Kovaliov

ich auch der «Mil.org» bei, der militärischen Widerstandsbewegung in unserem Wohnort, doch dann wurde ich verhaftet, noch ehe ich meine Schusswaffe erhielt.

Es gab viele Denkmodelle und Strömungen in den 1930er und 40er Jahren, die uns Jugendliche auf die eine oder andere Weise ergriffen. Die Wichtigsten sind mit den Namen Charles Darwin, Karl Marx und Sigmund Freud verbunden. Darüber hinaus aber prägte uns alle der optimistische Aufklärungs- und Fortschrittsglaube der Zeit.

Doch mir wurde allmählich klar, dass all diesen Strömungen etwas Wesentliches fehlte. Sie wiesen alle keinen Weg zu einem realistischen Erkennen oder zum Verständnis der Tatsache, dass es neben dem Guten, das man in allem sehen wollte, auch eine Macht des Bösen gibt und zwar sowohl in uns selbst als auch in der Umwelt, in der wir leben. Ich gehörte damals zu denen, die weder an die Macht des Göttlichen, noch an die des Dämonischen, des Bösen glaubten. Der Wirklichkeit gegenüber war ich naiv und unrealistisch. Erst später, als ich während des Krieges Verrat, Lüge, Folter und Menschenverachtung an Leib und Seele erlebte, musste ich lernen, dass das Böse wahrhaftig existiert.

Ein dänischer Redakteur, den ich um das Jahr 1950 kennen lernte, hatte in den dreißiger Jahren der Oxfordbewegung angehört. Wir führten viele Gespräche miteinander. Einmal machte er eine Bemerkung, die ich nicht vergessen kann. Er sagte, Frank Buchman, der Begründer der Bewegung, habe geglaubt, dass auch Nationalsozialisten sich ändern könnten. Ja, er sei sogar davon überzeugt gewesen, dass schon die Änderung einiger weniger Nazi-Führer in Deutschland positive Auswirkungen auch auf ganz Europa haben könne. Aus diesem Grunde sei es zu einem Treffen zwischen Buchman und Heinrich Himmler, dem „Reichsführer SS“, gekommen, bei dem mein dänischer Freund als Dolmetscher fungierte. Nach diesem Gespräch, erzählte mir der Redakteur, sei Buchman sehr niedergeschlagen gewesen. Ziemlich enttäuscht habe er gesagt: «Es ist zu spät. Das Dämonische hat schon die Macht übernommen.»

Ich dachte viel über das Böse nach, als ich in der Zelle B 24 saß. Durch die Art und Weise, wie ich die Gestapo-Leute und ihr ganzes System von Gefängnissen und Konzentrationslagern erlebte, kam ich zu dem Schluss, dass – wie es Frank Buchman gesagte hatte – das dämonische Böse schon überhand genommen hatte. Wie es dazu hatte kommen

können, erklärte ich mir so: Es gab Augenblicke, in denen ich sogar in dem einen oder anderen meiner Peiniger etwas Menschliches entdecken konnte. Ich hatte es mit etwa zehn Gestapo-Funktionären zu tun. Ich stellte mir vor, dass sie sich alle mit dem Idealismus ihrer Jugend auf die eine oder andere Weise vom Nationalsozialismus faszinieren und dann mit Begeisterung in das Nazisystem einfügen ließen; wie sie dann immer mehr hineingezogen wurden und die ihnen gegebenen Befehle nicht anzweifeln, sondern sie befolgten; wie sie dann aus dem System nicht mehr ausbrechen konnten und später auch gezwungen wurden, ihre Feinde zu schlagen, zu quälen und zu foltern. Vielleicht litten sie beim ersten Mal selber dabei, aber dann verdrängten sie alle Gefühle und kamen an einen Punkt, an dem es kein Zurück mehr gab. An diesem entscheidenden Punkt, so überlegte ich es mir, hatte das Böse die Macht übernommen.

Auch über mich selber dachte ich nach. Hätte ich mich zur Zusammenarbeit mit den Gestapo-Leuten bereit erklärt, dann wäre auch ich an diesen Punkt gekommen, von dem an es kein Zurück mehr gegeben hätte. Dann hätte auch ich diese äußerste Grenze überschritten und nicht mehr die Kraft gehabt, aus dem System des Bösen auszubrechen. Ich glaube, bei Nils ist es so gewesen, als er zum Denunzianten wurde. Ich weiß, dass es auch mir hätte passieren können. Und ich weiß, dass es eine himmlische Fügung war, dass mir ein anderer Weg gezeigt wurde.

Noch zwei andere Begebenheiten beschäftigten mich lange Zeit. Ich hatte in der Widerstandsbewegung mit Kommunisten zusammengearbeitet. In Grini waren es etwa zwanzig Männer, die ich gut kannte. Ich hatte großen Respekt vor ihnen als Menschen und vor der glühenden Begeisterung für das, woran sie glaubten und wofür sie ihr Leben einsetzten. Tief im Herzen aber sagte mir mein Gewissen, dass die kommunistische Ideologie niemals siegen oder die Welt einigen könne, weil ihr Fundament selbst falsch war. So vieles im marxistischen Gedankengut beruhte auf Hass und Menschenverachtung gegenüber denen, die sie oft aus «geschichtlicher Notwendigkeit» heraus vernichten mussten. Jedes Mal, wenn ich dies zur Sprache brachte, antworteten die Kommunisten: «Um ein gutes Omelette zu bereiten, muss man die Eier zerbrechen.»

Zu Hause hatte man mich aufgefordert, einer kommunistischen Zelle beizutreten, aber nach zwei Monaten brach ich aus. Sie wollten

mich dazu bringen, den Klassenfeind zu hassen. Das konnte ich nicht. In meinem Inneren wusste ich, dass ich nicht zu ihnen gehörte. Stattdessen wurde ich mit Leib und Seele ein Gegner der kommunistischen Ideologie. Etwas in mir ließ mich aber auch danach streben, denen mit ganzem Herzen ein Freund zu sein, die sich der falschen Ideologie ergeben hatten, an die ich nicht glauben konnte.

Während des heißen und des Kalten Krieges bekämpfte ich also den Kommunismus mit all meiner Kraft. Gleichzeitig aber widmete ich mich, so sehr ich konnte, den einzelnen Kommunisten, die ich kennen lernte, damit der kommunistische Mensch etwas Größeres finden sollte, wofür er leben konnte. Er sollte Werte entdecken die jene magnetische Kraft besitzen, um alle Menschen in einer gemeinsamen Verantwortung und Anstrengung für eine neue und bessere Welt zu versöhnen, zu vereinigen und zu engagieren. An diesem Glauben hielt ich fest, musste ihn mir aber fortwährend neu erkämpfen.

Der andere Gedanke, der mich umtrieb, hatte eben mit der Macht der Ideologien und des Bösen zu tun. In meiner Seele herrschte kein Zweifel: So wie das Böse Hitler und Himmler bezwungen und in Besitz genommen hatte, genauso wurde auch das Leben Stalins und das der Kremlherrscher vom Bösen ergriffen – was sich in der Zukunft wahrlich bestätigen sollte. Was aber würde sein, wenn der Nazismus einmal besiegt war? Würden dann auch die kommunistischen Herrscher, die der Macht des Bösen erlegen waren, überwunden werden können? Dass die Nazis besiegt würden, daran hatte ich keinen Zweifel. Es war bloß eine Frage der Zeit. Aber was würde dann kommen?

Schon während des Widerstandskampfes, bevor ich verhaftet wurde, garte dies alles in mir. Beim Drucken illegaler Zeitungen in Oslo erschrak ich über eine Bemerkung, die ich zufällig hörte und die mir zu denken gab. Die beiden Kommunisten, die mit dem Drucken beschäftigt waren, hatten wohl übersehen, dass ich in der Nähe war. Sie unterhielten sich ganz offen über den Kampf, der nach der Befreiung kommen würde, und dabei fragte einer von ihnen: «Wie erledigen wir König Haakon?»

So weit durfte es nicht kommen! Wie sollte man eine solche Entwicklung verhindern? Ich fand keine Antwort. Aber ich war mehr und mehr davon überzeugt, dass wir in den freien, vom Volk gewählten Demokratien selber eine geistige und moralische Grundlage schaffen mussten, auf der wir aufbauen und für die wir uns einsetzen und

kämpfen konnten. Die Ecksteine dafür mussten Freiheit, Menschenwürde, Gerechtigkeit und Demokratie sein. So musste eine freiheitliche Wertegemeinschaft aussehen, die am Ende siegreich die Konfrontation mit den materialistischen Ideologien bestehen und den Kampf um alle Menschen überall gewinnen würde. Solche und ähnliche Gedanken lebten und wirkten dauernd in mir. Während der Jahre im Ruhrgebiet und bei meinen Reisen rund um die Erde wurde immer wieder bestätigt, dass wir mit unseren Ideen auf einem guten Weg waren.

Aber im Zeitalter der Ideologien, während des Kalten Krieges, gab es für uns alle, natürlich auch für mich, vieles neu zu erkennen und zu lernen. Selbstverständlich kann ich nur für mich selber sprechen. Ich entdeckte zum Beispiel, dass ich, ohne es zu merken, leicht farbenblind werden und nur eine Seite des großen Ganzen sehen konnte. Derart überzeugt war ich von der Idee und von den grundlegenden Werten, die wir vertraten, dass es leicht fiel, nur die Fehler in der Diktatur und in den totalitären Systemen zu bemerken. Viel schwieriger war es dagegen einzusehen, dass die Gegenwart des Bösen auch in unserer Welt, in der wir lebten, eine Realität war. Das Gute, von dem ich ein Teil sein wollte, konnte also auch vom Bösen infiltriert werden. Auch wir haben uns für vieles zu verantworten, was das Böse allen Menschen unseres 20. Jahrhundert an Leid zufügte.

Wenn man in heutiger Zeit einen Teil der Welt zur Achse des Bösen erklärt und sich damit stillschweigend als Achse des Guten ausgibt, kann sich das gut anhören, doch mein Herz und mein Gewissen sagen, das sei eine Illusion, wie eine Schallplatte mit einem Sprung. Denn das Böse ist universal, unteilbar und kann sich in jedem von uns einnisten. Überall in der Welt kann das Böse an unerwarteten Stellen auftauchen und sich da breit machen, wo niemand es für möglich gehalten hätte.

Mein Glaube bot für einsickernde Zweifel die größte Angriffsfläche, ohne dass ich mir dessen bewusst war. Zwar war ich so überzeugt von unserer überlegenen Idee, dass ich sie zu vermitteln versuchte, wo immer ich mich befand, nicht nur mit Worten sondern mehr noch mit meinem Tun. Dennoch veränderte sich, ohne dass ich es merkte, die Ideologie für mich: aus einem Hilfsmittel wurde sie zu einem Selbstzweck. Das äußerte sich durch meine Haltung. Wenn eine Ideologie aber zum Selbstzweck wird, dann kann sich das Böse unbemerkt ein-

schleichen, einen verblenden und die Oberhand gewinnen, ohne dass wir dessen gewahr werden.

Bei mir führte diese Entwicklung dazu, dass sich meine Haltung gegenüber Menschen und Organisationen auf negative Weise veränderte. Weil ich so felsenfest von der Überlegenheit unserer Idee überzeugt war und mich ganz mit ihr identifizierte, wurde ich überheblich. Als ich das schließlich merkte, musste ich mich zurückziehen und mir genügend Zeit nehmen, um darüber nachzudenken und mit absoluter Ehrlichkeit in mich zu gehen. Es machte mich betroffen, dass ich so überheblich geworden war. Ich hatte meiner Umwelt gegenüber ganz unbewusst eine arrogante Haltung eingenommen, aus dem Gefühl heraus, dass wir – und damit auch ich – etwas Besseres seien, dass wir allen anderen Ideologien, Organisationen und Institutionen überlegen und daher bedeutsamer seien! Wenn ich ehrlich war, musste ich diese Einstellung als das zerstörerische Böse das es war, erkennen und anerkennen. Danach war ich froh, dass die Wahrheit und mein Gewissen mir wieder geholfen hatten, das Böse, das in mich eingedrungen war - man kann es auch Sünde nennen - zu erkennen und zu überwinden.

Solche Selbsterkenntnis durch Ehrlichkeit musste ich noch oft anwenden. Mich plagte manchmal der Gedanke, dass es dem Bösen offensichtlich immer wieder gelingt, das Gute im Menschen zu infiltrieren, um es dann zu benutzen oder zu manipulieren, Böses zu bewirken. Wenn das so war, konnte dann nicht das Schreckliche eintreten, dass die Ideologie des Guten ebenso gefährlich für die Menschheit werden kann wie die Ideologie des Bösen?

Ich muss gestehen, dass bei meinem Versuch, die Gründe für den Ausbruch des Kalten Krieges und für die Entwicklung der ideologischen Konfrontationen zu verstehen, so wie ich es erlebte, viele Fragen offen blieben und mein Verständnis an seine Grenzen stieß. Meine Existenzgrundlage war ja nur das, was in mir selber lebte. Darum bedeutete es mir viel, unterwegs Menschen kennenzulernen, die eine zentrale Rolle sowohl im Kampf für und gegen den Nazismus als auch für und gegen den Kommunismus spielten oder gespielt haben. Wesentliche Dinge lernte ich gerade von einigen bedeutenden Persönlichkeiten, die beide totalitäre Ideologien bekämpft und unter beiden gelitten hatten.

Nachspiel

Eines Nachts vor nunmehr bald neun Jahren erwachte ich plötzlich aus dem Schlaf, und eine Reihe gestochen scharfer Bilder zog lebendig auf meinem inneren Bildschirm vorbei: Alles, was ich den Deutschen in der Akershus-Festung angetan hatte. Das Erlebnis wurde so stark, dass ich nicht anders konnte, als von neuem über das Ganze nachzutrübeln. In der nächtlichen Stille wurde mir bewusst, dass ich bis dahin noch nie darüber nachgedacht hatte, wie die Deutschen meine Gewalttätigkeit und meinen Zorn erlebten. Mir wurde klar: Was auch immer mir die Deutschen angetan hatten gab mir nicht das Recht, ihnen mit gleicher Münze heimzuzahlen. Eine Wahrheit ging mir nun auf, an die ich früher nicht gedacht hatte: Egal was andere mir an Unrecht und Bösem zufügen – ich allein bin für das Unrecht und das Böse verantwortlich, das ich selber anderen antue. Und wo ich es kann, muss ich das, was ich falsch gemacht habe, in Ordnung bringen.

Damals drängte sich mir der Gedanke auf: «Falls Heilmann (dem ich den Eimer Wasser ins Gesicht geworfen hatte) noch am Leben sein sollte, will ich ihn aufsuchen und ganz offen mit ihm reden.» Ich begann also damit, mich zu erkundigen, wo es Informationen über ihn geben könnte, und nach einer Weile erhielt ich vom Bundeszentralarchiv die Mitteilung, dass Heilmann im Juni 1951 aus der Gefangenschaft in Norwegen entlassen und nach Hamburg geschickt worden sei. Er müsse irgendwo in einem kleinen Dorf in Süddeutschland wohnen.

Es ergab sich, dass ich drei Tage nach Erhalt dieser Information mit dem Wagen nach Deutschland und in die Schweiz reisen wollte. Nun kann ich ihn aufsuchen, dachte ich, nahm die Unterlagen mit, die ich vom Bundeszentralarchiv bekommen hatte, und fuhr los. Die erste Nacht in Deutschland verbrachte ich bei guten Freunden in Wuppertal. Ich erzählte ihnen von meinem Vorhaben. In kürzester Zeit hatte mein Gastgeber herausgefunden, dass es in Deutschland gegenwärtig 85 Personen namens Wilhelm Heilmann gab. Er hatte eine CD-ROM mit den Adressen aller Einwohner des Landes. Ich fragte ihn, ob er auch klären könne, wie viele von ihnen in Süddeutschland wohnten.

Im Nu stellte er fest, dass es dort 25 Wilhelm Heilmann gab, und so brach ich Richtung Süden auf.

Als ich mich dem Gebiet näherte, wo Heilmann wohnen sollte, bekam ich kalte Füße. Wie so oft fühlte ich mich hilflos und verspürte keine große Lust, weiter zu fahren. Allein schon der Gedanke, 25 Menschen aufsuchen zu müssen, um den richtigen Heilmann zu finden, steigerte das Unbehagen. Aufgeben kam natürlich nicht in Frage, aber mir war ganz unklar, wie ich vorgehen sollte. Da wandte ich mich wieder an Gott, vertraute ihm an, dass ich unsicher und ratlos sei, und bat ihn, mir zu helfen, einen Menschen zu finden, der mich auf die richtige Spur bringen konnte.

Als ich dann ins Zentrum einer mittelgroßen Stadt hinein fuhr, bemerkte ich einen Fleischerladen, der gerade geschlossen werden sollte. Da fiel mir plötzlich ein, dass Heilmann ja gelernter Fleischer war – warum also nicht in den Laden gehen und dort fragen! Ich traf drei Frauen, die eben herauskamen, und fragte sie, ob sie Wilhelm Heilmann kannten, aber keine hatte von ihm gehört. «Warten Sie mal», sagte die älteste Frau, «vielleicht kennt ihn mein Mann.» «Heilmann hat in Hinterbach gelebt, aber er wohnt nicht mehr da », sagte dieser, «wo er jetzt wohnt, weiß ich nicht und auch nicht, ob er noch am Leben ist. Wenn Sie aber nach Finkenbach weiter fahren, finden Sie da ein Hotel. Die Besitzerin, Frau Hering, ist eine nahe Verwandte von Heilmann und kann Ihnen alles über ihn sagen.»

Ich sprang in den Wagen und raste davon. Ich fand das Hotel, und nach einer längeren Wartezeit tauchte die Besitzerin auf. Ich sagte ihr, dass ich gerne ihren Verwandten Wilhelm Heilmann treffen würde. «Wilhelm», antwortete sie, «ist vor fünf Jahren gestorben, und seine Frau, meine Kusine, starb noch vor ihm. Aber ihre Kinder leben in Darmstadt.» Sie erzählte, dass Heilmann, als er aus der Kriegsgefangenschaft in Norwegen heimgekehrt war, zu ihr gekommen sei und sie gefragt habe, ob er bei ihr unterkommen könne, bis er Arbeit gefunden habe.

Ich erfuhr auch, dass das Haus der Familie in Darmstadt bei einem alliierten Bombenangriff getroffen wurde, als Heilmann in Norwegen war. Sein Vater, seine Mutter und vier seiner Geschwister kamen ums Leben. Es sei unmöglich gewesen, sie zu identifizieren und so habe man sie zusammen mit dreihundert anderen, die bei dem Angriff ebenfalls getötet wurden, in einem Gemeinschaftsgrab bestattet. Das

hatte ich nicht gewusst, und es bewegte mich zutiefst. So hatte auch er das Seine zu tragen gehabt. Ich entschloss mich, Frau Hering den Grund zu erzählen, warum ich gekommen war, um ihren Verwandten zu treffen. Ich legte alles ehrlich und offen auf den Tisch. Das Gespräch führte uns in eine tiefere Dimension hinein, wo die Leiden, die ihre Familie und meine Familie durchgemacht hatten, eine Erfahrung wurden, die uns vereinte. Danach machte ich einen Spaziergang, um zur Ruhe zu finden. Als ich zurückkam, sagte Frau Hering: «Ich habe gerade Elfriede, Wilhelms Tochter, am Apparat, und sie würde gerne mit Ihnen reden.» Sie gab mir das Telefon. Eine Stimme meldete sich: «Elfriede.» Das kam für mich etwas plötzlich, aber ich konnte mich soweit sammeln, dass ich zu sagen vermochte: «Ich habe Ihren Vater während des Krieges in Norwegen getroffen und bin hierher gekommen, weil ich gerne mit ihm hätte reden wollen.» «Worüber wollten Sie mit ihm reden?», fragte sie. «Wir waren keine Freunde», antwortete ich, «er war Wärter und ich war Gefangener.» Dann erzählte ich ihr im Einzelnen, was ich in Akershus getan hatte und wie das Ganze wieder in mir aufgestiegen war, als ich unlängst nachts erwachte. «Es ist mir ein derart starkes Anliegen geworden», fuhr ich fort, «dass ich intensiv nach Ihrem Vater gesucht habe. Ich wollte ihm sagen, dass das, was ich damals tat, Unrecht war, dass es mir aufrichtig leid tut und dass ich ihn bitten wolle, mir zu vergeben.» Es wurde still am anderen Ende des Drahtes. Dann vernahm ich eine klare, feste Stimme: «Ich vergebe Ihnen. Und ich weiß, dass auch mein Vater dies getan hätte.»

Bevor ich nach Norwegen zurückfuhr, besuchte ich Elfriede und ihren Mann in Darmstadt. Wir verbrachten zusammen einige unvergessliche Stunden. Wir gingen auch auf den Friedhof, standen dort schweigend nebeneinander, und ich legte drei rote Rosen auf Heilmanns Grab.

Im Schweigen empfanden wir einen Frieden, der uns verband. Und auf seltsame Weise spürte ich im Herzen und in meiner Seele, dass Gott getilgt hatte, was ich Heilmann, den anderen und mir selber Böses zugefügt hatte. Es war, als ob alles Trennende wegfiel, und zum ersten Mal empfand ich in meinem Innern eine Nähe zu Heilmann, in der wir als Menschen eine Einheit geworden waren, dass Gott uns veröhnt und eine tiefe Wunde des Lebens und unserer Zeit geheilt hatte.

Das Unerwartete

Schuld und Sühne, Verantwortung, Vergebung und Versöhnung sind zu Schlüsselwörtern in den erregten und rachedurstigen heutigen Zeiten geworden. Böse Kräfte wüten überall. Daher gilt es, das Böse zu überwinden und dem Guten zum Sieg zu verhelfen und es in unserer Umgebung wirksam werden zu lassen. Wenn ich möchte, dass die Welt sich verändert, genügt es nicht, dies bloß zu wünschen. Man muss es wollen. Tun. Es reicht nicht, den Zeigefinger zu erheben und alles zu verdammen. Vorurteile verdummen. Das einzig Vernünftige ist, bei mir selber zu beginnen. Ich muss mir alles Geschehen in meiner Umwelt zu Herzen nehmen und mich darum bemühen, zu allem verantwortlich Stellung zu nehmen. Ich muss mich für das Gute einsetzen, gleich, wo ich mich auf der Welt auch befinden mag.

Die Ereignisse im Gefängnis an der Møllergate 19, in den Gefangenenlagern Grini und Momarka, wo ich im Vorzimmer des Todes saß und auf ihn wartete, und dann das Leben und die Freiheit geschenkt bekam, sind für mein Leben äußerst entscheidend gewesen. Zwei Haltungen kristallisieren sich daraus, die für mein Tun bestimmend geworden sind, liebe Patenkinder. Es wird schwierig sein für euch, mich ganz zu verstehen, wenn ihr nicht wisst, was mich im Innersten antreibt. Ich will daher versuchen, zu erklären, welches diese zwei Lebenseinstellungen, diese Kraftquellen sind. Vielleicht habt ihr ja in dem bisher Gelesenen bereits etwas davon erahnt.

Die mich motivierenden Kräfte habe ich mir nicht selbst beigebracht, sie sind nicht etwas, worauf ich von selbst gekommen wäre. Sie sind mir vielmehr geschenkt und durch Erfahrungen gestärkt worden. Sie sind oft aus Schmerzen heraus entstanden, Schmerzen, an denen ich selber schuld war, weil ich mich gegen irgendetwas sträubte. Ich zögerte Entscheidungen hinaus, die ich zu treffen hatte. Erst wenn ich die in mir selbst erlebte Wahrheit ganz bewusst akzeptierte, lernte ich den Weg zu innerer Freiheit und Weiterentwicklung erkennen und finden. Das ist für mich ein Mysterium – ein Mysterium des Lebens. Es wird für immer ein Geheimnis bleiben.

Die eine Kraftquelle besteht darin, dass ich bewusst «Gottes Internet» suche und das dort Gefundene anwende. Durch jahrelange Erfahrung weiß ich, dass mir Gottes Geist vermittelt werden kann, wenn ich auf ihn lausche. Und wenn ich ihm gehorche, geschieht etwas. Das Seltsame ist, dass «Gottes Internet» mir meist unerwartet und überraschend zu Hilfe kommt!

Zum anderen habe ich mich bewusst entschieden, dem Imperativ der Wahrheit und des Gewissens zu folgen. Auch das ist aus den eigenen Lebenserfahrungen hervorgegangen. Und nun sollt ihr sehen, was sich daraus für Möglichkeiten ergeben.

In der zweiten Hälfte der 1950er Jahre herrschte zwischen Norwegen und der Bundesrepublik Deutschland ein ebenso gespanntes Verhältnis wie es auch zwischen Deutschland und den anderen europäischen Ländern noch der Fall war, die von Hitler-Deutschland besetzt gewesen waren. Ein wichtiger Grund dafür war die Forderung nach Entschädigung für die politischen Gefangenen, die in deutschen Gefängnissen und Konzentrationslagern geschmachtet hatten. Es ging auch um die Unterstützung für Witwen, deren Männer entweder hingerichtet worden oder in der Gefangenschaft gestorben waren. Diese Fragen waren schon zu Beginn der fünfziger Jahre aufgekommen, aber die deutsche Regierung hatte bis dahin keine konkreten Antworten oder Pläne zur Lösung des Problems vorgelegt.

Nun war die Bundesrepublik aber wieder ein wohlhabendes Land geworden und die meisten, die unter den Deutschen gelitten hatten, fanden, dass es an der Zeit sei, diese Frage energisch aufzugreifen und zu lösen. Mich beschäftigte die Sache sehr, weil mir schien, dass die Stimmung in Norwegen gegen Deutschland immer gereizter und unbeherrschter wurde, wie das in den heftigen Angriffen in Presse und Rundfunk zum Ausdruck kam. Ein solches Verhalten war meiner Ansicht nach unseres Landes unwürdig. Die Lage war verfahren. Das Außenministerium in Oslo fand die Situation höchst schwierig.

Im Sommer 1958 war ich in Deutschland. Bei einem Aufenthalt in Bonn erhielt ich die Gelegenheit zu einem längeren Gespräch mit Dr. Theodor Oberländer, dem Bundesminister für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte in der Adenauer-Regierung. Dabei zeigte sich deutlich, dass auch die deutsche Regierung an einer konstruktiven Lösung dieser überaus heiklen Angelegenheit interessiert war und über die Wendung, die das Ganze genommen hatte, nicht

erfreut sein konnte. Sowohl Adenauer als auch Oberländer waren fest entschlossen, die Probleme zu lösen, aber es zeigte sich auch, dass die Frage aus Sicht der Deutschen komplizierter war, als ich gehant hatte.

Zurück in Norwegen wurde ich von anderen Dingen in Anspruch genommen. Der Verlag «Land und Kirche» hatte ein von mir eingereichtes Manuskript angenommen. Meine Tage waren damit ausgefüllt, Korrektur zu lesen. Während ich damit beschäftigt war, schoss mir eines Nachmittags wie ein Blitz ein Gedanke durch den Kopf, der ebenso überraschend und unerwartet wie einfach und klar war: «Suche den norwegischen Ministerpräsidenten Gerhardsen auf und frage ihn, ob du in der Angelegenheit der Gefangenenentschädigung irgendwie behilflich sein kannst! Erzähl ihm, dass du zwei Minister der Adenauer-Regierung kennst, die zu einer Zusammenarbeit hinsichtlich einer Lösung in dieser Frage bereit sind.»

Das hört sich ja vernünftig an, dachte ich, und fuhr fort, Korrektur zu lesen. Am nächsten Morgen rief ich im Büro des Ministerpräsidenten an und erfuhr, dass er in den Bergen sei. Zwei Tage später fuhr ich auch dort hin. Freunde von mir hatten eine Hütte in Gálá, die ich benutzen konnte. Mit einem Notizbuch bewaffnet, in dem ich neun Punkte zur Entschädigungsfrage notiert hatte, machte ich mich Richtung Baukholgrenda auf, wo Gerhardsen, eine Wegstunde entfernt, seine Hütte hatte.

Nur noch ungefähr 500 Meter von der Hütte entfernt, erlebte ich einen Sturmangriff von Anfechtungen. «Was glaubst du denn, wer du bist? Das ist ja völlig hirnverbrannt! Vergiss nicht, dass du ein Nichts bist, ein absolutes Nichts.» Zweifel und Angst versuchten, mich k. o. zu schlagen. Ich habe selten Angst, aber nun hatte ich Angst. In einem Augenblick der Verzweiflung kehrte ich um und wollte wieder nach Gálá zurückgehen. Als ich mich umwandte, sah ich einen großen Felsblock vor mir. Etwas in mir ließ mich niederknien, mich gegen den Fels lehnen und beten. Ich sagte zu Gott, dass ich Angst hätte und nicht fähig sei, dies zu tun, aber wenn es sein Wille sei, dass ich es dennoch tue, so möge er mir Kraft schenken, es auszuführen. Ich stand auf und ging das letzte Stück bis zur Hütte.

Gerhardsen war dabei, Holz zu hacken. Wir setzten uns jeder auf einen Holzklotz und plauderten über alles mögliche. Nach einer Weile rief uns Frau Gerhardsen herein. Sie hatte Kaffee und Waffeln anzubieten, und das war genau das Richtige. So zog ich denn nach einer

Weile mein Notizbuch hervor und legte dem Ministerpräsidenten dar, was ich mir ausgedacht hatte. Er hörte zu und war offensichtlich daran interessiert. Dann entwickelte er seine eigenen Ideen zur Sachlage. Ihm schien die Angelegenheit im Augenblick völlig verfahren, aber er wünschte sich, dass sie gelöst werden könnte. Ihm war klar, dass Deutschland niemals für all die Leiden bezahlen konnte, die Hunderttausende von Gefangenen durchgemacht hatten. Niemand könnte das. Doch wenn die deutsche Regierung zu einer symbolischen Entschädigung bereit wäre für diejenigen, die gelitten hatten, und für die Witwen, die ihre Männer in den Lagern oder durch Hinrichtung verloren hatten, dann würde dies viel bedeuten. Es würde viele Wunden heilen, meinte er.

Dann äußerte er einige Gedanken, die mich faszinierten. Er hatte sich gefragt, ob es für die deutsche Regierung nicht klug wäre, zuerst zu versuchen, ein Abkommen mit einigen kleineren Ländern zu erreichen. Er hatte dabei an Norwegen, Dänemark und Holland gedacht. Dies könnte vorteilhaft sein, meinte er, und möglicherweise sogar einen Ausweg aus der festgefahrenen Situation zeigen.

Wir kamen überein, dass ich dies in Bonn vorbringen sollte. Ich fuhr dorthin und verbrachte einen Abend mit Minister Oberländer. Nach ein paar Tagen trafen wir uns wieder, und da konnte er berichten, dass Adenauer dankbar für Gerhardsens Anregungen sei und sich dafür einsetzen wolle, sie zu realisieren. Es habe Adenauer berührt, dass der Ministerpräsident eines vormals besetzten Landes, der selber Gefangener in einem deutschen Konzentrationslager gewesen war, einen so konstruktiven Vorschlag machte. Sein Vertrauen zu Gerhardsen wuchs dadurch und er wollte in dieser Sache mit Norwegen zusammenarbeiten.

Etwas später, bevor ich nach Oslo zurückkehrte, hatte ich nochmals ein längeres Gespräch mit Oberländer, aus dem klar hervor ging, dass Adenauer es gerne sehen würde, wenn Oberländer zu einer Unterredung mit Gerhardsen über das weitere Vorgehen zur Lösung der Entschädigungsfrage nach Oslo führe. Ich wurde gefragt, ob ich dies dem Ministerpräsidenten übermitteln könne. Ich versprach, es zu tun.

Ich blieb noch etwas länger in Bonn, um mich noch intensiver in die Situation Deutschlands einzuleben. Und das war gut, wie sich erweisen sollte. Ich lernte einiges über die Gründe, warum die Angelegen-

heit mit den Gefangenenschädigungen sich derart in die Länge zog.

Ich weiß nicht, wann und wie es zustande gekommen ist, aber irgendwann hatten neun alliierte Staaten in der NATO eine Neuregelung beschlossen, wonach sämtliche Entschädigungsansprüche dieser Staaten an die Bundesrepublik koordiniert und die Abwicklung zentral durch die französische Botschaft in Bonn vorangetrieben werden sollten. In der Praxis lief das darauf hinaus, dass die deutsche Regierung das, was sie künftig als gesamte Entschädigungssumme zu entrichten verpflichtet und in der Lage war, den Alliierten durch die französische Botschaft in Bonn zukommen lassen musste. Die Alliierten in der NATO wiederum sollten dann den Gesamtbetrag, den die deutsche Regierung aushändigen würde, unter sich verteilen. Als ich das hörte, konnte ich ahnen, dass diese Regelung leicht zu internen Streitigkeiten in der NATO führen könnte.

Es hatte auch zur Folge, dass keines der ehemals besetzten Länder in Sachen Gefangenenschädigung Kontakt mit dem deutschen Außenministerium mehr aufnehmen konnte. Alles musste über die französische Botschaft in Bonn laufen. Im weiteren bedeutete es, dass das deutsche Auswärtige Amt hinsichtlich der Gefangenenschädigung keine selbständigen bilateralen Verhandlungsbeziehungen zum norwegischen Außenministerium oder zu den entsprechenden Ministerien der anderen NATO-Alliierten aufnehmen durfte.

Ich war schockiert, als mir das klar wurde, besonders aus zwei Gründen. Erstens zeigte sich, dass die verschiedenen alliierten Länder auch dazu ermuntert wurden, ihre Forderungen so hoch wie möglich anzusetzen. Die Devise lautete: Wir wollen aus Deutschland so viel herausholen, wie wir können. Beispielsweise erfuhr ich von der Forderung eines Landes, die siebenmal höher war, als die Summe, die ihm tatsächlich zustand. Andere Länder machten es ähnlich, und damit wurde der Gesamtentschädigungsanspruch in derart astronomische Höhen getrieben, dass Bonn ihn nicht erfüllen konnte. Dadurch wurde die Lage nur noch verzwickter.

Es gab noch einen anderen Faktor, der die deutsche Regierung auf der Hut sein ließ. Professor Hans Koch beriet die Regierung in den die Sowjetunion und Osteuropa betreffenden Fragen. Er wusste auch gut Bescheid über das Geschehen in der DDR. Aufgrund seiner Kenntnisse meinte er, dass die Regierung in Ostberlin es sich zu einem ihrer stra-

tegischen Ziele gemacht habe, die Angelegenheit der Gefangenenentschädigung auszunutzen, um Bonn zu diskriminieren und die NATO-Alliierten zu spalten, wenn es um die Verteilung der Gelder ging.

Inwieweit dies den Tatsachen entsprach, kann ich nicht beurteilen. Bei einer Begegnung mit Professor Koch erhielt ich jedenfalls den Eindruck, dass er wusste, wovon er redete. Nach und nach wurden aus allen Richtungen Attacken wegen der Entschädigungsfrage gegen die Regierung in Bonn geritten. Aus der Art und Weise, wie sich das Ganze entwickelte, musste man schließen, dass hier auch Großmacht-politik mit im Spiel war. Aber ich behielt meine Erkenntnisse vorläufig für mich.

Nach meiner Überzeugung musste vor allem die von den NATO-Alliierten beschlossene Regelung geändert werden. Es erschien mir völlig widersinnig, dass in dieser Sache weder das Auswärtige Amt in Bonn noch die einzelnen alliierten Länder Kontakt miteinander aufnehmen durften, sondern ausschließlich durch die französische Botschaft miteinander verkehren mussten.

Damit wurde doch das Allerwichtigste verhindert. Deutschland musste ein neues und besseres Verhältnis zu seinen früheren Feinden finden. Für Bonn war es eine politische und moralische Kernfrage von existenzieller Bedeutung, wegen der Verbrechen der Hitler-Zeit mit jedem einzelnen betroffenen Land eine Wiedergutmachung anzustreben. Es ging nicht nur um eine technische Begleichung von Schulden, sondern auch um eine innere Haltung und eine Chance für Bonn, Versöhnung mit einem jeden der früheren Feinde zu finden.

Als ich wieder in Oslo war, kam es zwischen dem Ministerpräsidenten und mir zu einer wertvollen Unterredung in seinem Büro. Ich trug Gerhardsen das Anliegen der deutschen Regierung an ihn vor. Und dann musste ich ihm einfach erzählen, was mir selber über die Umstände aufgefallen war, die im Zusammenhang mit der eigentlichen Entschädigungsfrage standen, auch meine Empfindungen über die Regelung mit der französischen Botschaft in Bonn. Ich schilderte ihm, wie festgefahren die Situation für Deutschland in dieser Angelegenheit tatsächlich war, soweit es den Kontakt mit den früheren Feinden betraf und sagte, nach meiner Auffassung müsse Norwegen diese unzumutbare Regelung aufkündigen und selber eine direkte Beziehung zum Auswärtigen Amt in Bonn suchen. Wir müssten der deut-

schen Regierung eine Möglichkeit geben, in dieser wichtigen Sache mit uns direkt in Beziehung zu treten, da es nicht nur um eine finanzielle, sondern auch um eine Angelegenheit von hoher moralischer Bedeutung ging.

Darüber hinaus war es mein Eindruck, die deutsche Regierung wisse genau, dass der gesamte Entschädigungsanspruch, den die französische Botschaft in Bonn der Bundesrepublik Deutschland gegenüber erhoben hatte, in unververtretbare Höhen hinaufgeschraubt worden war, die den wirklichen Verhältnissen in den Ländern der NATO-Alliierten nicht entsprachen. Es waren unredliche Zahlenangaben, die nur dazu führen konnten, die Beziehungen zu Bonn empfindlich zu belasten.

Wenn Norwegen willens wäre, in seinem Entschädigungsanspruch so ehrliche Zahlen wie möglich anzugeben, dann würde dies nach meiner Überzeugung unserer Sache sehr förderlich sein. Gerhardsen teilte diese Meinung.

Bei unserem nächsten Treffen bat er mich, wegen der Entschädigungsfrage eine Unterredung mit Oberländer in die Wege zu leiten. Nach mehreren Telefongesprächen mit Oberländer wurde beschlossen, dass der Bundesminister über das Wochenende vom 13./14. Dezember 1958 nach Oslo kommen würde. Das Treffen fand an einem geheimen Ort in einem Privathaus statt.

Die schwierigen Fragen wurden von beiden Gesprächspartnern offen und ehrlich angegangen, und nach wenigen Stunden wurde eine für beide Seiten zufriedenstellende Lösung gefunden. Wichtig war dabei folgendes: Um bilaterale Verhandlungen zwischen Oslo und Bonn aufnehmen zu können, war es unumgänglich, dass Norwegen sich aus der Regelung mit der französischen Botschaft herauszog. Oberländer überbrachte deshalb eine Grußbotschaft des Bundeskanzlers und eine Anfrage Adenauers an Gerhardsen, ob Norwegen in dieser Richtung tätig werden könne. Bonn waren die Hände gebunden und es konnte von sich aus selbst nichts tun; gleichzeitig aber wünschte man dort Verhandlungen mit Norwegen über eine beiderseits befriedigende Lösung. Gerhardsen konnte selbstverständlich nicht sogleich eine Antwort geben, wollte sie aber Bonn schon wenige Tage später zukommen lassen. Bald darauf erhielt ich einen Anruf vom norwegischen Außenministerium und wurde informiert, dass Norwegen die Regelung mit der französischen Botschaft aufkündigen und bilaterale Verhandlungen mit Bonn in die Wege leiten wolle.

Allmählich kamen dann die Gespräche in Gang. Diese Entwicklung war von großer Bedeutung, weil sich dadurch auch der Weg zu bilateralen Verhandlungen mit Dänemark und Holland öffnete. Am 7. August 1959 wurde ein Abkommen zwischen Norwegen und Deutschland unterzeichnet. Im Großen und Ganzen wurde es in Norwegen mit Befriedigung aufgenommen. Am 24. August kam es zur Unterzeichnung eines Abkommens zwischen Dänemark und Deutschland und am 8. April 1960 zwischen Holland und Deutschland. Letzteres erfolgte etwas später, weil mit Holland auch noch einige Grenzfragen zu bereinigen waren.

Gerhardsens Vision hatte sich verwirklicht, und die deutsche Regierung war ihm sehr dankbar, da sie nun direkte Verhandlungen über die finanziellen und moralischen Entschädigungsansprüche mit jedem einzelnen Land vorantreiben konnte.

Was Norwegen betraf, so wurde die Entschädigungsfrage auf höchster Ebene gelöst. In der Schlussphase ging es um die Zahlung von mehreren Millionen D-Mark, um Norwegen zufrieden zu stellen. Das war schwierig, denn alle deutschen Ministerien waren knapp bei Kasse. Oberländer sagte mir, er würde gerne etwas aus seinem Ministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte entrichten, aber es sei nicht möglich. Es seien in dieser Zeit so viele Flüchtlinge aus der DDR gekommen, dass man das Budget längst überzogen habe. Aber er könne bekannt geben, dass Minister Ludwig Erhard Norwegen helfen wolle und der Sache seine Unterstützung angegedeihen lassen würde. Aus seinem Wirtschaftsministerium entrichtete dieser einen derart hohen Beitrag, dass Oberländer und alle anderen Minister höchst überrascht waren. Erhards Beitrag führte zum letzten deutschen Angebot von 60 Millionen D-Mark, und damit konnte sich Norwegen einverstanden erklären und zufrieden geben. Da Erhard sich derart großzügig einsetzte, um Norwegen zu helfen, bin ich versucht zu fragen, ob dies vielleicht etwas mit seinem ersten Norwegenbesuch im Mai 1958 zu tun haben mochte.

Dieser Besuch beschäftigte mich damals, weil ich vierzehn Tage vor Erhards Eintreffen unter der Hand erfuhr, dass bei seiner Ankunft am Flughafen Fornebu Demonstrationen gegen ihn geplant waren. Ich fand, er müsse davon unterrichtet werden. Daher informierte ich ihn in einem Brief und berichtete auch, welche Kräfte dahinter stünden. Ich schrieb zudem einiges über die Situation in Norwegen, sowie über

die Persönlichkeiten, die er treffen würde, und gab ihm etwas Hintergrundinformation, die ihm vielleicht hilfreich sein konnte. Den Brief ließ ich ihm durch Oberländer zukommen.

Einige Tage, bevor Erhard kam, entwarf ich eine Erklärung, in der der deutsche Minister in Norwegen willkommen geheißen wurde. Sechs führende Widerstandsleute aus der Besatzungszeit unterzeichneten sie mit Freude. Ein guter Freund bezahlte einige besondere Rosen, die ich ihm mit dem Brief überreichen lassen wollte. Von Oberländer hatte ich erfahren, welches Erhards Lieblingsrosen waren, und konnte 21 davon besorgen. Danach ging ich ins Grand Hotel an der Karl-Johan-Straße und erklärte mein Anliegen. Sie halfen mir dort, indem sie eine schöne Vase auftrieben und die Rosen darin arrangierten. Ich konnte sie zusammen mit dem Begrüßungsbrief in die Suite stellen, die für ihn vorgesehen war.

Erhard sollte in der alten Aula der Universität eine Rede halten, und ich ging mit rund vierzig Freunden hin. Wir verteilten uns je zu dritt im ganzen Saal, denn wir wollten ihn während der Rede unterstützen. Wir hörten aufmerksam zu und applaudierten an den passenden Stellen und taten, was wir in unauffälliger Weise tun konnten, um die Stimmung zu heben. Als Erhard geendet hatte, standen wir auf und spendeten ihm großen Applaus. Alle anderen stimmten mit ein und ehrten ihn auf eine echte und herzliche Weise. Das muss ihm etwas bedeutet haben.

Am Samstag, den 24. Mai 1958, würdigte der Redakteur des *Arbeiderbladet*, Olav Larssen, Erhards Besuch mit einem außergewöhnlichen Leitartikel. Er schrieb unter anderem: «Es ist das erste Mal nach dem Krieg, dass ein offizieller Vertreter Deutschlands hierzulande auf diese Art begrüßt wurde. Wir fassen dies als Ausdruck dafür auf, dass der Wunsch nach Zusammenarbeit auf der von Erhard umrissenen Grundlage auf Gegenseitigkeit beruht.»

Acht Jahre später kam Ludwig Erhard auf Staatsbesuch nach Norwegen, nun als Bundeskanzler Deutschlands. Es wurde ein herzlicher und bedeutsamer Besuch. Vor der Abreise nach Deutschland gaben der Bundeskanzler und seine Gattin zu Ehren von Ministerpräsident Borten und seiner Gattin und 150 führenden Persönlichkeiten des Landes ein Bankett im Grand Hotel. Zu meiner großen Überraschung wurden auch ich und Frau Hovelsen eingeladen! Ich verstand nicht und dachte, es müsse ein Missverständnis sein. Trotzdem rief ich die deut-

sche Botschaft an, dankte für die Einladung und ließ sie wissen, dass ich alleine käme, da ich nicht verheiratet sei. Der Person, mit der ich sprach, entging mein Erstaunen über die Einladung wohl nicht, denn sie erklärte mir, der Bundeskanzler selber habe es so gewünscht.

Lange nachdem die Entschädigungsfrage gelöst war, wurde mir eines Tages plötzlich bewusst, welches Vertrauen mir unser Ministerpräsident erwiesen hatte. Die Freiheit und Verantwortung, die mir Gerhardsen gewährte, waren etwas ganz und gar Außergewöhnliches. Das hatte ich mir bis dahin gar nicht überlegt, aber nun fand ich, dass ich ihm bei Gelegenheit dafür danken musste. Als er dann einmal in unserer Gegend einen Vortrag für Jugendliche hielt, entschloss ich mich, ihm einige Worte des Dankes zu sagen, wenn ich ihn mit dem Auto wieder zurück fuhr. Und das tat ich. Er antwortete: «Nicht du hast uns zu danken, sondern wir dir. Denn durch das, was du getan hast, haben wir diese vorteilhafte Lösung erzielt.» Das rührte mich zutiefst.

Aber nicht alle waren gänzlich zufrieden mit dem Endergebnis. Sie wollten mehr. Wenn Gerhardsen von der «vorteilhaften Lösung» sprach, hatte er aber den Nagel auf den Kopf getroffen. Es ist doch interessant zu wissen, dass der Plan, den die Alliierten in der NATO als gemeinsame Lösung und Steuerung durch die französische Botschaft in Bonn vorgelegt hatten, für Norwegen eine Entschädigung von 30 Millionen Deutsche Mark vorsah. Dadurch, dass Norwegen sich dieser Regelung entzog und direkte Verhandlungen mit dem Auswärtigen Amt in Bonn aufnahm, erhielten wir schließlich das Doppelte an Entschädigung, eben 60 Millionen D-Mark. Davon erfuhr ich, als ich mich im Außenministerium in Oslo durch einen Stapel von Dokumenten zur Entschädigungsfrage las.

Ich hatte das große Glück, unserem großen Landesvater in enger Freundschaft verbunden zu sein, seit wir uns 1944 im Gefangenenlager Grini zum ersten Mal begegnet waren. Ich erlebte die besten menschlichen Seiten an ihm, nicht zuletzt sein persönliches Interesse an Menschen und seine echte Anteilnahme an einzelnen Schicksalen. Ebenso seine Leidenschaft, für den Aufbau eines besseren Norwegen nach den Kriegsjahren, und seinen Einsatz für Versöhnung und Frieden in Europa und in der Welt. Bei den vielen Besuchen bei ihm zuhause, in seiner Hütte in Baukholgrenda und in Bærum und bei den Treffen im Regierungsgebäude lernten wir einander besser kennen. Nie vergesse ich den letzten Besuch in seinem Büro im Gebäude des

Volkstheaters am Youngstorget. Es war kurz vor meiner Abreise nach Amerika, wo ich über ein Jahr bleiben sollte, daher wollte ich mich vorher mit ihm noch einmal unterhalten. Am Ende unseres Gesprächs zog er die Tischschublade vor sich heraus und reichte mir ein Fahrtenmesser, auf dem in Silber sein Name eingeritzt war. Etwas verlegen sagte er: «Ich möchte dir gerne dieses Messer zur Erinnerung an unsere gute Freundschaft überreichen.» Er sagte, es sei ein Geschenk der Vestre Kolbu Arbeiterorganisation zum Dank für einen Vortrag, den er dort gehalten hatte.

Ich frage mich, ob er ahnte, dass dies unsere letzte Begegnung sein würde. Er hatte sich dieses Geschenk offenkundig überlegt und es vorbereitet. Während ich in Amerika war, starb er.

Manchmal kommen Überraschungen per Post. So war es an einem Sommertag im Jahre 1968, als ich eine Einladung der westdeutschen Bundesregierung erhielt, zwölf Tage lang ihr Gast in Deutschland zu sein. Ich sollte das Land besser kennen lernen und mit führenden Persönlichkeiten aus Politik und Wirtschaft, wie auch aus dem Kulturleben, die mich interessierten, ins Gespräch kommen. Man bat mich, Programmvorschläge und die Namen derjenigen mitzuteilen, die ich gerne treffen möchte. Man versicherte mir auch, dass sich die deutsche Botschaft in Oslo um das Ganze kümmern würde.

Natürlich war ich sofort Feuer und Flamme, und eines Tages bekam ich Bescheid, dass ein Besuchsprogramm für die Zeit vom 29. September bis 19. Oktober geplant war. Die Reise sollte in Berlin beginnen und in Düsseldorf enden. Der Presseattaché der Botschaft ermöglichte mir, auf eigene Rechnung noch einige zusätzliche Tage im Ruhrgebiet zu verbringen. Düsseldorf lag ja im Herzen der Gegend, in der ich so viele Jahre gearbeitet hatte. Dies war also eine willkommene Gelegenheit für mich, einige meiner alten Freunde wiederzusehen.

Dann geschah, ebenso unerwartet, etwas anderes. Ich erfuhr zufällig, dass auch Ministerpräsident Per Borten vom 21. bis 26. Oktober zu einem Staatsbesuch nach Deutschland reisen würde. Am Tag vor seiner Abreise plante ich wieder in Oslo zurück sein. Vielleicht könnte darin ein Sinn für meine Reise liegen, dachte ich mir, denn nun war es mir ja möglich, wissenswerte Entwicklungen in Deutschland zu sammeln und damit dem Ministerpräsidenten eine Vorlage zu geben, die ihm vielleicht von Nutzen sein könnte! Mein Besuch bekam damit einen klaren Fokus. Borten und ich hatten uns 1960 in New York ken-

nen gelernt. Er war damals noch Parlamentarier und einer der Gesandten des norwegischen Parlaments bei der UNO. Mit der Zeit hatten wir oft miteinander zu tun und wurden gute Freunde.

Mit diesem Ziel vor Augen brach ich auf. Zunächst drei Tage Berlin. Danach drei Tage in Bonn. Anschließend folgten je zwei Tage in München, Stuttgart und Düsseldorf. Das Ganze war vom Besucherdienst von «Inter Naciones» in Bonn-Bad Godesberg organisiert, einer halbstaatlichen Einrichtung, die sich im Auftrag der Regierung jeweils um geladene Gäste in Deutschland kümmerte. Nach den zusätzlichen Tagen im Ruhrgebiet konnte ich von Hamburg aus nach Oslo zurück fliegen.

Alles in allem hatte ich Gespräche und Interviews mit achtundzwanzig maßgebenden Persönlichkeiten aus Politik, Industrie, Finanzkreisen, Gewerkschaften sowie der Landwirtschaft, der Armee und dem Kulturleben führen können. Mit Tonbandgerät und Notizblock konnte ich einen großen und weiten Überblick festhalten über das, was die verantwortlichen Deutschen dachten und über ihre Meinung zu dem derzeitigen Geschehen in Deutschland und Europa. Abends bearbeitete ich das Material jeweils bis tief in die Nacht hinein. Ich stand unter Zeitdruck, denn ich musste ja den Bericht noch in Deutschland fertig stellen. In Oslo hatte ich nur gut zwölf Stunden Zeit, um das Ganze auf meiner Remington-Schreibmaschine abzutippen, bevor Ministerpräsident Borten nach Deutschland aufbrechen würde. Zum Faulenzen blieb keine Zeit. Jeden Morgen begann ich um fünf Uhr - für mich die herausforderndste Tageszeit. Da versuchte ich mich in der Stille zu besinnen, was ich selbst sagen und welche Fragen ich denjenigen stellen konnte, die ich während des Tages treffen würde. Dabei lernte ich, dass es in uns Menschen verborgene innere Reserven gibt, die mobilisiert werden, wenn die Herausforderungen am größten sind. Ich fing mit einem weißen Blatt Papier an. Wenn ich ganz still blieb, nachsann und horchte, tauchte eine Frage nach der anderen auf, die ich meinen Gesprächspartnern stellen könnte und ich wunderte mich darüber - woher mochten sie wohl kommen? Das Eigenartige dabei war, dass diese Fragen sich in allen Interviews und Gesprächen, die ich zu führen hatte, als überaus passend erwiesen. Sie brachten bei allen, mit denen ich zusammen sein konnte, das Beste an den Tag. Am meisten war ich darauf gespannt, wie es mir gelingen würde, mit dem früheren Bundeskanzler Ludwig Erhard in ein Gespräch zu kommen. Ich

bin ein Grünschnabel, was die Finanzwelt angeht und alles, was mit Wirtschaft zu tun hat. Trotzdem fanden die Fragen, die mir sozusagen vorgegeben wurden, bei ihm Anklang, und unser Gespräch dauerte fast anderthalb Stunden. Ich lernte eine ganze Menge aus dem, was er sagte, und wir fanden während des Interviews auch eine persönliche, menschliche Beziehung zueinander.

Man soll niemals etwas als gegeben voraussetzen. Die Besorgnisse, die ich wegen dieses Interviews gehabt hatte, waren vergeudete Zeit. Wie ich schon sagte: Wenn Hilflosigkeit und Herausforderung am größten sind und man trotzdem den Sprung in die Verantwortung wagt, kommen einem die verborgenen inneren Ressourcen und «Gottes Internet» zu Hilfe.

Der Bericht wurde fertig abgetippt und gelangte in die Hände des Ministerpräsidenten kurz bevor dieser nach Deutschland abflog. Dann geschah Folgendes: Borten kam am Freitag, den 25. Oktober, gegen Mitternacht zurück. Am nächsten Morgen rief er mich an. Doch ich war in der Zeit gerade in Stockholm. Noch am selben Tag jedoch, einige Stunden später, kamen ein Strauß mit elf Rosen und ein handgeschriebener Brief für mich vom Ministerpräsidenten. Wieder in Oslo, öffnete ich den Brief:

Lieber Hovelsen,

Ich möchte dir herzlich für all die Arbeit danken, die du im Vorfeld des Deutschlandbesuchs geleistet hast. Der Überblick war mir von großem Nutzen, und ich finde, er sollte bei der Vorbereitung solcher Unternehmen im Außenministerium Schule machen. Der Besuch ist günstig ausgefallen, glaube ich – wir kamen in recht freimütige Gespräche mit den deutschen Politikern. Eine Rolle spielte sicher auch der Umstand, dass der Besuch in eine Zeit mit solchen internationalen Verhältnissen fiel, wie wir sie derzeit leider in Europa erleben.

Nochmals herzlichen Dank!

Mit freundlichen Grüßen

Per Borten

Das hat mich sehr bewegt. Ich bin froh, dass mir die Kraft und Beharrlichkeit gegeben worden war, den Bericht zu erstellen, und dass ich ihn Borten im letzten Augenblick zukommen lassen konnte.

Hier sollt ihr nun etwas erfahren, liebe Patenkinder, was weder Borten noch sonst jemand bisher weiß. Am letzten Abend in Hamburg hatte ich mehrere Stunden lang angestrengt am Bericht gearbeitet, und nach Mitternacht war ich erschöpft, durstig und hungrig. Da ging ich zum Hamburger Hauptbahnhof, um etwas zu trinken und zu essen. Auf dem Rückweg zum Hotel war kein Mensch auf den Straßen zu sehen. Es war, als schliefe die Stadt. Da geschah etwas Merkwürdiges. Auf einmal stand eine hübsche junge Frau vor mir. Ich hatte keine Ahnung, woher sie so plötzlich kam, aber da stand sie lächelnd vor mir. Dann sagte sie: «Willst du mit mir kommen, wir werden es ganz wunderschön haben!» Ich lächelte auch, lehnte ab und ging weiter.

Es war kurz nach vier Uhr früh, als der Bericht endlich fertig war. Erst dann verspürte ich die Verlockung. Ich hatte unverschämt Lust, wieder hinauszugehen und die junge hübsche Frau zu suchen. Es war etwas Besonderes an ihr. Ich kann nicht glauben, dass sie eine Prostituierte war. Sie wollte offensichtlich kein Geld, war etwas verlegen und so wunderbar erfrischend und mädchenhaft. Aber ich ging nicht hinaus. Ich war so müde, dass ich erschöpft ins Bett sank. Eins ist auf jeden Fall sicher: Wäre ich mit der jungen Frau zu ihr nach Hause gegangen, als sie mich ansprach, hätte Borten niemals einen Bericht bekommen.

An einem Augusttag des Jahres 1970 stand ich wieder einmal im Hamburger Hauptbahnhof und wartete auf den Zug nach Basel. Ich war auf dem Weg zu einer Weltkonferenz in der Schweiz. «Besorg dir eine deutsche Zeitung», sagte mir eine innere Stimme. In höchster Eile kaufte ich mir *Die Welt*. Unterwegs las ich, dass der deutsche Bundespräsident Gustav Heinemann im September zu einem Staatsbesuch nach Norwegen kommen werde. Die Tatsache dass er uns besuchen würde, hatte ich gewusst, denn die Nachricht hatte in der norwegischen Presse gemischte Gefühle geweckt. Es gab Gruppen, die während des Besuches demonstrieren und dem deutschen Präsidenten zeigen wollten, dass er unerwünscht sei. Das beschäftigte mich. Ich dachte, 25 Jahre nach der Befreiung und in einer Zeit, in der Europa im Bemühen, die düstere Vergangenheit hinter sich zu lassen, große Fortschritte gemacht hatte, sollten auch wir Norweger dazu fähig sein.

Während der Zug dahin sauste, dachte ich lange darüber nach. Es muss in der Nähe von Frankfurt gewesen sein, als mir die Idee kam, Bundespräsident Heinemann aufzusuchen und ihn zu interviewen. Mit einem Zeitungsartikel konnte ich vielleicht dazu beitragen, sei-

nen Staatsbesuch auf sinnvolle Weise vorzubereiten. Der Gedanke beschäftigte mich immer mehr, und als ich in Montreux ankam, hatte ich zwölf Fragen formuliert, die wichtig genug erschienen, sie ihm zu stellen. Ich muss gestehen, ich fand die zwölf Fragen ausgezeichnet. Darum war ich mir sicher, dass alles gut gehen würde, falls ich Gelegenheit bekommen würde, ihn zu interviewen.

Ich schrieb Bundespräsident Heinemann einen Brief, in dem ich ihm ein Treffen vorschlug, das der Vorbereitung seines Staatsbesuches in Norwegen dienen könne. Ich nannte ihm die Tage, an denen ich in Bonn sein würde, und schlug vor, dann mit ihm Kontakt aufzunehmen, um die Möglichkeit eines Gesprächs abzuklären. Als ich nach Bonn kam, wurde mir mitgeteilt, dass der Bundespräsident mich am folgenden Vormittag um 11 Uhr erwarte.

Früh am nächsten Morgen studierte ich meine zwölf Fragen nochmals, durchblätterte einige Zeitungen, las in der Bibel und wurde still. Dabei kamen mir höchst unerwartete Gedanken: «Lass alle Fragen weg, nimm weder Tonbandgerät noch Notizblock mit, sondern erzähle dem Präsidenten einfach ein wenig von dir selber, von Norwegen und den Menschen, die er treffen wird.»

Ich war erschüttert und dachte, das könnte doch nicht richtig sein. Ein Journalist kann doch kein Interview führen, ohne eine Frage zu stellen, murmelte ich vor mich hin. Mit einem Mal fühlte ich mich hilflos und unsicher. Die zwölf Fragen hatten mir so etwas wie Sicherheit und Schutz gegeben. Nun stand ich ohne Stützen da. Ich horchte nochmals in mich hinein. Wieder kamen dieselben Gedanken. Was auch immer schließlich den Ausschlag gab, den Sprung in das Vertrauen zu wagen und den Gedanken zu folgen, die mir eingegeben wurden – meine feste Überzeugung war, dass solche Aufforderungen jedenfalls nicht von mir stammten! Ich übergab alles Gott und bat ihn, mich zu führen. Als ich dann zum Präsidentenpalais kam, musste ich es abermals tun, denn in Wahrheit war ich doch hilflos und nervös.

Ich wurde freundlich empfangen. Auch der Pressechef des Präsidenten, Müller-Gerbes, war anwesend. Ich erzählte zuerst ein wenig von mir selber, warum ich während der Okkupationszeit aktiv in der Widerstandsbewegung gewesen war, und gab dann einige Eindrücke aus der Zeit der Gefangenschaft und aus den Jahren nach 1949 wieder, als ich für die Moralische Aufrüstung in Deutschland arbeitete, wie ich den Hass in mir überwunden und wie ich in den fünfzehn Jah-

ren in Deutschland das Land und die Deutschen ins Herz geschlossen hatte. Danach berichtete ich von der Lage und der Stimmung in Norwegen, im Hinblick auf den Staatsbesuch des Bundespräsidenten, und erzählte ein bisschen von den Menschen, die er treffen würde.

Im Laufe der Unterredung hatte sich Dr. Heinemann allmählich ganz entspannt und hörte aufmerksam zu. Dann begann er zu erzählen. Er berichtete mir von seinen Erfahrungen während der schrecklichen Hitlerzeit und wie schwierig es gewesen sei, Widerstand zu leisten. Er bekannte, dass er sich wegen der Verbrechen und Untaten, die das Hitlerregime gegen Norwegen und die anderen europäischen Länder begangen hatte, zutiefst schämte. Nicht zuletzt schmerzte ihn, was Gauleiter Terboven als Reichskommissar in Norwegen durch seine brutale Besatzungs- und Terrorherrschaft verübt hatte. Er wusste von dessen Grausamkeit, denn Terboven kam aus Essen, wo Präsident Heinemann viele Jahre gewohnt hatte und in der Nachkriegszeit Bürgermeister gewesen war. «Aber ich hoffe», sagte er, «dass ich durch meinen Staatsbesuch in Norwegen einiges wiedergutmachen kann.» So unterhielten wir uns zusammen ganze dreiviertel Stunden, bevor andere Besucher kamen, und wir hatten beide aus dem Herzen gesprochen. Beim Aufbruch bat Heinemann seinen Pressechef, mir Fotokopien aller Zeitungsartikel zu geben, in denen über Heinemanns vorangegangene Staatsbesuche in Dänemark und Schweden berichtet worden war. Da dies jedoch einige Zeit in Anspruch nahm, wurde ich gebeten, am späteren Nachmittag nochmals zu kommen, um die Unterlagen abzuholen. Es war ein ziemlich dickes Bündel mit Zeitungsausschnitten zusammengekommen.

«Ich soll Sie nochmals von Präsident Heinemann grüßen», sagte Müller-Gerbes, als er mir das Bündel übergab. «Es liegt ihm viel daran, dass Sie wissen, wie sehr er es geschätzt hat, einen Journalisten zu treffen, der weder Fragen stellte noch sonst etwas von ihm verlangte, sondern einfach kam, um zu geben. Das Gespräch», fuhr der Pressereferent fort, «hat einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Es gefiel ihm sehr, dass Sie so persönlich sprachen.» «Ganz ehrlich», sagte ich, «habe ich mir hinterher überlegt, ob ich nicht allzu persönlich gewesen sei.» «Nein», antwortete er, «es war gerade das, was ihm viel bedeutete, denn es ist so selten, dass solche Gespräche stattfinden. Die Diplomaten, die den Präsidenten aufsuchen, reden kaum von derart wesent-

lichen Dingen, und die Informationen, die sie bringen, kennen wir ja meistens schon.»

Müller-Gerbes fügte hinzu, dass er noch eine Frage vom Bundespräsidenten an mich habe, eine Frage, die ihm am Herzen liege. Er habe gehört, dass König Olav während des Krieges geschworen hatte, nie mehr deutsch zu sprechen. Heinemann hätte daher gerne meinen Rat, ob er mit dem König englisch sprechen solle. «Nein», gab ich zur Antwort, «Bundespräsident Heinemann muss in seiner eigenen Sprache sprechen.»

Heinemann war etwas zu Ohren gekommen, worüber man überall in Norwegen sprach. Es hieß nämlich, dass der «Reichskommissar» Terboven, der während der Besatzungszeit in Norwegen herrschte, auch die Residenz des Kronprinzen Olav, Skaugum, in Beschlag genommen hatte. Bevor Terboven sich am 8. Mai 1945 das Leben nahm, hatten er und seine Leute die Residenz verwüstet, wertvolle Möbel zerstört und unersetzliche Gemälde zerfetzt. Als Kronprinz Olav kurze Zeit danach wieder in seine Residenz einzog, war er von der Verwüstung, die er vorfand, so erschüttert, dass er, so sagte man, geschworen habe, nie wieder deutsch zu sprechen.

In Oslo benötigte ich danach ein paar Wochen, um den Artikel über Heinemann zu schreiben, und war dann höchst überrascht, als die Nachrichtenagentur NTB ihn nur etwas redigiert als ihren Artikel über das deutsche Staatsoberhaupt den Zeitungen des Landes zukommen ließ.

Bevor der Artikel an die Presse verschickt wurde, kam mir eines Morgens der Gedanke, ihn Botschafter Peter Anker zu senden, der seit vielen Jahren Norwegen in Bonn vertrat. Wir hatten uns in Kairo kennen gelernt, als er Botschafter in Ägypten war. Zwei Tage danach rief er mich an. «Ihr Artikel hat mich derart begeistert», sagte er, «dass ich ihn dem König schickte.» Das veranlasste mich, Anker alles, was Bundespräsident Heinemann zu mir gesagt hatte, detailliert zu erzählen, auch seine Frage, die König Olav betraf. Eine gute Woche später traf ich den Botschafter zufällig in der Buchhandlung Tanum, und da berichtete er mir, dass er am Abend zuvor mit dem König gespeist habe und sie den Staatsbesuch Heinemanns erörtert hätten. «Und ich habe dem König alles von Ihrer Zusammenkunft mit dem Bundespräsidenten erzählt», sagte er.

Am Tag der Ankunft von Heinemann und seinem Gefolge in Oslo wurde am Abend im Schloss ein Bankett gegeben. Mit dem Präsidenten waren auch Außenminister Scheel und andere namhafte Persönlichkeiten aus Deutschland gekommen. Tags darauf lud der deutsche Botschafter in Norwegen zu einem Empfang in seine Residenz ein, zu dem auch ich gebeten war. Als ich ankam, erblickte mich Pressechef Müller-Gerbes und eilte auf mich zu. «Es war ein fantastisches Bankett gestern Abend im Schloss», sagte er, «und wissen Sie was! Der König sprach deutsch!» Er erzählte mir, was das für den Bundespräsidenten und den Außenminister und all die anderen anwesenden Deutschen bedeutet hatte.

Wir blieben stehen und plauderten. «Haben Sie Heinemanns Rede im Schloss gestern gelesen?», fragte er mich. »Sie steht heute in *Aftenposten*.« «Ja», sagte ich. «Sie war bewegend.» Müller-Gerbes wies auf einen bestimmten Abschnitt der Rede hin und wollte wissen, ob ich mich daran erinnerte. «Natürlich», sagte ich. «Das war für Sie geschrieben», sagte er. «Wir fanden, wir könnten nicht Sie allein erwähnen, daher wurde es auf diese Weise formuliert.»

In dem Abschnitt, auf den Müller-Gerbes sich bezog, hieß es in der *Aftenposten* vom 10. September 1970: «Ich betrachte es als eines der wichtigsten Ereignisse in den letzten zwanzig Jahren, dass sich dank dem Einsatz von so vielen Menschen guten Willens, vor allen Dingen hier in Norwegen, wieder eine Vertrautheit in unseren Beziehungen eingestellt hat und dass wir wiederum eine altbewährte Gemeinschaft erleben dürfen. Ich will hier niemanden besonders nennen, sondern vor allem den zahlreichen unbekanntenen Norwegerinnen und Norwegern danken, die durch ihren persönlichen Einsatz dazu beigetragen haben.»

Bevor ich aufbrach, bot sich eine Gelegenheit, mich von Präsident Heinemann zu verabschieden. Er streckte die Hand aus und sagte: «Wir haben uns gefreut, Sie hier wiederzusehen. Erlauben Sie mir, Ihnen für alles, was Sie für uns getan haben, meinen Dank auszusprechen.»

Nach diesem Abend musste ich mir Zeit nehmen, um über die jüngsten Ereignisse nachzudenken. Ich hätte womöglich durch meine zwölf vorbereiteten Fragen ein gutes Interview mit Präsident Heinemann zustande gebracht. Aber Gott hatte etwas anderes im Sinn. Wenn ich auf meinen Interviewfragen beharrt hätte, dann hätte ich das Wich-

tigste verpasst, und alles wäre ganz anders verlaufen. Ich glaube, Heinemann war auf irgendeine Weise durch das, was ich erzählte, ange-rührt worden und hatte Vertrauen zu mir gewonnen, und deshalb konnte er die Frage stellen, die ihm am meisten am Herzen lag: Ob er mit dem König englisch sprechen solle.

Es war zwar selbstverständlich, dass ich den Artikel Botschafter Anker zuschickte, aber ich wusste nicht, dass er und der König so eng befreundet waren. Dass Anker mich anrief, um die Einzelheiten über meinen Bonner Besuch zu erfahren, führte dazu, dass er dem König bei einem gemeinsamen Essen alles erzählte. Dass der König die Größe hatte, sich zu überwinden und deutsch zu sprechen, bewirkte eine neue Haltung der führenden Deutschen Norwegen gegenüber. Eine Haltung, die, wie sich später herausstellen sollte, auch unserem Land zugute kam.

Mit meiner Person hatte das Ganze sehr wenig zu tun, das war mir klar. Ich konnte also nichts anderes tun, als Gott zu danken.

Merkwürdige Ereignisse können tief ins eigene Leben eingreifen. Gottes Wege sind unerforschlich, überraschend, originell und völlig unerwartet. Ich betrachte es so, dass wir als Menschen unfertig und unterwegs sind und es immer bleiben werden. Gerade aber dieser lebenslange Prozess, bei dem wir mehr und mehr vom Göttlichen entdecken und unterwegs mehr und mehr über uns selber lernen, macht das Leben derart interessant und in vielerlei Hinsicht spannend, erfüllt es aber auch ab und zu mit Schmerz

Ich nahm an einer der jährlichen internationalen Konferenzen teil, welche die ILO (International Labour Organization, eine Organisation der Vereinten Nationen) in Genf abhielt. Sie dauert jeweils gut drei Wochen, wobei Vertreter der Gewerkschaftsbewegungen, der Arbeitgeberverbände und der Regierungen aus allen Ländern der Welt Gesetze ausarbeiten, die das Arbeitsleben, das Gesundheits- und das Sozialwesen betreffen. Während der Konferenz hält jedes Jahr ein Staatsoberhaupt oder eine andere Persönlichkeit von internationalem Rang einen Vortrag vor allen Delegierten. In diesem Jahr war der indische Präsident Giri als Vortragsredner vorgesehen. Traditionsgemäß sollte die indische Regierung danach einen Empfang für die Delegierten geben, an dem sie Gelegenheit hatten, den Präsidenten und die übrigen Minister der indischen Regierung, die ihn begleiteten, zu sprechen.

Ich war Präsident Giri nur einmal begegnet, als ich in Indien war. Er war damals Vorsitzender der größten Gewerkschaft des Landes. David Young jedoch, ein Schotte, mit dem ich in der ILO eng zusammenarbeitete, kannte den Präsidenten gut. Ich wollte ihn gerne wieder treffen und fand, David und ich sollten am Empfang teilnehmen, der in einem der alten Schlösser am Genfer See gegeben wurde. Aber wir hatten keine Einladung erhalten! Wir wussten auch nicht, wie wir eine solche bekommen könnten. Alle Möglichkeiten schienen verschlossen. Da suchten wir in der Stille Rat von oben. Klar und einfach kam dabei heraus, dass wir einfach hingehen und uns unter all die geladenen Delegierten mischen sollten. Was wir auch taten. Dann standen wir in der langen Schlange und warteten darauf, den Arbeits- und den Außenminister und schließlich den Präsidenten begrüßen zu können. An mich erinnerte er sich nicht mehr, aber offensichtlich an David, und sie plauderten kurz zusammen.

Es war ein vornehmer Empfang mit allerlei Drinks und indischen Spezialitäten. Und eine hervorragende Gelegenheit, Menschen kennen zu lernen. Auf diese Weise konnte ich dort einen guten Kontakt mit dem jugoslawischen Arbeitsminister und dem Vertreter der deutschen Regierung bei der ILO herstellen. Als es Zeit war zu gehen, war ich der Letzte in einer Schlange von etwa zwanzig Menschen. Nun war es der indische Außenminister, der uns im Namen der Regierung verabschiedete. Bei jedem vor mir sagte er mit einer kleinen Verbeugung auf Wiedersehen. Als ich an der Reihe war, streckte er die Hand aus und sagte: «Herzlichen Dank, Eure Exzellenz, dass Sie gekommen sind.» Als wir wieder im Auto saßen, konnte ich mir das Lachen nicht mehr verbeißen. «Da kommen wir, ohne eingeladen zu sein», sagte ich zu David, «und hinterher wird einem dafür gedankt, dass Eure Exzellenz gekommen sind!»

Am Abend war ich allein und hatte Zeit über das Vorgefallene nachzudenken. «Warum sagte der Außenminister diese Worte gerade zu mir, aber nicht zu den anderen? Wollte mir Gott etwa dadurch etwas mitteilen?», fragte ich mich.

Und tatsächlich. In der Stille tauchte eine Wahrheit nach der anderen auf. So vieles zog vor meinem inneren Auge vorbei. Als ich 1949 ja zum Ruf sagte und nach Deutschland fuhr, fasste ich diesen Entschluss aus tiefstem Herzen. Was konnte ich anderes tun, der ich ja weder hin-

gerichtet wurde noch ertrunken war, sondern das Leben und die Freiheit geschenkt bekam!

Jahr um Jahr bemühte ich mich dann, meiner Berufung würdig zu sein. Aber ganz kam ich nie damit zurecht. Auf der einen Seite war in mir ein tiefer Drang, mich selber rechtfertigen zu wollen, Gott und den Menschen zu beweisen, dass ich unendlich dankbar dafür war, Krieg und Gefangenschaft mit heiler Haut entronnen zu sein. Aber ich merkte, dass es mir nicht gelang, mich innerhalb des großen internationalen Teams, zu dem ich gehörte, geltend zu machen. Gelegentlich fiel es mir auch schwer, im angesagten ideologischen Takt zu gehen! Ich wusste, dass ich bei etwas mitmachte, das wichtig und richtig war, aber ich fühlte mich trotzdem darin nicht immer ganz heimisch.

Als ich nun dasaß und über das nachsann, was sich beim indischen Empfang ereignet hatte, wurde mir ganz klar, dass es Gott war, der mich aus meiner Selbstbezogenheit und Selbsterniedrigung aufrütteln wollte. Die Worte aus seinem «Internet» waren deutlich und herausfordernd: «Du musst mit all dieser Gefühlsduselei dir selbst gegenüber aufhören. Denn egal was du von dir selber denkst oder fühlst – ich sehe es ganz anders. Ich habe dich gerufen, meine Exzellenz, mein Botschafter zu sein.»

Als ich dann endlich begriff, dass ich weder etwas zu beweisen oder darzustellen, noch Gott gegenüber mein Dasein zu rechtfertigen habe, sondern dass er mich ohnehin gern hat, ja, mich wirklich liebt, da löste sich die Anspannung in mir mit einem Mal in Luft auf, und das Gefühl von Pflicht und Schuld, von dem ich in diesen Jahren getrieben worden war, verwandelte sich in eine tiefe innere Liebe und Dankbarkeit Gott gegenüber.

Eine tiefere Dimension vom wirklich Wesentlichen im Leben öffnete sich. Wenn ich Gott wirklich liebe, dann kann ich auch mich selber und andere Menschen in der richtigen Weise lieben. Wenn solche geistigen Kräfte in mir leben, dann werde ich damit auch von falschen Pflicht- und Schuldgefühlen gegenüber Gott, mir selber und der Arbeit, in die ich eingebunden war, befreit.

So führten mich diese merkwürdigen, völlig unerwarteten Worte des indischen Außenministers, die er an mich richtete, in ein ganz neues Verhältnis zu unserem himmlischen Vater. Seither hat es sich zu einer von Herzen dankbaren, vertrauten, lebensbejahenden und erwartungsvollen Beziehung entwickelt. Es ist zu einem furchtlosen,

freien gegenseitigen Verhältnis herangereift, in dem Gott mich jeden Tag lehrt, mich von seiner Hand führen zu lassen. Das große Mysterium und die unbegreifliche Tatsache bleiben, dass wir nach Gottes Willen mit ihm zusammenarbeiten sollen, um die Schöpfung weiter zu entwickeln. In Wahrheit und Wirklichkeit beruft er uns, wer oder was wir auch sind, zu nichts weniger, als seine Exzellenzen und Botschafter zu sein.

Neue Herausforderungen

Gegen Ende der 1980er Jahre dachte ich einmal daran, aufzuhören. Körper und Seele verlangten nach einem gemächlicheren Tempo. Die vielen Reisen und Begegnungen mit immer neuen Menschen zehrten an den Kräften. Ich hatte das Bedürfnis nach mehr Stille und Ruhe. Die Sehnsucht nach ausgedehnten Bergtouren oder stundenlangen Wanderungen in der Nordmarka wurde immer größer, meine Träume drängten mich, der Sehnsucht nachzugeben.

Zur gleichen Zeit hatte man mir jedoch nahegelegt, in unserer Arbeit eine größere, globale Verantwortung zu übernehmen. Anlässlich einer internationalen Versammlung von führenden Mitarbeitern der Moralischen Aufrüstung, die 1989 in Frankreich stattfand, wurde auch der Gedanke erörtert, dass es jetzt an der Zeit sei, auch in der Sowjetunion eine hauptamtliche Tätigkeit ins Auge zu fassen. Dort schien sich unter der Führung des Generalsekretärs Michail Gorbatschow eine neue Entwicklung anzubahnen, durch die sich auch für unsere Arbeit Türen auf tun könnten. Die frische Brise, die durch Glasnost und Perestrojka aufgekommen war, könnte auch uns eine Möglichkeit geben, mit einer umfangreicheren Arbeit in der Sowjetunion zu beginnen. In diesem Zusammenhang schlug man mir vor, dabei eine zentrale Aufgabe zu übernehmen.

Ich hatte ja schon seit Beginn der 1970er Jahre mit russischen und osteuropäischen Dissidenten zusammengearbeitet, und später, ab 1980, war ich jährlich ein bis dreimal in Belgrad, in Jugoslawien, um mich mit meinen guten Freunden Milovan und Stephanie Djilas zu treffen. Aber mit dieser mir jetzt angetragenen Aufgabe würde mir nun ein ganzer neuer Kontinent aufgebürdet und Menschen mit einem ganz anderen Hintergrund, einer ganz anderen Kultur, als sie mir bisher bekannt waren. Das, meinte ich, würde für mich zu einer allzu großen Belastung. So kam es erneut zu einem Kampf zwischen meinem eigenen Ich und meinem Gewissen. Ich hielt Gott ehrlich vor, dass Herz und Kopf schon jetzt derart überfüllt seien von Menschen, dass ich keinen Platz für weitere mehr hätte! Auch die völlig neuen Verhältnisse und Situationen auf mich zu nehmen, die eine Arbeit

in der Sowjetunion mit sich bringen würden, das glaubte ich nicht bewältigen zu können.

Meine Zweifel waren wohl auch etwas davon beeinflusst, dass ich erst kürzlich von einem zweijährigen Amerika-Aufenthalt nach Norwegen zurückgekehrt war. Ich hatte dort zusätzlich zu einem ausgefüllten Programm unter anderem auch Nachforschungen über meinen Vater betrieben und ein Buch über ihn geschrieben. Ich war wohl erschöpfter, als ich ahnte.

Wenn ich nach solch langen Auslandsreisen wieder heimkam, habe ich jedes Mal zunächst eine ausgedehnte Wanderung in der Nordmarka unternommen. Das ist bei mir zur Tradition geworden, denn es hilft mir, mich zu Hause wieder richtig einzuleben. So hatte ich es auch nach der Rückkehr aus Amerika gemacht. Bei einer dreistündigen Wanderung in der Marka dachte ich auch über die zwei Jahre in den U.S.A. nach und rechnete auf dem Weg vom Ullevålssæter zum Tryvannet aus, dass ich in diesen zwei Jahren in 220 verschiedenen Häusern gewohnt und in höchst unterschiedlichen Betten geschlafen hatte! In der Nähe von Skjennungen setzte ich mich auf einen Baumstumpf und fragte mich: Wo bin ich eigentlich zuhause? Im Wald herrschte eine paradiesische Stille. Ein Vogel flog über mich hinweg, und mit einem Male erfüllte mich der Gedanke: «Du bist da zuhause, wo Gott dich hinführt.»

So einfach! So wahr! – Und so befreiend war es, als ich es mit meinem ganzen Herzen, Denken und Wollen bejahte.

Russland wurde mein nächstes Zuhause.

Die erste Reise nach Moskau fand im April 1989 statt. Seither bin ich 32-mal in Russland gewesen. Ungefähr hundert neue Menschen haben in meinem Herzen Platz gefunden, und ständig neue Überraschungen haben mich gelehrt, die Herausforderungen, die auf mich zukamen, anzunehmen, zu verdauen und zu bewältigen. Wieder musste ich lernen, dass Gott nicht mit einem «müden oder überfüllten Herzen» rechnet, sondern mit offenen Herzen, in denen sich stets noch Platz für weitere Menschen findet!

Ja, liebe Patenkinder, da gäbe es genug zu erzählen für noch ein weiteres Buch! Aber mir liegt daran, Euch noch einiges von dem weiterzugeben, was ich von den großen Persönlichkeiten Osteuropas, denen ich begegnen durfte, gelernt habe. Ihr Ringen um das Gute, um Men-

schenwürde und Menschenrechte ist für mich, und ich glaube, für uns alle, ein großes Vorbild.

Milovan Djilas

Irgendwann im Herbst 1984 war ich in den Balkanländern unterwegs und lernte dabei Milovan und Štefanija Djilas kennen. Sie luden mich in ihr Haus in Belgrad ein, und in den folgenden elf Jahren besuchte ich sie ein paar Mal im Jahr. Ich durfte immer in seinem Studierzimmer wohnen, wo ein riesiges Sofa stand, auf dem ich wie ein Bär in seiner Höhle schlief. Milovans Schreibtisch ist der größte, den ich je gesehen habe. Überall lagen Papiere und Dokumente verstreut, im Gegensatz zu meinem eigenen Arbeitszimmer zu Hause jedoch in bemerkenswerter Ordnung. An allen vier Wänden des Zimmers standen Bücherregale, die vom Fußboden bis zur Decke reichten und wohl an die 5000 Bände enthielten. Zudem gab es noch ein rundes Tischchen mit zwei tiefen Sesseln, wo wir saßen und uns unterhielten. Dort machte ich auch mehrere Interviews mit ihm.

In seinen jungen Jahren war Milovan Djilas Journalist gewesen. Er trat früh der Kommunistischen Partei bei, und, weil damals Jugoslawien noch ein Königreich war, wurde er seiner kommunistischen Aktivitäten wegen zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Während des Zweiten Weltkriegs war er einer der Kommandeure der Partisanenverbände, die gegen die Hitlerdeutsche Armee kämpften, und einer der engsten Mitarbeiter von Tito. Als Tito dann Jugoslawien einigte und zu einem kommunistischen Staat machte, wurde Djilas Minister, Vizepräsident der Republik und Parlamentspräsident. Er war einige Jahre Sekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei, musste aber 1954 wegen seiner Kritik an der herrschenden Klasse seine sämtlichen Ämter abgeben.

Djilas war ein ehrlicher und wahrheitssuchender Mensch. Schon 1953 publizierte er mehrere Artikel in der Zeitung *Borba*, in denen er die staatliche Bürokratie heftig kritisierte. Dies wurde nicht geduldet. Man beschuldigte ihn, feindliche Propaganda zu betreiben und immer wieder wurde er ins Gefängnis geworfen. Während der ersten Haftzeit schrieb er das Buch *Die neue Klasse*. Es erregte großes Aufsehen, erschien in viele Sprachen übersetzt auf der ganzen Welt und gilt noch heute als eins der Standardwerke über die Auseinandersetzung

mit dem Kommunismus. Insgesamt saß Djilas mehr als neun Jahre im Gefängnis, die meiste Zeit in Einzelhaft, bis er 1966 auf Grund einer Amnestie freikam, danach aber noch mehrere Jahre unter Überwachung stand.

Djilas und ich haben uns gut verstanden und wir sind sehr enge Freunde geworden. Ich kann wohl sagen, dass er mich mehr über das Leben und seine Vielschichtigkeit gelehrt hat als irgendjemand anders, den ich kenne. Ich füge deshalb im Folgenden einige seiner Gedanken und Erfahrungen ein, die ich mir notiert oder auf Tonband aufgenommen habe:

«Der Kommunismus steht im Widerspruch zur menschlichen Natur. Er ist auf einer monopolistischen und totalitären Struktur begründet. Die menschliche Natur dagegen ist ihrem Wesen nach vielschichtig. Der Mensch kann nicht ohne Freiheit leben, ohne wählen zu können, ohne vor Alternativen gestellt zu werden. Er ist ein schöpferisches Wesen voller Ideen, Träume und Visionen. Gleichzeitig gibt es viel Dunkles in der menschlichen Seele, viel Böses und Sündhaftes. Doch der fortwährende Konflikt zwischen diesen widersprüchlichen Tendenzen in uns allen ist für das Bestehen der Menschheit bedeutungsvoll. Denn wir müssen dafür kämpfen, das Gute zu erreichen, edle Ziele und konstruktive Ideale zu finden, und gleichzeitig müssen wir uns stets bewusst sein, dass das Böse immer unter uns sein wird.»

«Der Gedanke und der Glaube, dass man durch das bloße Verändern äußerer Verhältnisse einen neuen Menschen, eine reine Rasse oder eine ganz einzigartige Klasse oder Nation hervorbringen könne, ist nicht nur ein ideologisches Hirngespinnst und eine Fälschung, sondern eine Illusion, die ein geistiges Vakuum schafft und zu Diktatur und Gewaltherrschaft führt.»

«Alle Dämonen, von denen der Kommunismus annahm, er hätte sie aus der Welt der Wirklichkeit verbannt und ihr Wiederauftauchen für immer verhindert, sind in die Seele des Kommunismus hineingeschlüpft und Teil seines Wesens geworden.»

«Ein Kommunismus mit menschlichem Gesicht lässt sich nicht verwirklichen. Die Menschenrechte, so wie wir sie uns in der freien Welt vorstellen, lassen sich unter dem Kommunismus nicht durchsetzen. In ihrem Kern widersprechen sie dem System geradezu.»

«Der Mensch kann nicht durch äußere Macht strukturiert oder geformt werden. Einzig im Rahmen der Freiheit und der Verantwor-

tung reift und wächst der Mensch heran. Wenn man einen Menschen unterdrückt oder zum Schweigen bringt, wenn man seine Integrität stranguliert oder vernichtet, dann tötet man das einmalige und unersetzliche menschliche Individuum. Die schlimmste Form jedweder Gewaltanwendung und ihre zerstörerischste Wirkung besteht darin, das Individuum seiner Persönlichkeit zu berauben, um es so beherrschen zu können.»

«Die Freiheit und der Kampf um die Freiheit tragen in sich einen Keim mit Sprengkraft, nämlich die Sehnsucht nach Wahrheit – und zwar der Wahrheit als einer dynamischen Wirklichkeit verglichen mit den starren Systemen. Wahrheit und Ehrlichkeit können nur in einem Umfeld wirksam sein und überleben, in dem die Freiheit verteidigt und für deren Erweiterung und Vollendung gekämpft wird.»

Der Kampf für Wahrheit und Freiheit hat seinen Preis. Darauf kam Djilas oft zu sprechen. Er selber hatte seinen Einsatz für diese Grundwerte teuer bezahlt. Djilas schrieb darüber einen selbstkritischen Artikel, als er in Einzelhaft in Sremska Mitrovica saß, merkwürdigerweise in derselben Zelle, in der er als Student in den 1930er Jahren noch unter der Monarchie seine dreijährige Strafe als kommunistischer Aufwiegler verbüßte. Er schreibt:

«Bereits Anfang Dezember 1953 ahnte ich, dass meine Ansichten, die ich zum Ausdruck brachte, nicht gebilligt werden würden, selbst von meinen engsten Kameraden nicht. Alles, was bis dahin mein Leben gewesen war und mich zu dem gemacht hatte, was ich war – der Kampf, die Ideen, der Schaffensdrang, Liebe und Hass, vergossenes Blut und vergossene Tränen, Begeisterung und Träume –, alles zog mich in die eine Richtung, während noch nebelhafte Vorzeichen und dunkle Ahnungen mich in eine andere zogen, dem Neuen und Unbekannten entgegen ... Ich musste diesem zweiten Weg folgen, mochten meine Schritte auch tastend und unsicher sein. Ich hätte sonst vor mir selbst nicht mehr Mensch sein können. Denn wenn ich etwas weiß, auch wenn ich es nur dunkel empfinde und nicht mit letzter Sicherheit weiß, oder wenn ich etwas entdecke und von dessen Wahrheit überzeugt bin – wie kann ich es da leugnen oder meinen nächsten Freunden, der Welt und mir selber gegenüber verbergen?»

Die Angriffe der Partei gegen Djilas nahmen damals schon eine warnende und bedrohliche Form an. Er ließ sich jedoch nicht einschüchtern. Er veröffentlichte dann nochmals seine ehrlichen Überzeugun-

gen im Regierungsblatt *Borba* und war sich vollständig darüber im Klaren, dass ihn dies in große Schwierigkeiten bringen konnte. Hier folgen ein paar Zitate von dem, was er schrieb:

«Es gibt für die Organe der Gesellschaft, des Staats und der Wirtschaft keine andere Alternative als mehr Demokratie, freiere Diskussion, freiere Wahlen, und größere Achtung vor dem Recht.»

« Nur demokratische Organe und ihre ständige Festigung können die Gefahren der Despotie bannen. Nur die freie Meinungsäußerung und schöpferische Fantasie schützen uns vor despotischen Tendenzen. Theorien können das nicht.»

Im Dezember 1994 besuchte ich Djilas zum letzten Mal. Als ich kam, war er gerade in Søren Kierkegaards „Stadien auf des Lebens Weg“ vertieft. Nachdem seine geliebte Štefanija gestorben war, hatte er sich intensiver mit dem Leben und dem Tod auseinanderzusetzen begonnen. Sie war seine große Stütze gewesen.

Wir machten jeden Tag lange Spaziergänge durch Belgrad, und einmal, als wir durch die Innenstadt schlenderten, zeigte er auf ein Bürogebäude und sagte: «Da saßen Tito und ich und haben uns Charlie Chaplins Film „Der große Diktator“ angesehen. Tito konnte ihn nicht ausstehen. Ich war begeistert davon – ein meisterhafter Film. Tito war sehr zornig.»

Wir ahnten nicht, dass dies unsere letzte Begegnung sein würde. Milovan starb nur einige Monate später, als ich mich schon auf den Heimweg in den Norden gemacht hatte.

Neben Milovan und Štefanija Djilas übten auch die russischen Dissidenten einen tiefgreifenden Einfluss auf mich aus. Es waren viele, vielleicht hundert, die ich kennen gelernt habe.

Der kreative Bildhauer Ernst Neizvestny zum Beispiel, ist für mich eine ständige Quelle der Inspiration, seit wir uns trafen. Er emigrierte 1976 aus Russland in die Schweiz. Auch die bedeutenden Schriftsteller Grigorij und Zina Pomeranz haben meiner Seele und meinem Denken während vieler Wanderungen in den norwegischen Bergen Nahrung gegeben. Der Menschenrechtler Sergej Kowaljow, seine Frau Ludmilla und der unermüdliche Wladimir Bukowskij haben mich gelehrt, im Kampf um Menschenwürde und Freiheit nie nachzulassen. Sie alle und viele andere mehr sind Teil meiner selbst und zu einer Schatztruhe meines inneren Lebens geworden. Mit einer großen Zahl von Dissi-

dentem verbindet mich eine Schicksalsgemeinschaft. Es ist mir ein Anliegen, ihre Gedanken und Erfahrungen mit euch zu teilen.

Andrej Amalrik, Journalist und Schriftsteller, 1938 in Moskau geboren, war ein echter Rebell und ein außergewöhnlich schöpferischer Mensch. Durch sein in zahlreichen Sprachen veröffentlichtes Buch *Kann die Sowjetunion das Jahr 1984 erleben?* wurde er weltberühmt. Er wurde mehrere Male eingekerkert und für drei Jahre nach Sibirien verbannt. 1976 standen er und seine Frau, die Malerin Gjusel, vor der Wahl, erneut inhaftiert zu werden oder ins Exil in den Westen zu gehen. Sie reisten nach Holland aus. Nicht lange nach ihrer Ankunft dort lernte ich sie kennen. Wir hatten viel miteinander zu tun. Gemeinsam machten wir beispielsweise eine dreiwöchige Vortragsreise nach Kopenhagen, Stockholm und Oslo; und wir arbeiteten in Paris, London und Washington zusammen. Unsere enge Freundschaft nahm ein jähes Ende, als Andrej im November 1980 bei einem Autounfall auf dem Weg nach Madrid ums Leben kam.

Einige seiner Gedanken, wie ich sie mir aus Gesprächen, Interviews und Tonbandaufzeichnungen notiert habe, will ich euch wiedergeben:

«Das eigentliche Ziel der Menschenrechtsbewegung in der Sowjetunion besteht darin, das moralische Klima zu verändern. Wir müssen der Doppelmoral und all den Lügen Einhalt gebieten, durch die der Sowjetmensch verdorben wurde. Das Wort *doublethink*, das Orwell so treffend prägte, also Zwiedenken oder Doppeldenk – nämlich eine Sache zu denken, aber etwas völlig anderes zu sagen –, ist zu einem integrierten Teil des Sowjetsystems und zur Gewohnheit der Menschen geworden. Das ist es, was wir bekämpfen.»

«Wir sind keine politische, sondern eine moralische Bewegung. Es geht uns darum, die Denkweise der Menschen zu verändern. Wir wollen eine Revolution der menschlichen Lebens- und Denkweise. Wir setzen unsere Kräfte ein, um ein Bewusstsein für die Menschenrechte zu wecken, die sich durch die gesamte Menschheitsgeschichte herausgebildet haben. Rein praktisch kämpfen wir dafür, dass die Grund- und Bürgerrechte eingehalten werden. Wenn wir auf diesem Gebiet Erfolge erzielen könnten, wird daraus eine Veränderung der politischen Strukturen der Sowjetunion eintreten. In den heute bestehenden politischen und wirtschaftlichen Strukturen gibt es nämlich keinen Raum für den Einzelnen, für das Individuum. Das System ist alles.

Deshalb geht es uns nicht so sehr darum, die Verhältnisse, das System in dem sie alle leben, zu verändern. Wir glauben nicht, dass die Menschen besser werden, wenn sich das System langsam verändert. Wir wollen mit einer Veränderung im einzelnen Menschen selbst beginnen. Wir wollen die Art und Weise wie die Menschen denken verändern, und ihnen das Gefühl für ihre eigene Menschenwürde und ein Selbstbewusstsein vermitteln, das sie ermutigt, sich für ihre Rechte einzusetzen. Nur so kann auch das System verändert werden.»

Als wir auf Vortragstournee in Schweden waren, genossen wir eines Tages einen sehr entspannten Abend in der Wohnung einer Familie in Stockholm. Wir unterhielten uns über alles mögliche, und es wurde spät.

«Ich kann mich nicht für Ideologien begeistern », sagte Amalrik damals. «Die Ideologien haben so viel Böses, so viel Leiden geschaffen. Davon haben wir genug. Für einige Leute wird ihre Ideologie zur Religion, für andere wird ihre Religion zu einer Ideologie. Ich weiß nicht, was schlimmer ist. Aber ich bin mir auch dessen bewusst, dass der Mensch eine Weltanschauung braucht, etwas, für das er leben kann. Das ist unentbehrlich für unsere Zeit. Wenn wir doch bloß lernen könnten, unsere Ideen als Werkzeuge zu benutzen, um die Welt zu verändern, statt die Idee als reinen Selbstzweck zu entwerten.

Mit dem Älterwerden wird mir immer klarer, dass das Beste in dieser Welt seinen Ausdruck in einfachen zwischenmenschlichen Beziehungen findet - in der Liebe eines Mannes zu seiner Frau; in der Liebe der Eltern zu ihren Kindern; in der echten Freundschaft zwischen Menschen, in Zuwendung, Geduld und aufrichtiger Anständigkeit. Jede ideologische oder politische Doktrin dagegen, wenn sie nicht lediglich als Arbeitsmethode Anwendung findet, wird im schlimmsten Fall zur Hinrichtung, oder im besten Fall zur maßlosen Anhäufung von Gold und Reichtum führen.»

Der Philosoph und Professor Boris Schragin ist ein weniger bekannter russischer Dissident. Er war einer der Ersten, die Andrej Sacharows Kampagne für die Menschenrechte unterstützten. 1968 wurde Schragin seines akademischen Postens enthoben, veröffentlichte aber weiterhin seine Artikel und Abhandlungen in der Untergrundpresse. Zu Beginn der 1970er Jahre hatten Schragin und seine Frau das Glück, in den Westen ausreisen zu können. Ich lernte sie im Herbst 1975 während eines Sacharow-Hearings in Kopenhagen kennen. Aus dem Tref-

fen entwickelte sich eine lebenslange Freundschaft. Sie wanderten später nach Amerika aus und ließen sich in New York nieder. Jedes Mal, wenn ich in den USA war, arbeiteten wir eng zusammen. Einige seiner besten Gedanken finden sich in dem Buch *The Challenge of the Spirit (Die Herausforderung des Geistes)*, das noch in Moskau entstanden und im Untergrund gedruckt worden ist. Darin schreibt er unter anderem über das Verhältnis zum sowjetischen Staat:

«Die Machthaber im Kreml sind fest entschlossen, die Dissidenten zu vernichten, doch mit jeder Gewalttat erleidet das Regime selbst eine moralische Niederlage. Der eigentliche Konflikt besteht nicht zwischen Doktrinen und Ideologien, Parteien und Klassen. Es handelt sich um eine ganz andere, fundamentale Auseinandersetzung, nämlich um den Konflikt zwischen Wahrheit und der von oben befohlenen Lüge, zwischen Aufrichtigkeit und Selbstsucht, zwischen dem menschlichen Mitgefühl und der grausamen Brutalität, und endlich zwischen Menschenwürde und einem System, in dem die Verachtung des Individuums als naturgegebene Notwendigkeit gilt.»

«Es geht also nicht darum, sich zwischen verschiedenen Parteien oder politischen Programmen zu entscheiden, sondern zwischen zwei ganz verschiedenen Lebenseinstellungen. Bei der einen soll der Mensch dem eigenen Gewissen gehorchen, mit all den Widrigkeiten und Leiden, die das mit sich bringt. Bei der anderen wird der Mensch gezwungen, der Angst nachzugeben, sich selbst aufzugeben und auf die innere Freiheit zu verzichten.»

«Sei gehorsam, pass dich an, schwimm mit dem Strom und das System wird dir kein Haar krümmen – so lauten die Gebote der Diktatur. Doch bevor er sich den Geboten der Staatsgewalt beugt, vernimmt der Mensch eine seltsame innere Stimme, das Gewissen, das ihn ermahnt, anders zu handeln; und wenn diese Stimme einmal wahrgenommen wurde, dann wird sie nicht mehr verstummen.»

«Der unzerstörbare und gefürchtetste Feind des heutigen Regimes – und darum der von ihm am meisten gehasste – ist das menschliche Gewissen.»

«Weder das Böse noch das Gute geschieht von alleine. Es geschieht nur in und durch uns, durch unsere Entscheidung und unsere Freiheit. Der Unterschied liegt jedoch darin, dass das Böse geschehen wird, wenn wir entschieden haben, nichts zu tun, während für das

Gute gekämpft werden muss. Das Böse tritt von selbst ein. Das Gute muss gesucht und erkämpft werden.»

Andrej Sacharow

Im Frühjahr 1969 stieß ich auf das Manifest des Akademikers Andrej Sacharow, das auf Deutsch den Titel trägt: „Wie ich mir die Zukunft vorstelle – Gedanken über Fortschritt, friedliche Koexistenz und geistige Freiheit“. Ich las es mehrere Male. Was Sacharow schrieb, setzte sich in meiner Seele und in meinem Denken fest, das Manifest wurde zu meiner weltlichen Bibel. Sacharow war seinen Zeitgenossen um mehr als nur eine Nasenlänge voraus. Er war eine lebende Herausforderung für das lasche Gewohnheitsdenken des Westens und den festgefahrenen Antikommunismus, der in so vielen von uns vorherrschte, eine starke Forderung nach Mut und neuem Denken. Bei mir bewirkte er, dass ich nach und nach anders zu denken und zu fühlen begann.

Das Manifest wirkte auch wie eine Zeitbombe für die dogmatische und erstarrte Staatsmacht des Kremls. Es war für die Machthaber zu starke Kost. Die Angriffe auf Sacharow begannen und sie wurden mit der Zeit immer perfider. Als ich 1973 einmal bei Maximows in Paris wohnte, hatten sie gerade von guten Freunden aus Moskau die Nachricht erhalten, dass die Lage für Sacharow nun derart unerträglich sei, dass wir im Westen etwas zu seinem Schutz unternehmen müssten. Die Frage lautete: «Seht ihr die Möglichkeit, darauf hin zu arbeiten, dass man ihm den Friedensnobelpreis verleiht?» Sie meinten, dies könne Sacharow vor noch übleren Angriffen bewahren. Maximow fragte mich, ob ich dabei helfen könnte. Natürlich sagte ich nicht nein. Dann wurden Freunde in Paris und Norwegen in dieser Sache aktiv. Meine Aufgabe war es, das aus der ganzen Welt eintreffende Material über Sacharow zu koordinieren und dafür zu sorgen, dass die wichtigsten Unterlagen in die Hände des Nobelkomitees gelangten. Gleichzeitig sollte ich versuchen, so viele Prominente wie möglich dafür zu gewinnen, Sacharow für den Friedenspreis 1974 zu nominieren.

Das Material und die Nominierungsvorschläge aus den meisten Ländern Europas und Amerikas fanden schließlich ihren Weg zum Nobelkomitee in Oslo. Die Enttäuschung war daher groß, als Sacharow 1974 den Friedensnobelpreis nicht erhielt.

Aber wir glaubten weiterhin, dass es richtig wäre, ihm den Preis zu verleihen, und setzten uns von neuem dafür ein. Ich konnte nicht begreifen, wie es trotz des überzeugenden Materials, welches das Komitee erhalten hatte, zur Ablehnung kommen konnte. Da fiel mir eines Tages plötzlich ein, dass zwar Parlamentarier aus England, Deutschland, Frankreich, Holland und der Schweiz, sowie Repräsentanten des amerikanischen Kongresses und Senats ihre Vorschläge eingeschickt hatten, aber, so viel mir bekannt war, niemand aus den nordischen Ländern. Selbstverständlich würde es die Mitglieder des Nobelkomitees bestärken, wenn auch Nominierungsvorschläge aus Skandinavien vorlägen! Nicht zuletzt aus dem Stortinget, dem norwegischen Parlament, das ja die Mitglieder des Komitees ernennt! Ich konzentrierte daraufhin alle meine Kräfte auf dieses Anliegen.

In Norwegen, Schweden und Dänemark wurde es ein voller Erfolg. In Finnland dagegen war es schwierig. Staatspräsident Urho Kekkonen war im letzten Moment von einigen dänischen Parlamentsabgeordneten ebenfalls für den Friedensnobelpreis 1975 nominiert worden. Man begründete es damit, dass er Gastgeber für die friedensfördernde Internationale Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) war, die 1975 in Helsinki stattfand. Es gelang mir nicht, in Finnland jemand für die Nominierung Sacharows zugewinnen.

Am Tag, an dem der Friedensnobelpreisträger 1975 bekannt gegeben werden sollte, war ich aufgeregt und nervös. So vieles stand auf dem Spiel. Nicht zuletzt dachte ich, dass es ebenso wichtig für Norwegen sei, Sacharow den Preis zu verleihen, wie für ihn, diesen zu bekommen.

Alexander Galitsch, ein guter Freund von Sacharow, hatte dem Nobelkomitee viel Material über ihn zukommen lassen. Nun arbeitete er in München für Radio Liberty und gestaltete verschiedene Sendungen für die Sowjetunion und Osteuropa. Wir hatten viel miteinander zu tun gehabt und beide daran gearbeitet, Sacharow den Preis zu sichern. Wir hatten abgemacht, dass ich ihn sogleich anrufe, wenn das Ergebnis bekannt gegeben würde.

Eine Minute nach der Bekanntgabe hatte ich Galitsch am Draht. «Alexander», sagte ich, «Sacharow hat den Friedensnobelpreis erhalten.» Schweigen am anderen Ende, dann: «Was hast du gesagt?» Ich wiederholte es. «Hat er ihn allein oder zusammen mit Kekkonen bekommen?» «Allein», antwortete ich. Nachdem es einen Moment

still geblieben war, sagte er: «Wie wunderbar, Leif!» Die Gefühle übermannten uns, und wir weinten beide vor Freude. Kurz danach strahlte er die freudige Nachricht in die Sowjetunion und nach Osteuropa aus.

Es war nicht nur ein großer Moment für Sacharow, seine Freunde und alle Verfolgten in den Diktaturen. Es war auch ein Sieg für unser Land. Das kleine Norwegen mit der großen Nachbar-Diktatur hatte dadurch, dass es sich mit dem verfolgten Akademiker solidarisch erklärte, Stellung bezogen. Das konnte wie ein Signal dafür wirken, dass Freiheit, Wahrheit, Menschenwürde und Menschenrechte – eben die Werte, die Sacharow verkörperte – auch für uns und unser Land eine unersetzliche Realität sind.

Persönlich bekannt mit Andrej Sacharow und seiner Frau Jelena Bonner wurde ich während meines ersten Moskaubesuchs im Frühling 1989. Wir verstanden uns gleich gut, und es entwickelte sich eine enge Freundschaft. Jelena Bonner und ich setzten unsere Zusammenarbeit auch nach Sacharows Tod fort. Sie war stark und geschickt in ihren strategischen Entscheidungen, ein außergewöhnlich furchtloser Mensch. Sie konnte manchmal auch energisch und aggressiv sein. Das jahrzehntelange Leiden hatte sie stark geprägt. Ihr Vater wurde von den Kommunisten erschossen, ihre Mutter saß siebzehn Jahre in Stalins Gefängnissen und Lagern. Jelena kümmerte sich mit einer rührenden Zuwendung und Liebe um Sacharow, und dasselbe ließ sich auch von ihm in seinem Verhältnis zu ihr sagen. Sie bedeutete ihm unermesslich viel in der schwierigen Zeit, als sie Verfolgungen ausgesetzt waren. Sacharow war anders. Still, bescheiden, unglaublich klug, furchtlos, schöpferisch. Er strahlte eine innere Ruhe aus, die mich an Mahatma Gandhi und den Dalai Lama erinnerte. Ich hatte das Glück, das Ehepaar in Moskau noch einige Male besuchen zu können, bevor er starb. Die Art, wie sich Sacharow und Bonner gegenseitig ergänzten, und die echte Liebe, die sie verband, bleiben in meiner Erinnerung lebendig.

Es gäbe noch vieles von unserem gemeinsamen Erleben zu erzählen, aber ich möchte hier lieber einige Beobachtungen wiedergeben, die mir andere mitgeteilt haben, damit man sich einen noch besseren Eindruck von diesem großen Friedenspreisträger machen kann.

Kurz bevor Sacharow in die Stadt Gorki zwangsverschickt wurde, drangen einige KGB-Leute in seine Wohnung in Moskau ein. Sie drohten, ihn ins Gefängnis zu werfen, wenn er ihre Befehle nicht befolge.

Er ließ sich nicht einschüchtern und weigerte sich, das zu tun, was sie von ihm verlangten. Danach verfasste er eine Erklärung, die Jelena der Weltpresse zukommen ließ. Sie lautete: «Ich habe nicht den Wunsch, hinter Gefängnisgittern zu sitzen. Aber ich habe auch keine Angst vor dem Lager. Ich schätze meine Freiheit ebenso sehr, wie dies meine Mitmenschen tun, aber ich werde sie nicht verraten. Ich werde mich nicht der Erpressung beugen. Für mich bedeutet es viel mehr, ein reines Gewissen zu haben, als die Bequemlichkeiten des Alltags und mein Wohlbefinden zu genießen.»

Andrej Sacharow war der Robin Hood seiner Zeit. Wo immer er verfolgten und leidenden Menschen helfen konnte, solidarisierte er sich mit ihnen. Er schonte sich niemals. Dem populären Protestsänger, Schriftsteller und Liedermacher Alexander Galitsch gelang es, zu Beginn der 1970er Jahre in den Westen zu entkommen. Zusammen mit seiner Frau hielt er sich zunächst ein Jahr in Norwegen auf und zog dann nach Deutschland, wo er eine Anstellung bei Radio Liberty fand. Wie bereits berichtet, arbeiteten Galitsch und ich eng zusammen, als es darum ging, für Sacharow den Friedensnobelpreis zu erwirken. Galitsch erzählte mir, er und andere Dissidenten in Moskau, Europa und Amerika seien einmal etwas in Sorge um Sacharow gewesen. Sie fanden, dass er allzu großzügig mit Leuten umging, die seinen Namen benutzen wollten. Sie meinten, er sollte selektiver vorgehen und seinen Namen nur in den wichtigsten Angelegenheiten hergeben. Galitsch wurde dann gebeten, in dieser Sache mit Sacharow zu sprechen. Er suchte ihn auf und trug ihm im Namen aller Dissidenten ihren gemeinsamen Wunsch vor. Sacharow hörte zu, überlegte und antwortete dann: «Sascha, wie soll ich wissen, was wichtig und was weniger wichtig ist? Für mich ist jede Verletzung der Menschenrechte wichtig.»

Ein weiterer russischer Dissident, den ich gut kannte, war Anatolij Levitin-Krasnov. Er war Lehrer, Schriftsteller und vor allem bekannt als aktiver Laie der Russisch-Orthodoxen Kirche. Er hatte viele Jahre in Gefängnissen und Lagern verbracht, gehörte aber auch zu den Glücklichen, die später in den Westen ausreisen konnten. Er kam in die Schweiz und ließ sich in Luzern nieder. Während eines meiner vielen Besuche bei ihm erzählte er mir Folgendes: Als ihm nach der letzten Verhaftung in der Sowjetunion der Prozess gemacht werden sollte, wurde er in einen Gerichtssaal geführt, wo ein Dutzend Per-

sonen saßen und warteten. Ihm fiel auf, wie gut sie gekleidet waren. Bei näherer Betrachtung wurde ihm klar, dass es sich um KGB-Leute handelte, die zur Verhandlung erschienen waren. Mitten unter ihnen entdeckte er einen Mann, der in einem abgetragenen Anzug dasaß und ihm mit seinen Blicken Aufmunterung und Solidarität zu erkennen gab. Es war Sacharow. «Es bewegte mich zutiefst», sagte Levitin-Krasnov, «dass Sacharow, der ja kein religiöser Mensch war, gekommen war, um mich, den Christen zu unterstützen. Das gab mir innere Freude und neuen Mut.»

Alexander Solshenizyn

Alexander Solshenizyn bin ich nie begegnet. Es hat sich nicht ergeben. Entweder passte es bei ihm nicht, oder ich konnte es nicht möglich machen, wenn wir einen Versuch zu einem Treffen unternahmen. Trotzdem bestand zwischen uns in vielerlei Hinsicht ein Zusammenwirken. Ich arbeitete eng mit Irina Alberti zusammen, der Redakteurin der russischen Zeitung *La Pensée Russe* in Paris. Sie war drei Jahre lang Solshenizyns Sekretärin und Mitarbeiterin gewesen, und auch danach standen sie fast täglich miteinander im Kontakt.

Als ich eines Tages bei Irina Alberti im Redaktionsbüro der *Pensée Russe* saß und wir neue Aktionen planten, rief Frau Solshenizyn aus Amerika an. Sie unterhielten sich eine ganze Weile, natürlich auf Russisch, so dass ich nicht wusste, wovon sie sprachen. Plötzlich sagt die Redakteurin zu mir: «Gibt es etwas, was Sie Frau Solshenizyn sagen möchten?» «Sagen Sie ihr», gab ich zur Antwort, «dass es schön wäre, wenn Solshenizyn Lech Walesa für den Friedensnobelpreis vorschlagen könnte.» Eine Woche später las ich in der *International Herald Tribune*, dass er es getan hatte!

Solshenizyn verdanke ich eine der spannendsten, bedeutendsten und erfolgreichsten Erfahrungen meines Lebens. Es war während einer internationalen Konferenz in Genf. Das Ehepaar Solshenizyn wohnte damals noch in Zürich.

Der erste Band von „Der Archipel GULAG“ war gerade auf Deutsch und Französisch erschienen, und ich versuchte, einige Exemplare des Buches zu bekommen. Im UNO-Gebäude in Genf, dem früheren Sitz des Völkerbunds, gibt es mehrere Buchhandlungen, und ich versuchte es zuerst in der größten. Doch da gab es keinen „Archipel GULAG“. Auch in den anderen Läden nicht. Zurück in der größten Buchhandlung bat ich nun eine Verkäuferin, einige Exemplare für mich zu bestellen. «Das kann ich nicht», gab sie zur Antwort. Als ich ihr sagte, ich käme aus Norwegen und es sei wichtig für mich, einige Bücher mit nach Hause nehmen zu können, redete sie ganz offen. «Ich darf sie Ihnen nicht besorgen», sagte sie. «Es ist uns verboten worden, Solshenizyns Bücher hier zu verkaufen. Versuchen Sie es lieber in der Stadt.» Es fiel

mir schwer, das zu glauben, aber man bestätigte mir, dass es verboten war, Solshenizyns Bücher im UNO-Gebäude zu verkaufen!

Ich war so entrüstet dass ich geradezu explodierte. Verkaufsverbot für die Bücher von Solshenizyn! Und das im zentralen Gebäude einer internationalen Organisation, die doch die treibende Kraft für die Verteidigung von Freiheit und Menschenrechten sein sollte! «Haarsträubend», kochte es in mir. Ich eilte sofort zu einem Schweizer Freund, der als Journalist im UNO-Gebäude tätig war, und erzählte es ihm. «Das müssen wir doch aufdecken und groß herausbringen», ereiferte ich mich. Mein Freund war genauso empört und leistete dann eine glänzende Arbeit. Wir erregten großes Aufsehen. Ich rief befreundete russische Dissidenten in London, Paris und Bonn an. Sie handelten augenblicklich. Die Zeitungen berichteten überall in großer Aufmachung davon. Ich schickte auch ein Fax an einen Journalisten in New York und bat ihn herauszufinden, ob das Verbot auch für das dortige UNO-Gebäude galt. Das war tatsächlich der Fall. Auch Freunde im norwegischen Parlament griffen die Sache auf.

In Genf hatte ich Edvard Hambro kennen gelernt. Er war Norwegens Botschafter bei der UNO und den internationalen Organisationen und saß in der Menschenrechtskommission, die stets in Genf tagte. Auch der Botschafter empörte sich und griff auf höchster Ebene der Weltorganisation das Verbot von Solshenizyns Büchern auf.

Es wurde ein glorreicher Sieg! Als ich einige Monate später wieder in Genf war, konnte ich den „Archipel GULAG“ im UNO-Gebäude kaufen. Nicht genug damit: Alle Bücher von Solshenizyn waren nun gut präsentiert. Dasselbe war auch bei der UNO in New York der Fall, wie mir mitgeteilt wurde. Wir hatten gewonnen. Doch welche Personen oder Kreise hinter dem Verbot standen, erfuhren wir nie! Ich muss gestehen, dass es ein stolzer Augenblick war, als ich nun den „Archipel GULAG“ in der Buchhandlung des UNO-Gebäudes kaufen konnte, wo es noch wenige Monate zuvor nicht möglich gewesen war. Ich dankte der ehrlichen Verkäuferin, dass sie mir die Wahrheit gesagt hatte.

Solshenizyns Bücher las ich mit großem Interesse. Sie beschäftigten mich, weil er stets versuchte, in die Tiefe zu gehen. Er blieb nie oberflächlich in dem was er schrieb. Immer versuchte er, gerade solchen Dingen auf den Grund zu gehen, die weh taten, also den Fragen, denen viele am liebsten ausweichen.

Wichtig vor allem war, glaube ich, dass Solshenizyn in den Gefängnis- und Lagerjahren lernte, sich selber und seine Mitgefangenen als wertvolle Menschen zu erkennen, als unersetzliche, einzigartige Individuen, die jeder mit einem freien Willen und mit der Möglichkeit zur Welt gekommen waren, freie Entscheidungen zu treffen und gleichzeitig als Einzelne, die für ihre Handlungen vor sich selber, vor ihren Mitmenschen und ihrer Zeit gegenüber verantwortlich waren. Während der Gefangenschaft setzte er sich auch viel mit der Sowjetmacht und ihrer Ideologie auseinander. Wir können vieles lernen von Solshenizyn.

Die Gedanken von ihm, die ich euch gerne weitergeben möchte, sind verschiedenen seiner Reden und Büchern entnommen, Gedanken, die mir viel bedeutet haben und es noch immer tun.

«Das Böse», meint Solshenizyn, «lässt sich nicht aus den marxistischen oder leninistischen Dogmen oder Doktrinen heraus begreifen. Die Gewalttätigkeit einer Revolution kann zwar auch die Träger des Bösen, nicht aber das Böse selber vernichten. Die universale Trennlinie zwischen gut und böse verläuft nicht zwischen Parteien oder Klassen, auch nicht zwischen Völkern und verschiedenen politischen Systemen in der Welt, sondern sie führt mitten durch das Herz eines jeden Menschen. Das Böse ist ein Teil der menschlichen Natur. Es dringt zuerst in die Herzen der Menschen ein, bevor es sich in den politischen Systemen einnistet.

Wir dürfen nicht vergessen, dass die Gewalt nicht aus sich selber heraus existiert und auch nicht allein existieren kann, denn sie ist untrennbar mit der Lüge verbunden. Zwischen Gewalt und Lüge besteht eine tiefe und naturgegebene Verwandtschaftsbeziehung. Die Gewalt kann sich nur hinter der Lüge verstecken, und die Lüge kann sich nicht ohne Gewaltanwendung behaupten. Jeder, der einmal die Gewalt als seine Herrschaftsmethode erklärt hat, ist unweigerlich dazu gezwungen, die Lüge zu seinem Prinzip zu erheben.

In unserem Land ist die Lüge dem Staatssystem als lebensnotwendiges Glied einverleibt worden, sie hält das Ganze zusammen: Dieses Reich dunkler Kräfte, der Falschheit, der brutalen Macht, wo Ungerechtigkeit herrscht und Argwohn dem Guten gegenüber genährt wird. Dieser Morast ist nur durch uns selbst geschaffen worden. Wir sind mit der Idee aufgewachsen, uns unterordnen und lügen zu müssen, um überleben zu können, und wir haben unseren Kindern beige-

bracht, dasselbe zu tun. Wir können niemand anderem als uns selbst die Schuld geben.

Unser Land ist auf eine geheimnisvolle Weise zu einer Schuldgemeinschaft zusammengeschmiedet worden, der wir nicht entinnen können, und es ist unser unvermeidliches Schicksal, diese Schuld zu bereuen. Nur durch die tätige Reue von Massen von Menschen wird Russlands Luft und Boden gereinigt, so dass gesundes Leben daraus hervorgehen kann.

Reue im Persönlichen wie auch auf nationaler Ebene wird die Atmosphäre reinigen. Nur wenn wir unsere entsetzliche Vergangenheit offen bekennen und sie nicht nur mit leeren Worten, sondern aufrichtig verurteilen, wird die ganze Welt wieder Vertrauen zu unserem Land gewinnen.»

«Und sollte sich zeigen», sagt Solshenizyn, «dass wir tatsächlich die Kraft besitzen, all des Furchtbaren wegen, das wir in unserem Land und gegen uns selbst getan haben, durch das Feuer nationaler Reue zu gehen, wäre es dann klug für Russland, dabei stehen zu bleiben? Nein! Wir müssen in uns selbst die Entschlossenheit aufbringen, den nächsten Schritt zu tun und anzuerkennen, dass es keinen Nachbarn gibt, dem gegenüber wir nicht schuldig geworden sind. Lasst es uns daher so machen, wie wir es auch an unserem ‚Tag der Vergebung‘ tun, und alle, unsere Nachbarn und die Menschen in unserer Umgebung um Vergebung bitten.»

Solshenizyns Vision ist bis heute noch nicht wahr geworden, aber er berührt hier, denke ich, etwas auch für unsere Zeit Wesentliches. Es gilt sowohl für jeden Einzelnen von uns als Individuum, als auch für jedes Volk und jedes Land. Wir alle müssen lernen zu vergeben, zu sühnen dafür was unrecht gewesen ist, damit wir gemeinsam und entschlossen Brücken der Versöhnung dort bauen können, wo Hass, Rache und Gewalt herrschen.

Unterwegs

Wir nähern uns dem Ende des Weges, liebe Patenkinder. Natürlich hoffe ich, dass noch viele Jahre vor mir liegen, so dass mir das Zusammensein mit euch noch oft vergönnt sein wird. Vielleicht wird das Schicksal mich ja damit überraschen, dass ich ein volles Jahrhundert durchschreiten werde, bevor ich in das große Unbekannte eingehe!

Man fragt sich natürlich: Was haben wir, meine Generation, denn nun gelernt, die wir als junge Menschen auf der Grundlage eines optimistischen Fortschrittsglaubens und einer unbegrenzten Entwicklungslehre aufgewachsen sind, uns mit Darwin, Marx und Freud auseinander setzten oder durch sie vereinnahmt wurden? Zahllose unter uns Jungen wurden von Ideologien mitgerissen, die unsere Welt verändern und erneuern wollten, und stattdessen jedoch die größten Verbrechen der Weltgeschichte und das abgründigste Böse über die Menschheit brachten!

Was lehrte uns die Zeit? Welche Lebenserfahrungen aus unserem Jahrhundert haben wir als richtungweisende Werte, als eine Art Erbe euch überlassen, mit denen ihr euch nun als heranwachsende Generation auseinandersetzen müsst? Gibt es darin etwas von Bedeutung für euch, wenn ihr jetzt die Verantwortung übernehmen und euch den Herausforderungen der Zukunft stellen werdet?

Ihr werdet das am besten selber herausfinden. Aber ich bin nun in der glücklichen Lage, liebe Freunde, euer Pate zu sein, und darum erlaubt ihr mir hoffentlich, euch ein paar ganz persönliche Erfahrungen und Gedanken weiterzugeben, die möglicherweise wie ein Kompass sein können auf den vielen Pfaden und Wegen, die ihr in Zukunft gehen werdet.

Im Spätherbst vor fünfundsechzig Jahren fuhr ich einmal mit dem Fahrrad nach Nord-Odal, um den Schriftsteller Sigurd Hoel zu besuchen. Er war ein liberaler und beliebter Autor, zu dem wir Junge aufsaßen. Es war während des Zweiten Weltkriegs, und in einem Schlafsack, der fest um die Lenkstange geschnürt war, lag ein Kurzwellenempfänger versteckt, den der Schriftsteller erhalten sollte.

Ich habe immer schon Bücher geliebt und eine große Bewunderung für Schriftsteller gehegt, gerade auch für Hoel und daher fragte ich ihn, als ich bei ihm war: «Haben Sie für einen Jugendlichen wie mich einen guten Rat für die Zukunft?» Er antwortete: «Junger Mann, erleben Sie so viel wie möglich.» Das habe ich wahrlich getan. Aber in den Jahren danach wurde mir klar, dass neben dem Erleben ebenso wichtig etwas anderes ist, nämlich so viel wie möglich wahrzunehmen.

Ich verbrachte einmal mehrere Winterwochen in den Bergen, um ein Manuskript zu überarbeiten. Ich wohnte in einer Hütte auf 800 Meter Höhe im Gudbrandstal. Da die Schneeverhältnisse hervorragend waren, machte ich jeden Tag Langlauf. Ich wollte auch gut in Form kommen, lief mit mir selbst um die Wette und versuchte, meine Zeit für die zehn Kilometer lange Loipe, auf der ich täglich dahin flitzte, ständig zu verbessern.

An einem besonders schönen Tag wollte ich zur Abwechslung eine gespannte Tour machen, statt wieder über die Loipe zu sausen. Ich trottete also los und sah mich um. Plötzlich bemerkte ich einen weißen Hasen, der flink über den Neuschnee hoppelte, dann innehielt, die langen Löffel aufrichtete und mich beäugte. Dann hoppelte er weiter, hielt aber wieder inne und guckte mich an. Ich war ganz fasziniert, und das Häschen lief weiter, bis es in einem Birkengestrüpp verschwand. Nicht lange danach entdeckte ich frische Fuchsspuren, und dann sah ich Abdrücke eines Auerhuhns, das sich ein Schneeabad genommen hatte! Dann fiel mir eine kleine Birke auf, die so schön war, dass ich stehen bleiben und das Ganze auf mich wirken lassen musste. Es war ein Kunstwerk der Natur, das mich bezauberte. Auch ein Singvogel war da. Er beglückte mich. Er klammerte sich an einen Birkenzweig und trank tropfenweise vom Eis, das in der Sonne schmolz. Und plötzlich sah ich meine Umgebung, die Berge und Wälder, mit ganz anderen Augen als früher. Jotunheimen und Rondane hatten nun etwas Besonderes an sich, und ich musste immer wieder stehen bleiben, um all die überwältigende Schönheit zu bewundern.

Als ich zur Hütte zurückkehrte, fühlte ich mich wie ein anderer Mensch. Die Skitour war wie eine Art Gottesdienst gewesen. Ich war von Freude und einer inneren Ruhe erfüllt, die mir gut tat. «Warum in aller Welt habe ich diesen Reichtum nicht schon früher gesehen und erlebt?», fragte ich mich. Das Einzige, was ich vorher gesehen hatte,

als ich intensiv auf den Skiern trainierte, waren die Loipe und die Stoppuhr gewesen!

Es gibt vieles, was wir nicht sehen und es gibt vieles, was wir nur sehen. Ich sehe allzu oft nur das, was ich sehen möchte. Gott aber will, dass wir wahrnehmen. Ihn in der Schöpfung wahrnehmen. Seine Spuren und Zeichen in jedem Menschen, jedem Freund, jedem Feind, in jeder Rasse und in jedem Volk wahrnehmen – und dass wir lernen, die ganze Welt in unsere Herzen zu lassen. Dann fangen wir an, unsere Nächsten, alle die uns begegnen, zu schätzen, zu ehren und uns ihnen zuzuwenden – denn da fängt die Welt an. Uns allen wird die Freiheit geschenkt, jeden Tag zu einer Entdeckungsreise in die Schöpfung zu machen!

Einer der großen Philosophen in der europäischen Geschichte war der Franzose Blaise Pascal. Er war auch Mathematiker und Naturforscher, ist aber vor allem als Denker bekannt. Er wurde 1623 geboren und starb bereits mit 39 Jahren. Vor einigen Jahren stieß ich auf eine Stelle bei ihm, die mir ziemlich viel bedeuten sollte: « Die Wahrheit ist heutzutage so verfinstert und die Lüge so fest verwurzelt, dass wir die Wahrheit, wenn wir sie nicht suchen und lieben, nicht erkennen können.»

Eines der größten Geschenke des Lebens – und das kann ich aus meiner Erfahrung bestätigen – ist, ein suchendes und offenes Verhältnis zur Wahrheit und ihrem unzertrennlichen Gefährten, dem Gewissen, zu finden. Das ist Gold wert. Wahrheit und Gewissen sind solide und treue Wegweiser in guten und in schlechten Tagen und die besten Freunde in schwierigen und schmerzlichen Entscheidungssituationen. Sie haben mich gerettet, als ich mich zwischen einer Zusammenarbeit mit der Gestapo und der Hinrichtung entscheiden musste. Sie kamen mir zu Hilfe, als ich vor der Verantwortung gegenüber Ministerpräsident Gerhardsen davonlaufen wollte, als es um die Lösung der Gefangenenentschädigungsfrage ging. Und sie gaben mir Anleitung und Hilfe, als ich den Rapport für Ministerpräsident Borten verfasste. Nicht zuletzt retteten sie mich davor, in die Schlingen des Bösen zu geraten, als - damals in Hamburg - meine sensible menschliche Natur zu einem Spiel mit dem Verlangen verlockt wurde. Sie verliehen mir die notwendige Weisheit und Kraft, als ich bei der Vorbereitung von Präsident Heinemanns Staatsbesuch in Norwegen innere Kämpfe austrug.

Die Liebe zur Wahrheit und der Gehorsam gegenüber dem Gewissen kommen nicht von selbst. Aber wenn wir uns entschließen, sie zu suchen und ihnen zu folgen, kommen sie uns zu Hilfe und tun für uns das, wozu wir allein nicht imstande sind. Ich glaube, Wahrheit und Gewissen sind das größte Geschenk und Mysterium des Lebens. Ich muss es immer wieder sagen, dass ich in unserer zerrissenen und verworrenen Zeit beide als Lebensnotwendigkeit betrachte. Sie können die Integrität des Menschen bewahren und das Individuum lebendig erhalten angesichts des massiven, menschenfeindlichen Drucks von so vielen Seiten, durch den unsere Gedanken und Gefühle erobert und beherrscht und alle und jeder von uns gleichgeschaltet werden sollen. In meinem tiefsten Innern lebt der Glaube, dass dann, wenn das Gewissen in uns stirbt, mit ihm auch die Freiheit und die Menschenwürde sterben.

Kurz nach der Befreiung, im Mai 1945, erschien mir das Leben schwierig. Manche Enttäuschung über das, was im Land geschah, bedrückte mich. Die klaren, kalten Wintertage in Grini kamen mir in den Sinn, als wir am elektrischen Zaun entlang gingen und durch den Stacheldraht auf die andere Seite hinaus sahen, die frische Luft ein-sogen und uns nach dem Tag der Befreiung sehnten. Als die Freiheit dann kam, verlief jedoch vieles anders, als wir es uns erträumt hatten. Schwermut befiel mich, und eines Tages, wie ich damit kämpfte, sagte ich zu meiner Mutter: «Was soll eigentlich das Leben? Warum habt ihr mich in die Welt gesetzt? Wäre es nicht besser, wenn ich niemals geboren wäre?» Mutter sah mich mit ihren warmen, durchdringenden Augen an. Sie leuchteten vor Verständnis und Mitgefühl. «Leif», sagte sie, «es gibt so viel Schlechtes in dieser Welt, dass wir Kinder auf die Welt bringen müssen, die für das Gute kämpfen werden.»

Bei einem der vielen Gespräche mit Milovan Djilas in Belgrad erwähnte ich ein Zitat von Dostojewskij, nämlich das bekannte Wort: «Ohne Gott ist alles erlaubt.» Djilas antwortete: «Mit Gott oder ohne Gott ist nicht alles erlaubt.» Er berührte hier eine der wichtigsten Gaben der Freiheit, nämlich die Freiheit, Grenzen zu setzen. Viele unserer Zeitgenossen haben nicht begriffen, was das bedeutet, freiwillig sich selber Grenzen setzen zu können. Allzu viele verstehen unter Freiheit vielmehr die Möglichkeit, alle Grenzen zu sprengen. Ihre Devise lautet: «Erlaubt ist, was Spaß macht!» Eine zahnlose Freiheit ohne Verantwortung, davon bin ich überzeugt, wird Wesen und

Sinn der Freiheit eher töten. Ebenso sehr glaube ich daran, dass für das Bestehen und die Weiterentwicklung der Demokratie Freiheit in Verantwortung von allergrößter Bedeutung ist. Wenn ihr älter werdet, liebe Patenkinder, dann erinnert euch an diese Gedanken und nehmt sie zu Herzen. Denn es ist wichtig, dass ihr und die Generation, der ihr alle angehört, sich mit diesen wesentlichen Dingen im Leben beschäftigt.

Auch wenn ich alt geworden bin, kann ich doch nicht aufhören, an die Zukunft zu denken. Vieles in der heutigen menschlichen Gesellschaft macht mir Sorgen. Ich denke dabei vor allem an das innere Leben, an die moralischen Richtlinien und geistigen Werte, die eine Gesellschaft und ein Volk zusammenhalten. In unserer Zeit waren wir nicht immer glücklich über die vielen Zäune, die zu unserem Schutz aufgerichtet wurden, aber wir wussten, dass sie da sein mussten. Heute sind die Zäune niedergerissen, und viele Tendenzen lassen für die menschliche Gesellschaft Auflösungserscheinungen befürchten. Alles scheint jetzt erlaubt, solange es nicht entdeckt wird, und nur genügend viele Leute müssen etwas Falsches tun, damit es mit der Zeit als normal akzeptiert wird.

Welches Wertefüge wird sich aus unserer Zeit heraus für eure Zukunft bilden, liebe Freunde? Das beschäftigt mich. Vielleicht werdet ihr, wird eure Generation imstande sein, tiefer zu pflügen als wir, eine größere Dimension im Denken und Handeln zu finden und realistischere Zukunftsperspektiven zu entwickeln! Wir und meine Generation, denke ich, haben darin versagt. Nun müsst ihr Pioniere eines anderen und besseren Weges nach vorn werden.

Zum Schluss noch einige Anregungen aus den Worten eines Menschen, der meiner Ansicht nach ein ganz bedeutender europäischer Staatsmann gewesen ist, Václav Havel, der Schriftsteller und frühere Präsident der Tschechischen Republik. In einer Rede, die er am 15. Mai 1996 in Aachen hielt, brachte er einige Gedanken zum Ausdruck, für die auch ich mich immer engagiert habe. Die Rede trug den Titel «Europa als Aufgabe». Havel kann alles sehr viel besser ausdrücken, als ich es kann, daher erlaubt mir, dass ich ihm zum Abschluss das Wort übergebe.

«Die Idee der metaphysisch verankerten Verantwortung ist eine der Werteachsen der europäischen Tradition. Und es scheint mir, dass die Zeit der Abenddämmerung als Gelegenheit zur Selbstreflexion uns

geradezu auffordert, uns auf diese europäische Tradition zu besinnen und uns klar einzugestehen, dass es Werte gibt, die unser augenblickliches Interesse übersteigen, und dass wir nicht nur unserer Partei, unseren Wählern, unseren Lobbies oder unserem Staat verantwortlich sind, sondern dem ganzen Menschengeschlecht, einschließlich derjenigen, die nach uns kommen werden, und dass das Urteil über den Wert unserer Taten in der letzten Instanz jenseits des Kreises der uns umgebenden Sterblichen fallen wird. In der Sprache der heutigen Welt bedeutet dies nichts anderes und nichts weiter als das, dass wir in den verschiedenen Dilemmata auf die Stimme hören sollten, die uns aus den Tiefen unseres Gewissens erreicht. Etwas erhaben könnte man sagen, dass die Aufgabe Europas heute darin besteht, sein Gewissen und sein Verantwortungsbewusstsein wiederzufinden, und zwar im tiefsten Sinne des Wortes, das heißt nicht nur Verantwortung für seine eigene politische Architektur, sondern auch Verantwortung für die Welt in ihrer Gesamtheit. [...]

Die einzige sinnvolle Aufgabe für das Europa des nächsten Jahrhunderts besteht darin, sein bestes Selbst zu sein, das heißt, seine besten geistigen Traditionen ins Leben zurückzurufen und dadurch auf eine schöpferische Weise eine neue Art des globalen Zusammenlebens mitzugestalten.

Wir werden der Welt am besten dienen, wenn wir uns ganz einfach so verhalten, wie es unser Gewissen gebietet, das heißt so, wie sich unseres Erachtens alle verhalten sollten. Vielleicht werden wir damit jemanden inspirieren, vielleicht auch nicht. Dies ist jedoch gerade das, womit wir nicht kalkulieren dürfen. Es ist zwar schwierig, sich von dem Gedanken zu trennen, dass es keinen Sinn hat, sich nach einem von oben kommenden Imperativ zu richten, wenn sich andere sowieso nicht danach richten oder nie richten werden, aber es lässt sich schaffen. Und es ist nicht ausgeschlossen, dass dies das allerbeste ist, was Europa auch für sich selbst, für die Wiederherstellung seiner Identität, für seinen eigenen neuen Tagesanbruch tun kann.»

Und die Zukunft?

Die Vielseitigkeit des Geschehens, das wir seit den 1920er Jahren erlebt haben, kann einem wirklich den Atem verschlagen. Was wir heute in der Welt erleben, wirkt so gänzlich anders. Die ständig neuen Entdeckungen und Erfindungen, die wir mit unseren Sinnen erfassen können, und das immer weiter gehende Erforschen des unendlichen Universums, von dem wir ein Teil sind, machen uns sprachlos. Ich selbst vermag jedenfalls all dem nicht mehr zu folgen. Ich bin noch immer ein Kind des 20. Jahrhunderts.

Trotzdem muss ich mich fragen: Was hat mir in der bisherigen Zeitepoche, die ich selber erleben durfte, am meisten bedeutet? Dabei denke ich nicht nur an mich selber, sondern an das Leben und die Geschehnisse im großen Zusammenhang; an die 67 Jahre, in denen ich all meine Kräfte einsetzte, um an so vielen Ereignissen, die sich auf unserem europäischen Kontinent abspielten, aktiv und intensiv Anteil zu nehmen.

Das Wichtigste, was wir und unsere Generation erleben oder aus nächster Nähe verfolgen konnten, war aus meiner Sicht, was mit dem zerstörten Deutschland nach dem II. Weltkrieg geschah, sein Wiederaufbau und sein Verhältnis zum ehemaligen Erzfeind Frankreich.

Die Deutschen und ihre verantwortlichen Führer haben es geschafft, mit sich selbst im Hinblick auf die Vergangenheit des Dritten Reichs gründlich abzurechnen. Es ist ihnen gelungen, mit den Nachbarländern, die sie während des Kriegs besetzt, verheert und ausgebeutet hatten, zu einer Zusammenarbeit und Versöhnung zu gelangen, und sie haben damit, soweit ich es beurteilen kann, für das Europa, das seither entstanden ist, den Boden bereitet. Durch die langwierige und gründliche Abrechnung mit der Vergangenheit, durch Reue und den Willen zur Wiedergutmachung gelang es den Verantwortlichen in allen Bereichen der Bundesrepublik und dem ganzen deutschen Volk, bei seinen Nachbarn und der übrigen Welt wieder Vertrauen zu gewinnen.

Es muss allerdings auch hinzugefügt werden, dass die durch Amerika und die europäischen Länder bewiesene Haltung und deren

Willen zur Zusammenarbeit mit einem sich verändert zeigenden Deutschland in hohem Maße zu dieser Entwicklung beitragen.

Damals war wohl jedem klar, dass die Nachkriegszeit einen Neuanfang, eine neue Verantwortungsbereitschaft von allen erforderte. Den meisten leuchtete ein, dass der Geist des Versailler Friedensvertrags ein Unglück für unseren Erdteil gewesen ist. Man wusste, ohne viel darüber zu diskutieren, dass es nun einer ganz anderen Einstellung und Haltung bedurfte, um einen Kontinent des Friedens und der Zusammenarbeit aufbauen zu können. Eine größere Dimension eröffnete sich meiner Meinung nach dann, als führende und einfache Deutsche die Verantwortung für das Vergangene auf sich nahmen und bewusst zusammen mit Europa und der übrigen Welt einen Weg nach vorn suchten. Der Neuanfang wurde mit großem Engagement von zahllosen Männern und Frauen getragen.

Es war ein bewusster Einsatz. Ich möchte an den Kampf erinnern, den der Bundeskanzler Konrad Adenauer für das eigene Volk führte, als seine Regierung Deutschland in die NATO eingliederte. Ich möchte auch an Bundeskanzler Willy Brandts bewussten Versuch erinnern, sich mit Osteuropa zu versöhnen. Wer kann vergessen, wie er am Mahnmal des jüdischen Ghetto-Aufstands in Warschau niederkniete? Wer kann die Rede des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker zum 40. Jahrestag der Beendigung des Zweiten Weltkrieges vergessen, die er am 8. Mai 1985 vor versammeltem Bundestag in Berlin hielt?

Das vielleicht Ergreifendste, was ich im Zusammenhang mit dem Willen Deutschlands erlebt habe, mit der Vergangenheit abzurechnen und den Weg der Versöhnung zu suchen, waren die Ereignisse am Donnerstag, dem 7. Juni 1973, in Israel. Der Ort des Geschehens war Yad Vashem, beteiligte Personen waren der deutsche Bundeskanzler Willy Brandt und eine Reihe führender israelischer Persönlichkeiten. Für die Juden ist die Holocaust-Gedenkstätte in Jerusalem ein heiliger Ort. Hier wird das Andenken an Leiden und Tod von Millionen von Juden bewahrt und dokumentiert. Ich möchte jenen Tag so schildern, wie ich ihn damals selber durch die Berichterstattung in Fernsehen und Presse erlebte:

Gideon Hausner, der Ankläger im Eichmann-Prozess, führt den deutschen Bundeskanzler durch die Gedenkstätte. Es wird nichts gesprochen. Man erlebt alles mit. Man empfindet physisch und psychisch die

Grausamkeit der Pogrome und die Schuld des Dritten Reichs. Die Verfolgungen, die Kristallnacht, die Greuelthaten der SS-Sturmtruppen, die Gaskammern, Hitler, Himmler, Ilse Koch ...

Der Bundeskanzler und sein Gefolge gehen durch den schwarzen Tunnel, eine Nachbildung des Abwasserkanals im Warschauer Ghetto, wo die Verfolgten, dicht gedrängt, bis zum Hals im Wasser der Kloake waten mussten. Ein Foto des zerstörten Ghettos trägt den Text: «Es gibt keinen jüdischen Wohnbezirk in Warschau mehr.»

Vom kalten Steinboden, wo der Bundeskanzler sich bückt und einen Kranz niederlegt, starren ihm die Namen Dachau, Buchenwald, Auschwitz, Bergen-Belsen ... entgegen. Es ist, als ob die Zeit still stünde, wie er die Schleife des Kranzes glatt streicht, sich aufrichtet, seine Brille hervorzieht, ein Blatt entfaltet. Aber er hält keine Rede. Niemandem ist dies in Yad Vashem gestattet. Mit bewegter, fester Stimme liest er:

«Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte. Er wird nicht für immer hadern noch ewig zornig bleiben. Er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden und vergilt uns nicht nach unsrer Missetat. Denn so hoch der Himmel über der Erde ist, lässt er seine Gnade walten über denen, die ihn fürchten. So fern der Morgen ist vom Abend, lässt er unsere Übertretungen von uns sein. Wie sich ein Vater über Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, die ihn fürchten. Denn er weiß, was für ein Gebilde wir sind; er gedenkt daran, dass wir Staub sind. Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blüht wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.» (Psalm 103, 8–16)

Nachdenklich und in tiefer Stille geleiteten die israelischen Gastgeber ihre deutschen Staatsgäste aus Yad Vashem hinaus.

In den vergangenen fünfzehn Jahren ist es für mich zur Gewohnheit geworden, jährlich ein bis zwei Monate in Deutschland zu verbringen. Ich habe immer verschiedenes zu erledigen, aber gleichzeitig ist es eine schöne Gelegenheit, die noch lebenden Freunde unter den Bergarbeitern im Ruhrgebiet zu besuchen. Ebenso Familien in Bonn, Wuppertal, Berlin, München, Schorndorf, Stuttgart, bei denen ich gewohnt habe, und in Hamburg, dem letzten Zwischenhalt vor Kiel, wo ich jeweils die Color Line Fähre zurück nach Oslo nehme.

Auf diese Weise ist es mir möglich, an dem, was in Deutschland geschieht, Anteil zu nehmen. Wie alle anderen Länder auf unserem

Kontinent hat auch Deutschland genug zu tragen. Die Wiedervereinigung mit der früheren DDR hat zusätzliche Probleme geschaffen, die gelöst werden müssen. Das gilt auch für das Verhältnis zu dem Teil der Bevölkerung, der aus der muslimischen Welt in das Land gekommen ist. Beides sind Prozesse, die Zeit, Geduld und Weisheit benötigen, damit sie auf eine befriedigende Weise zum Abschluss gebracht werden können. Viele Deutsche interessieren sich auch für uns im Norden. Es überrascht mich immer wieder, dass eine derart große Anzahl Deutscher schon einmal oder öfter in Norwegen gewesen ist. Und gerade von denjenigen, die unser Land kennen gelernt haben, werde ich immer gefragt: «Warum ist Norwegen nicht in der EU? Finnland, Schweden und Dänemark sind doch auch Mitgliedsstaaten.» Sie können nicht begreifen, warum wir uns abseits halten.

Ich muss ehrlich gestehen, dass ich ihnen hier eine Antwort schuldig bleiben muss. Ich verstehe es auch nicht. Selber tat ich, was ich konnte, damit bei den beiden Volksabstimmungen in Norwegen eine Mehrheit für den Beitritt unseres Landes zur EU als verantwortlicher und initiativer Mitgliedsstaat erreicht würde. Finnland erscheint mir als ein leuchtendes Beispiel dafür, was ein kleineres Land durch eine mitverantwortliche und konstruktive Partnerschaft in der Gemeinschaft auszurichten vermag. Norwegen könnte in derselben Weise wirken. Aber wann wird dies geschehen? Man kann es nicht voraussagen. Ich glaube bloß, dass es unklug von uns ist, uns nicht aktiv an dem weit gediehenen historischen Prozess der Neugestaltung unseres gemeinsamen europäischen Kontinents zu beteiligen.

Europa wird sich in den kommenden Jahren großen Herausforderungen stellen und sie bewältigen müssen. Doch das Wichtigste ist bereits geschehen. Die Grundlage für ein modernes Europa ist gelegt. Es ist eine vielversprechende Grundlage auch deshalb, weil das Vertrauen, das die Alliierten des Zweiten Weltkriegs Deutschland heute entgegenbringen, und ihre Achtung vor der Bundesrepublik nun so stark ist, dass die Zusammenarbeit auch in Zukunft Bestand haben wird. Ebenso vielversprechend ist es, dass sich die Deutschen endlich davon befreit haben, sich durch die Nazivergangenheit erpressen zu lassen.

Mein Herz sagt mir, dass es ein Segen für unsere Zeit ist, ein reifes, freies und verantwortungsvolles Deutschland im Zentrum unseres Kontinents zu haben – dieses Land, das wie ein Bindeglied zwischen

Nord und Süd, Ost und West liegt. Darf man glauben, dass Geschichte, Zeit und Schicksal die Deutschen künftig dazu in die Lage versetzen werden, eine Rolle als Versöhner, Vermittler und Friedensstifter anzunehmen? Ich meine, ja, das darf man.

Anhang

Anlage I

Zitat aus *Freies Volk* vom 6. Oktober 1949 und *Neue Volkszeitung* vom 7. Oktober 1949 von Hugo Paul, Vorsitzender der KPD Nordrhein-Westfalen:

«Das gefährliche Treiben der Apostel der ›Moralischen Aufrüstung‹ wurde bisher von den Kreisvorständen unserer Partei und auch vom Landesvorstand unterschätzt. Das Wirken der Heilsprediger des USA-Kapitals hat in einigen Einheiten der Partei, z. B. in der Ortsgruppe Meerbeck-Moers, in den Betriebsgruppen der Rheinpreußen-Schächte und bei Ford in Köln zu ideologischen Unklarheiten und zur Verwirrung geführt.» Nach einem ausführlichen Kommentar zur Erklärung des Parteiausschlusses von Bladeck, Kurowski und Benedens kam der Parteivorsitzende auch auf eine Funktionärsversammlung in Moers zu sprechen: *«Auf der Funktionärskonferenz berichteten die Genossen über das Treiben der Agenten der ›Moralischen Aufrüstung‹. Der Vorsitzende der Ortsgruppe Meerbeck schildert, wie sich diese Zersetzungsarbeit bereits auf die, wie er sagte, einst so stolze Ortsgruppe ausgewirkt hat. Monatelang habe man bereits mit den Genossen diskutiert, aber immer wieder hätten sie versucht, diese ›neue Ideologie‹ an den Mann zu bringen.»*

Anlage II

Zitat aus *Neue Volkszeitung* vom 10. März 1950. Offizielle Verlautbarung Kreissekretariats Essen der KPD:

«Mit den Agenten der moralischen Aufrüstung kann man nicht diskutieren, gegen sie kann man nur den unversöhnlichen Kampf führen. Deshalb kann sich kein anständiger, fortschrittlicher und friedliebender Mensch mit diesen Agenten der amerikanischen Kriegstreiber einlassen. Wer das tut, wird selbst zum Agenten und stellt sich damit außerhalb der Reihen unserer Partei.»

Anlage III

Brief von Bundeskanzler Adenauer an Dr. Frank Buchman (Zitat nach: *Konrad Adenauer, Briefe 1949-1951*, Rhöndorfer Ausgabe. Hrsg. Von Rudolf Morsey und Hans-Peter Schwarz; Berlin: Wolf Jobst Siedler, 1985; S. 199 ff (Brief Nr. 225):

„Die Moralische Aufrüstung [...] ist im Deutschland der Nachkriegszeit zu einem Begriff geworden. Ich denke an die großen Erfolge, die die Mannschaft der Moralischen Aufrüstung mit dem Spiel «Der vergessene Faktor» im Ruhrgebiet errang. Weite Kreise aus Politik, Wirtschaft und Arbeiterschaft sind dadurch mit den Gedanken der Moralischen Aufrüstung in Berührung gekommen. Darüber hinaus folgten zahlreiche führende Politiker, Leiter der Gewerkschaften und von Industrie und Handel der Einladung zur Teilnahme an den jährlichen Konferenzen in Caux. Sie waren dankbar dafür, dass ihnen Caux die Gelegenheit gab, dort die dringenden Probleme Deutschlands auf einer weltweiten Basis und in einer Atmosphäre herzlicher Zusammenarbeit mit Vertretern aller Länder der Welt zu besprechen, in denen dem Individuum die persönliche Freiheit gewährleistet ist.

Ich glaube, dass angesichts des Ansturms totalitärer Ideen im Osten von Deutschland die Bundesrepublik und in ihr das Ruhrgebiet die gegebene Plattform ist, eine Demonstration der Gedanken der Moralischen Aufrüstung stattfinden zu lassen.“

Anlage IV

Zitat aus Rede von Walter Ulbricht, Generalsekretär der Sozialistischen Einheitspartei SED und starker Mann der Sowjetischen Besatzungszone, gehalten auf dem KPD-Parteitag 1951 in Weimar (*Neue Volkszeitung*):

„Ulbricht drückte unter anderem mit ironischen Worten sein Missfallen an der Rede des Genossen Renner aus. Vielleicht hätten die Genossen Abgeordneten, die im Bundestag sitzen, ja viel zu tun, aber wenn sie bei den Betriebsratswahlen im Ruhrgebiet fehlten, dann sei das nicht gut. Er sei gefragt worden, was er von der Vorbereitung für den Parteitag halte. «Ich sage das ganz offen», antwortete Ulbricht, bei den Vorbereitungen habe man Angst vor Kritik und Selbstkritik gehabt. «Das ist eure Hauptschwäche! Deshalb wurden einige Dinge auf dem Parteikongress nicht angesprochen, die angesprochen werden müssen.» Ulbricht erklärte weiter, dass

die von den Delegierten angesprochenen Rückschläge der Partei bei den Betriebsratswahlen im Gelsenkirchener Bergbauggebiet schon bei den Vorbereitungstreffen im Ruhrgebiet zum zentralen Diskussionspunkt hätten gemacht werden müssen. Denn dies sei eine entscheidende Angelegenheit für den Parteitag.“

Anlage V

Ergebnisse der Betriebsratswahlen 1951 im Ruhrbergbau:

Der Betriebsratsvorsitzende in der Zeche «Bergmannsglück», in der 3600 Mann arbeiteten, war seit 28 Jahren aktiver Parteifunktionär gewesen. Nachdem er die sich die Prinzipien der MRA zu Eigen gemacht hatte, setzte die Partei alles daran, ihn aus dem Betriebsrat heraus zu drängen indem er vor der Wahl sowohl am Arbeitsplatz als auch in der Presse agitatorisch angegriffen wurde. Die *Neue Volkszeitung* brachte drei verleumderische Artikel über ihn. Trotzdem wurde er als Betriebsratsvorsitzender wieder gewählt.

Ein anderer Kumpel, Mitglied des Betriebsrats der Zeche «Bonifatius» (3000 Mann), sagte uns, als er von seinem Besuch in Caux zurückkam: «Ich glaube, diesmal habe ich keine Chance, wiedergewählt zu werden.» Aber er erhielt 208 Stimmen mehr als bei seinem besten früheren Wahlergebnis. Sein engster Parteifreund im Betriebsrat war einer der Mitbegründer der KPD in Gelsenkirchen. Er war im Herbst des Jahres auch in Caux gewesen und auch er wurde mit erhöhter Stimmzahl wieder gewählt, ebenso wie der Betriebsratsvorsitzende dieser Zeche, der mit der größten Stimmzahl an der Spitze der Liste lag und weiterhin Vorsitzender blieb.

Am Vorabend der Wahl in der Zeche «Graf Moltke» (3500 Mann) verteilten die Kommunisten ein Flugblatt mit massiven Angriffen gegen den Betriebsratsvorsitzenden, der schon häufig für die Prinzipien der MRA eingetreten war, und einen Kommunisten, der aus dem gleichen Grund aus der Partei ausgestoßen worden war. Die Angriffe kamen zu einem Zeitpunkt, als die Beschuldigten keine Möglichkeit mehr hatten, den Wählern ihren Standpunkt darzustellen. Aber sie wurden ebenso wie vier weitere Mitglieder, die auch in der Schweiz gewesen waren, wieder in den Betriebsrat berufen. Der Vorsitzende wurde zum dritten Mal Arbeitnehmervertreter im Aufsichtsrat dieser Bergbaugesellschaft mit 25.000 Beschäftigten.

In der Zeche «Zollverein 3/10» wurde Fritz Heske wiedergewählt und blieb weiterhin Vorsitzender des Betriebsrats. Im westlichen Teil des Industriegebietes sicherte sich Max Bladeck mehr Stimmen als bei allen früheren Wahlen und setzte seine Arbeit als Betriebsratsvorsitzender von Schacht IV des Bergwerks [Rheinpreußen] in Moers fort.

Im Norden des Ruhrgebiets, in Castrop-Rauxel, lag die Zeche «Erin» mit 4.500 Arbeitnehmern. Dort wurden der erste, wie auch der zweite Vorsitzende, beides ehemalige Kommunisten, wegen ihres Einsatzes für die MRA heftig angegriffen, aber mit jeweils 200 Stimmen mehr als bei der Vorwahl wiedergewählt.

Noch weiter nördlich, wo die Stollen tiefer und tiefer in die Erde hinab dringen, in Lünen, lag die Zeche «Victoria», wo 3.400 Bergleute beschäftigt waren. Auch der führende Kommunist im Betriebsrat dort, zugleich Vorsitzender der KPD in Lünen-Süd, hatte in diesem Sommer Caux besucht. Als er aus der Schweiz zurückkam, wurde er aus der Partei ausgestoßen und massiven Verleumdungen ausgesetzt. Eines Tages wurde er auf der Straße niedergeschlagen und misshandelt. Dies alles führte dazu, dass sich ein mit ihm befreundeter Parteigenosse im Betriebsrat mit ihm solidarisch erklärte und selbst aus der Partei austrat. Vierzehn weitere Kollegen verließen daraufhin ebenfalls die KPD. Der frühere Parteivorsitzende bekam bei der Wahl 189 Stimmen mehr als im Vorjahr. Der Freund, der sich mit ihm solidarisch erklärt hatte bekam mehr Stimmen als irgendein anderer in der Zeche.

Anlage VI

Vorwort zur norwegischen Ausgabe von Ernst Neizvestny, russischer Bildhauer

Menschen, die jene Mauern durchbrechen, die sie ihrer Freiheit berauben – die physischen wie auch die geistigen Mauern - werden einander stets erkennen, auch wenn sie in verschiedenen Ländern geboren sind und verschiedene Sprachen sprechen.

Als ich Leif Hovelsen zum ersten Mal begegnete, wurden wir sofort Freunde. Wir begriffen sogleich, dass für uns das Wichtigste hier im Leben die Würde des Menschen ist und die Überzeugung, dass unser Glaube daran weder auf eigener Leistung noch auf Verdienst beruht, sondern ein Gebot von oben ist, das an uns alle ergeht und das Urgrund unserer irdischen Wanderung ist.

An Gerechtigkeit zu glauben und, im Namen der Liebe, gegen Grausamkeit zu kämpfen, das ist die Bestimmung des Menschen in einer unmenschlichen, von Unterdrückung und Bosheit geprägten Gesellschaft.

Beim Lesen von Leif Hovelsens Buch *Durch die Mauern* empfand und begriff ich noch klarer, dass wir Menschen unserer Generation eine gemeinsame Bestimmung haben. Ich begriff, dass wir beide gleichzeitig, aber jeder von seiner Seite her, durch die Mauern des Bösen drangen: er, als ein Mann des Wortes, Schriftsteller; ich, als ein Mann des Formens, Künstler. Wir trafen einander durch die Wahrheit des Wortes und den Spannungsbogen des dreidimensionalen Formens, wir umarmten einander – und erkannten aufs Neue, dass wir stets zusammen gewesen waren.

Ich freue mich sehr, dass meine Bronzeskulptur *Durch die Mauer* auf dem Umschlag der norwegischen Ausgabe dieses Buches meines Freundes Leif Hovelsen abgebildet ist.

Moskau 2006

Ernst Neizvestny

Quellennachweis

Seite 83:

Das gefährliche Treiben der Apostel der «Moralischen Aufrüstung»: *Freies Volk*, 6. 10. 1949 und *Neue Volkszeitung*, 7. 10. 1949.

Seite 94:

«Moralische Aufrüstung» – ein Mittel zur Kriegsvorbereitung: *Neue Volkszeitung*, 10. 3. 1950.

Seite 97:

Konrad Adenauer schrieb an Frank Buchman: Zit. n.: *Konrad Adenauer, Briefe 1949–1951*, Rhöndorfer Ausgabe, hrsg. von Rudolf Morsey und Hans-Peter Schwarz. Berlin: Wolf Jobst Siedler, 1985; S. 199 f. (Brief Nr. 225).

Seite 97:

In Tagen der Krise wenden sich Marxisten: Zit. n.: Frank Buchman, *Für eine neue Welt; Gesammelte Reden*, Caux: Caux-Verlag, 1961; S. 224 f.

Seite 129ff:

Geert Müller-Gerbes, 1969-1974 Pressechef von Bundespräsident Heinemann, hat das Kapitel „Das Unerwartete“ gelesen und für sachlich richtig befunden

Seite 155:

«Kommunismus steht im Widerspruch ...»: Interview mit Milovan Djilas, *Freedom at Issue*, Mai-Juni 1989

Seite 157:

«Nur demokratische Organe ...»: Zitat n. Milovan Djilas, *Konkret gesagt*, a.a.) O. Seite 79

Seite 169:

«Das Böse», meint Solshenizyn, «lässt sich nicht»: Die Solshenizyn-Stiftung in Moskau hat das ganze Kapitel über Solshenizyn gelesen und für sachlich richtig befunden

Seite 175:

Die Idee der metaphysisch verankerten Verantwortung: Václav Havel: *Europa als Aufgabe*, Rede vom 15. 5. 1996 in Aachen bei der Tagung «Kultur als verbindendes Element in Europa» der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste.